

Unter dem Doppeladler

Oscar Teuber, Emerich Teuber

Unter dem Doppeladler.

Ein österreichisches Lesebuch für Volk und Heer.

Von

Oscar Teuber.

Vollendet und herausgegeben von Emerich Teuber, k. u. k. Oberlieutenant.

Mit Beiträgen von Albrecht Graf Wickenburg.

Illustriert von Josef Hendel.

Wien.

Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hof-Buchhändler.

1901.

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien.

Sr. k. u. k. Hoheit dem Durchlauchtigsten

Herrn Herrn

Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este

in tiefster Ehrfurcht

zugeeignet.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

„Ein österreichisches Lesebuch" — nicht um es zu buchstabieren, nicht um nach schulmäßiger Vorschrift darin zu lesen und daraus zu memorieren — nein, ein anderes Lesebuch österreichischer Art und österreichischen Sinnes soll es sein: ein Lesebuch für die Jugend und den Erwachsenen, für Volk und Heer, für alle, welchen die Liebe für unser schönes, theures Vaterland im Herzen glüht, für alle, welche sie neu erwecken wollen. Wir glauben ja an den hehren Begriff dieses Vaterlandes, wir glauben an die Möglichkeit inniger Bruderliebe in der großen österreichischen Völkerfamilie, und diese Liebe wird gestärkt und gewahrt, wenn wir nach den gemeinsamen Schätzen suchen, welche unsere Vaterlandsgeschichte birgt. Hier sind gemeinsame Erinnerungen, gemeinsame Errungenschaften; da finden wir nicht jenes Trennende, das uns in unheilvoller Fülle die Gegenwart bringt, nein — das Einigende, Versöhnende; aus jenen Erinnerungen schöpfen wir die große Lehre von der Macht einmüthiger Arbeit, einmüthiger Vertheidigung.

„Der Österreicher hat ein Vaterland
Und liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben."

Das sind Worte von Friedrich Schiller, dem Dichter nach dem Herzen des Volkes und der Jugend. Er hat uns die einfache Wahrheit gesagt, die man heutzutage so oft vergessen glaubt im Gewirre des Meinungskampfes. Und ein anderer Dichter, den das Vaterland selbst geboren, der Österreich zur immerwährenden Zier gereicht, hat in ernsten Tagen eine andere Wahrheit in flammenden Worten gepriesen, als ein greiser Feldherr, Vater Radetzky, das Schwert in der starken Hand, Österreichs Feinde glorreich bezwang. Damals hörte man sie zum erstenmale, jene herrlichen, mahnenden Worte:

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer:
In Deinem Lager ist Österreich,
Wir anderen sind einzelne Trümmer.

Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen,
In denen, die Du führst zum Streit,
Lebt noch ein Geist in allen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn „Vorwärts!“ ist ung'risch und böhmisch.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wär' uns ein Beispiel Dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände!
Im Anschluss von allen liegt der Sieg,
Im Glück eines jeden das Ende!

Wen ergriffen diese Dichterworte heute nicht abermals mit schmerzvoller Gewalt? Sind sie nicht heute lebendig wie damals, dringen sie nicht mahnend, als befeuernde Dichterweisheit und bezwingende Prophetenahnung, an unser Herz, vermögen sie es nicht zu treffen, nicht zu rühren? Ja, „aus Thorheit und aus Eitelkeit sind wir in uns zerfallen!“ Der Dichter Franz Grillparzer spricht sie mit nie versiegender Wahrheit und Weisheit aus, diese Worte, die sich jedem Freunde des Vaterlandes aufdrängen, wenn er den thörichten Streit der einzelnen trauernd betrachtet, trauernd um die durch jenen unfruchtbaren Zank schwergeschädigte Gesammtheit. „Im Anschluss von allen liegt der Sieg, im Glück eines jeden das Ende!“ Darum versuchen wir diesen Anschluss, darum weisen wir einen Weg dazu, indem wir die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande wecken und erzählen von dem, was uns gemeinsam ist, von dem Reichthume unserer Geschichte, von den Thaten unserer Vorfahren. Was wir in dem lebendigen Buche von Österreich, von seiner erhabenen Dynastie, von seinem im Heere vereinigten Volke lesen, das ist gemeinsames Gut, das gehört uns allen.

Mächtig sind noch die stärksten Mittel der Einigung, die stärksten Bande der Brüderlichkeit zwischen den Völkern des Habsburgreiches. In der Liebe zu unserem angestammten Herrscherhause, in der Liebe zu unserem, die große Gesammtheit verkörpernden Heere finden wir uns alle.

Nicht so sehr in den bewunderungswürdigen Siegen Radetzkys, nicht so sehr in den gewaltigen Kriegsthaten dieses ehrwürdigen Greises gegen ein übermächtiges Feindesheer in feindseligem Lande erblicken wir seine stets und fruchtbringend fortwirkende Bedeutung — nein, noch mehr in

der Zauberkraft seines Geistes und Herzens, welche in den Tagen einer allgemeinen Zersplitterung die „einzelnen Trümmer" zu sammeln und zu dem harmonischen Bau einer urösterreichischen, einer einheitlichen, von dem Geiste der Brüderlichkeit und innigen Gemeinsamkeit durchtränkten Armee zusammenzufügen vermochte.

Wie lange wirkte diese Erziehung, dieser Radetzky'sche Geist nach! Noch heute ist er nicht erloschen; noch heute ist jener friedliche Lorbeer Radetzkys unverwelkt; wir umkränzen damit im Geiste unsere Fahnen, wir schöpfen aus dem köstlichen Quell dieser Tradition und laben damit unsere Jugend; wir weisen sie hin auf jenen herrlichen Triumph der Eintracht und mahnen sie, ihn wieder zu erringen in Gegenwart und Zukunft. Es gibt keinen trennenden Gegensatz zwischen Volk und Heer, sie sind eins, Blut von unserem Blute, Fleisch von unserem Fleische ist das Heer, seine Thaten sind unsere Thaten, seine Größe ist unsere Größe, sein Ziel ist unser Heil.

Darum schreiben wir ein österreichisches Lesebuch „für Volk und Heer"; wir schreiben es in jenem Sinne, der Heer und Volk zu einem Ganzen eint. Wir blättern in den goldenen Büchern unserer Geschichte und legen manch kostbares Blatt daraus in dieses Buch; wir erzählen Geschichten aus Österreich, ernst und heiter, flechten die Reime eines Dichters ein, dem die Begeisterung für sein altes, schönes Vaterland die Saiten der Leier rührt, und hoffen, den Weg zum Herzen der Jugend und des Alters, zum Herzen des Bürgers und des Kriegers zu finden mit der allen verständlichen Sprache des österreichischen Herzens.

Einem edlen und erlauchten, für unser Österreich in wahrer Liebe erglühenden Prinzen ist dieses schlicht-österreichische Buch gewidmet. Sein erlauchter Name sei von vielverheißender Vorbedeutung für den Gang des Buches in die weite Öffentlichkeit; möge es in Haus und Hütte dringen und überall erzählen von unserem theueren, alten und glorreichen Österreich!

Wien, am 1. Mai 1901.

Nachwort zum Vorwort.

Jäh hat der Tod meines Vaters Arbeit unterbrochen; die Feder ist der nimmermüden Hand entsunken; der treue Österreicher, der gute Mensch ist nicht mehr!

Es war ihm nicht vergönnt, dies Buch unter Österreichs Volk zu senden, es war ihm nicht vergönnt, die Wirkung seiner Arbeit zu sehen! Mögen diese Blätter — das letzte vollendete Werk des Geschiedenen — sein Vermächtnis sein an Österreichs Völker, die er so sehr geliebt!

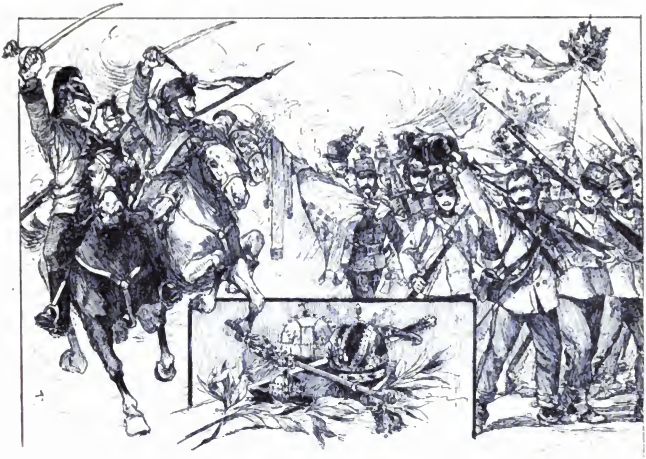
Mögen sie dazu beitragen, unserem schönen Vaterlande Friede und Eintracht wiederzugeben! Dann hätte das Werk seinen Zweck erfüllt, dann wäre des todten Autors Lebenstraum verwirklicht!

Das walte Gott!

Wien, im November 1901.

Emerich Teuber,

k. u. k. Oberlieutenant.



Gott erhalte!

Mächtig ergreift und bewegt es unser Herz, das heilige Lied der Kaisertreue und Vaterlandsliebe, das alte Kaiserlied. Es war das erste Lied, das man dem Kinde auf der Schulbank lehrte; andächtig sprachen, schüchtern und immer beherzter, immer freudiger sangen wir es nach, als uns der Herr Lehrer den Ton angab und den Inhalt der Worte kündete. Ja, nun wussten wir, dass es über uns allen, die wir Österreichs weite Gauen bewohnen, einen gütigen, großen Vater und Herrn gibt, der uns leitet und schirmt in dem wilden Getriebe der Welt, der ganze Völker mit der beglückenden und versöhnenden Kraft seiner Liebe umfasst, zu dem wir im Elend und Unglück aufblicken dürfen, um Trost und Hilfe zu erflehen.

Aus den Worten des Kaiserliedes spricht diese beglückende Fürstenliebe zu uns, in diese Worte legen wir unsere Gegenliebe, die flammende, heilige Begeisterung hinein, die uns für den gütigen Vater der Völker erfasste, in diesen Worten strömt die ganze Gewalt unserer Empfindung für Kaiser und Vaterland aus ....

Neue Eindrücke, neue Lehren, gute und falsche, kommen über uns in den wechselnden Jahren des Lebens; Weisheit und Irrthümer bewegen

und verwirren unseren Geist, unser Herz; manchen Kampf haben wir zu bestehen in dieses Erdendaseins Stürmen; aber immer wahr bleiben des großen Dichters Worte von jenem erhabenen Liede der Jugend und des Volkes:

. . . Selbst inmitten der Gefahr,
Von Getös' umrungen,
Hört' ich's, weit entfernt und klar,
Wie von Engelszungen.

Aus dem Wirrsal der politischen Strömungen und Gegenströmungen hebt es uns empor mit seinem hellen, versöhnenden Klange, mit seiner mächtigen Lehre von der Liebe zu Kaiser und Vaterland, von Recht und Pflicht, von Eintracht und Brüderlichkeit. Wenn wir nach dem rechten Pfade suchen inmitten jener Wirrsale, dann weist es uns den guten Weg mit seiner schlichten und wahrhaftigen Weisheit:

Fromm und bieder, wahr und offen,
Lasst für Recht und Pflicht uns stehn,
Lasst, wenn's gilt, mit frohem Hoffen,
Muthvoll in den Kampf uns gehn.

Und stehen wir drin im Kampfe des Lebens oder der Schlachten, umbrausen uns Stürme und Wetter, bedrohen uns die Schrecken des Todes, dann steigt erhebend, befeuernd wieder jene hehre Weise aus dem Donner der Schlachten empor; den edlen, milden Vater zaubert sie vor unser Auge, seine Hand fühlen wir über uns walten, ihm fühlen wir uns zu eigen mit ganzer Seele, muthvoll gehen wir in den Kampf, mit der ganzen Kraft der Thaten stimmen wir jubelnd ein in die Worte des Kaiserliedes und geben:

Eingedenk der Lorbeerreiser,
Die das Heer so oft sich wand,
Gut und Blut für unsern Kaiser,
Gut und Blut fürs Vaterland!

Freudig haben es viel Tausende dahingegeben, todesmuthig stürmten Österreichs Regimenter die blutige Bahn hinan; jene heiligen Töne gaben ihnen ja das Geleite, sie klangen tröstend an das Ohr des Verlöschenden, sie wurden zum letzten Liebesgruße des Vaterlandes für den Sterbenden, und sie stiegen himmelhoch jauchzend empor, wenn sich die Fahnen im Siegessonnenschein entfalteten und Triumph kündeten nach heißem, blutigem Ringen.

Und wo ein Werk des Friedens vollendet ward, wo wir uns versammeln auf einer Stätte der Arbeit, wo es zu bewundern und zu weihen gibt, „was des Bürgers Fleiß geschaffen“, wo es einen Sieg zu

feiern gilt, welchen „mit des Geistes heitren Waffen“ Kunst und Wissenschaft errungen hat, dort hören wir ihn wieder, diesen Triumphgesang Österreichs, dort klingt es uns jubelnd ans Herz:

Segen sei dem Land beschieden,
Und sein Ruhm dem Segen gleich,
Gottes Sonne strahl' in Frieden
Auf ein glücklich Österreich!

Düstere Wolken ballten sich gar oft zusammen über des theueren Vaterlandes Gauen, schwere Heimsuchungen kamen über uns; die Herzen der Brüder selbst, welche in diesen weiten Landen wohnen, wurden einander fremd, sie gönnten dem Geiste der Zwietracht Raum und vergaßen des guten Geistes der Bruderliebe, der Großes schafft, der die mächtigste Bürgschaft des Friedens im Leben der Völker und Staaten ist. Aber noch wachte ein mächtiger, guter Geist in Österreich, noch wussten wir eine Zuflucht in bösen Streitestagen.

In unserem Kaiser erblicken wir den Hort der Völkerliebe, den milden und weisen Vater, der alle — welcher Zunge, welchen Glaubens sie immer seien — mit gleicher Güte umfängt. Und in dem Aufblicke zu unserem Kaiser finden wir den Ausweg aus allem Wirrsal; ihm weihen wir abermals unser Lied, und erlösend klinge es durch alle Lande:

Lasst uns fest zusammenhalten,
In der Eintracht liegt die Macht.
Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht.
Lasst uns, Eins durch Brüderbande,
Gleichem Ziel entgegengehn,
Heil dem Kaiser, Heil dem Lande:
Österreich wird ewig stehn!

So war und ist uns das Kaiserlied der Quell jener klaren Weisheit, welche in der rechten Auffassung des Patriotismus liegt.

So kündet es uns das Geheimnis jener wunderbaren Macht, welche Völker mannigfachen Stammes, verschiedener Zungen zu einer großen Familie eint, zu einer einzigen Völkergemeinschaft zusammenschließt. Von dem Kaiser, dem Haupte dieser vielsprachigen, vielgestaltigen Familie, geht die einigende Kraft aus; er ist die Lichtgestalt, zu welcher alle diese Nationen mit gleicher Verehrung emporblicken, dessen Wink und Wort ihnen das Gebot der Kindes- und Bruderliebe bedeutet. Er ist der große Zauberer, welcher die weise Lehre wahrzumachen vermag:

Lasst uns fest zusammenhalten,
In der Eintracht liegt die Macht.

Er hat diesen Spruch zu seiner Devise, zur Richtschnur seines Herrscherlebens erwählt, das in einer Zeit der Zwietracht und des Völkerhaders begann und hinüberleitete in Jahre des Friedens und der Eintracht. Er war es, der den Millionen seiner Kinder gar oft das mahnende Wort zurief:

Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht!

der dieses Wort in seiner eigenen, erhabenen Person bethätigt hat in rast- und selbstloser Arbeit. Darum gedenken wir Seiner im Kaiserliede, darum lassen wir unseres Herzens andächtig Gebet für ihn und sein erhabenes Haus in der hehren Weise des Gesanges ausströmen, den ein großer Dichter der Töne in Tagen der Gefahr angestimmt hat, um Österreichs Völker um ihren guten Kaiser zu scharen.

Verloren schien damals, vor einem Jahrhundert, als die Volkshymne von Josef Haydn componiert wurde, das Glück und die Zukunft Österreichs; mächtig, in unaufhaltsamem Siegeszuge stürmte der Feind gegen die Pforten Österreichs, dessen Vormauern gefallen waren, dessen Fahnen die einzigen Symbole der Völker-Freiheit gegenüber dem fremden Eroberer bedeuteten.

Wo war der feste Punkt, die schützende und schirmende Gewalt in jenen Tagen des Unheils zu finden? Lange suchten die Völker darnach. Und der große Meister der Töne wies mit der Zauberkraft seines Genius nach Franz, dem letzten römischen Kaiser, dem letzten Hüter der Unabhängigkeit von fremdem Joche.

Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Diese schlichten Worte klangen damals mit wunderbar klärender Gewalt an aller Österreicher Herzen; sie gaben ihnen den Halt im Unglück, den Glauben an die Zukunft, die Hoffnung auf Wiederkehr des entschwundenen Glückes, die Liebe zum bedrohten Vaterlande wieder. Sie richteten die Verzagenden auf und entflammten neu das verlöschende Feuer der Begeisterung.

So wirkte damals das Kaiserlied, so wird es allezeit wirken in den Tagen der Prüfung. Es ist der Ausdruck der Hoffnung, es ist unser andächtiges Gebet, es ist unser Kampf- und Triumphgesang, es ist das Lied an unseren Kaiser. Wenn wir es anstimmen, denken wir an ihn, den Vater der Völker, den Führer im Kampfe, den Fürsten des Friedens; wenn wir es anstimmen, legen wir das Bekenntnis unseres politischen

und patriotischen Glaubens, das Bekenntnis unserer nie verglühenden Liebe zum Vater des Vaterlandes ab; mit vereinter Kraft scharen wir uns um seinen Thron, mit den Waffen des Friedens und des Krieges geloben wir, für ihn einzustehen, und für unser Österreich.

Innig bleibt mit Habsburgs Throne
Österreichs Geschick vereint!

Das wissen wir, diese Wahrheit hüten wir treu im Herzen und rufen mit der Kraft unseres Herzens durch alle Gaue des Vaterlandes:

Laßt uns, Eins durch Brüderbande,
Gleichem Ziel entgegengehn;
Heil dem Kaiser, Heil dem Lande,
Österreich wird ewig stehn!



Leopolds VI. Weihnachtsfest im Jahre 1227.

Von

Albrecht Graf Wickenburg.

Herr Leupold, „der Glorreiche" zubenannt,
Er sitzt in der Burg heut' alleine,
Ein Weilchen schon wiegt er den Kopf in der Hand,
Da springt er mit eins auf die Beine:
„Hei!" ruft er, „mein Wien ist ein fröhliches Nest,
Drauf reimt sich kein bleiern' Langweilen,
So drängt's mich, auch einmal das Christkindelfest
Mit lustigem Völklein zu theilen!"

Bald reitet der Fürst durch die heilige Nacht,
Gar öde und leer sind die Straßen,
Doch glänzen die Scheiben in taghеller Pracht
Selbst in den winkligsten Gassen.
„Gottlob!" denkt der Reiter, in Pelzwerk vermummt,
„Heut' gibt es kein Sorgen und Härmen,
Wohin ich auch horche, da braust's ja und summt,
Als kämen die Bienen ins Schwärmen!"

Und kaum hat der Herzog, so stille beglückt,
Das Wort zu sich selber gesprochen,
Da kommt's auch in Schwärmen auf ihn schon gerückt,
Als hätt' er ins Körblein gestochen.

„Juchhe!“ ruft da einer in stürmischer Hast,
„Herr Leupold will uns beehren!
Und kommt er zur Wiener Bescherung als Gast,
So lasst uns auch ihm was bescheren!“

Und schon sind wohl hundert Pokale bereit,
Draus soll erst der Herzog eins trinken —
„Hoho!“ lacht er, „thät' ich aus allen Bescheid,
Ihr säht unters Röslein mich sinken!“
Doch siehe! . . . Was bannt jetzt dem Herrscher den Blick!
Es kommen mit Fahnen und Schilden,
Mit Trommeln und Pfeifen und Hörnermusik
Im Festmarsch die Zünfte und Gilden!

Mit Spangen und Gürteln die Münzer voran,
Die Goldschmied' mit feinsten Geschmeiden,
Die Gerber mit Leder vom schönsten Saffian,
Die Kaufherr'n mit Sammten und Seiden,
Die Kürschner mit Zobel und Hermelin,
Die Bäcker mit Kuchen und Flecken,
Und Rinder bringen die Fleischer von Wien,
Mit farbigen Bändern und Decken.

Ein Hochruf, der fernhin, wie Donner, entrollt,
Macht ringsum die Fenster erbeben —
„Heut' sollst du dir nehmen, Herr Leopold,
Der immer so fürstlich im Geben!“
Und Bursche und Mädel, von Tanzlust entfacht,
Umschlingen den Fürsten im Reigen,
Bis ernstere Klänge durchzittern die Nacht
Und machen den Jubel erschweigen.

„Habt Dank, meine Kinder!“ der Herzog jetzt ruft,
„Das heiß' ich die lustigste Metten!
Doch tönt nun die Glocke schon hell durch die Luft
Und ruft uns nach heiligen Stätten.
Das Christkindlein zieht uns in himmlischen Bann,
Vor ihm sind wir alle die Gleichen,
Nur dass ich zur Stunde der seligste Mann
In allen weltlichen Reichen!“



Von der Habsburg zum Kaiserthron.

Umdüstert war die Sonne, die dem römisch-deutschen Reiche einst so hell gestrahlt hatte. Zum Spott war die Würde der Cäsaren geworden, zum Spott für alle kleinen und großen Häupter des Reichs. Aus festen Burgen und Schlössern stiegen die Ritter nieder zu Fehde und Streit; niemand wehrte ihnen, niemand gab dem Bürger und Bauer Schutz und Recht; denn die Kaiser aus dem ruhmreichen Hohenstaufen-Geschlecht waren dahingegangen; unter dem Henkerbeil war Conradin, der letzte Staufen, zu Neapel gestorben, das Ziel eitler Begehrlichkeit war die römische Königs- und Kaiserwürde geworden.

In dieser kaiserlosen, schrecklichen Zeit saß auf der Habsburg im Schweizerland ein frommer und tapferer Graf, Herr Rudolphus, geliebt und geehrt von allen, die jemals in sein treues Antlitz geblickt, gefürchtet von seinen Feinden — denn er hatte auch Feinde, weil er ein mannhafter Vertreter des Guten und Edlen, des Rechtes und der Ordnung war. Ein würdiges, erlauchtes Geschlecht! „Albrecht den Weisen" nannte man Rudolfs Vater; Albrecht der Treue und Fromme konnte er noch heißen. Als er die Rüstung anlegte und sich mit dem Kreuze schmückte, um die Kreuzfahrt ins Heilige Land zu thun, da sammelten sich in der Gruft seiner Ahnen bei den Söhnen St. Benedicts zu Muri die Seinen um den theueren Vater und vernahmen sein mahnendes Abschiedswort:



„Gott fürchtet vor allem, aber keine menschliche Kraft! Treu' und Glauben ehrt als die sicherste Bürgschaft euerer Macht. Verschließet Herz und Ohr den Räthen, die eueren Begierden schmeicheln und unter den Augen dienen. Fanget keinen Krieg an, außer ihr würdet dazu gezwungen; ist er aber angefangen, so darf er nicht anders enden als zu Ruhm und Nutzen. Nie erschüttere das Unglück eueren Muth; ungewisses, zauderndes Zagen ist das größte Übel; Übermuth und kleinliche Selbstsucht sind die sichersten Vorboten nahen Falles."

Goldene Worte und Lebensregeln! Sie waren die letzten, die er seinen Nachkommen gab. Denn, wie so viele Streiter des Kreuzes, fand auch er den Tod im Heiligen Lande: zu Ascalon begrub man sein Irdisches. Sein Geist waltete fort in seinem Geschlecht. Kraftvoll und weise regierte **Rudolf**, sein Sohn und Erbe, an dessen Seite seit dem Jahre 1243 eine edle und würdige Hausfrau, **Gertrude**, aus dem alten Geschlechte der Grafen von **Hohenberg**, waltete, die erhabene Stamm-Mutter unseres Herrscherhauses.

Nicht in Ruhe und Frieden saßen damals Deutschlands Herren und Grafen auf ihren Burgen; „es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt". Und so sehr Rudolf den Frieden liebte, so tapfer und schneidig führte er das Schwert, wenn es sein gutes Recht zu verfechten, Bedrohte und Unterdrückte zu schirmen, Räuber und Raufbolde zu züchtigen galt. Da wählten ihn gute Schweizer Städte zu ihrem „Hauptmann", da hielt ihn kein Vortheil daheim: der Habsburger Graf entfaltete das Banner des Rechtes, wo es bedroht war, und so haben es all seine Nachkommen gehalten. Edel, fromm und tapfer — das waren die Tugenden des Habsburgers, welche weithin leuchteten durch die deutschen Lande.

Wer wüsste nicht, wie der junge Graf an Flussesrand vom Rosse stieg, um es dem Priester mit dem allerheiligsten Sacramente zu bieten, und wie er das Ross nicht zurücknahm, denn unwürdig fühlte er sich, es wieder zu besteigen.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn,
Der Graf, dass zum Streiten und Jagen
Das Ross ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen.
Und magst du's nicht haben zum eignen Gewinn,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst.
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage, und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben. (Schiller.)

Und dieser Mann mit dem Demuthsinne und dem männlich-schlichten, männlich-tapferen Wesen war erkoren, die erste Krone der Welt zu tragen. Auf ihn lenkten sich die Blicke der Fürsten, welchen es noch ernst war mit dem Wohl des Reiches, als sie den Retter und Wiederaufrichter des tieferniedrigten Reiches suchten. Inmitten einer Fehde, die Rudolf für Recht und Gerechtigkeit mit Basels stolzen Bürgern führte, brachte dem Ahnungslosen der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, der eigenen Schwester Sohn und Ahnherr eines mächtigen Fürstengeschlechtes, die Kunde, dass er am 29. September 1273 einstimmig zum römischen König (so hießen Deutschlands Herrscher) erwählt worden sei.

Wortlos, tief erschüttert stand Rudolf unter dem Eindruck der großen Kunde. Sollte er die herrliche Würde annehmen, die wie eine drückende Bürde auf ihm lasten musste; war er, der 56jährige, stark genug, sie zu tragen und dem Reiche den ersehnten Frieden zu erkämpfen? Aber im Vertrauen auf den höchsten Herrscher der Welten sagte er ja und zog dahin zur Krönungsstadt Aachen und beugte sein Haupt, um unter dem brausenden Jubel des Volkes die Krone des Reiches zu empfangen. Und willig beugten sich dem Grafen von Habsburg nun des Reiches erste Fürsten und empfiengen ihre Lehen aus seiner Hand. Das Scepter, das er dabei brauchte, war Christi Kreuz. „Dieses Kreuz," rief er gläubig, „in welchem wir und die ganze Welt erlöst sind, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können."

Die Kraft Gottes erhob und stärkte den neuen König zu gewaltigen Werken. Ihm gelang, was keinem gelingen wollte: den Trotz der Mächtigsten brach er; Ottokar, den tapferen, an Vorzügen reichen, aber des reichsfürstlichen Gehorsams ungewohnten Böhmenkönig, beugte er zweimal in siegreichen Kämpfen und trauerte an der Leiche des Mannes, den er so gern zum Freunde, zur ersten Stütze und nicht zum Feinde gehabt hätte.

Ja, neuen Glanz gewann die alte Römerkrone; neue Macht strömte aus von dem Throne des Reichsoberhauptes — man wusste wieder, dass ein Regent war in Deutschland, der in Weisheit und Milde zu walten, aber auch in Strenge zu strafen wusste, wenn es der Krone Ansehen zu wahren galt. Seinem Hause, dem „Erzhause" in Europa, begründete er eine Macht, die sich stetig mehren und zu einem glanzvollen Staatswesen emporwachsen sollte. Auf dem Reichstage zu Augsburg, am 27. December 1282, empfiengen Rudolfs Söhne Albrecht und Rudolf die erledigten Lande Österreich, Steiermark, Kärnten,

Krain und die windische Mark von ihrem erhabenen Vater zu Lehen. Früh gieng Rudolf, des Herrschers dritter Sohn,*) dahin; aber Albrecht blieb bewahrt zu der nicht kampflosen Fortsetzung der habsburgischen Reichsherrlichkeit.

Ein Leben der That, eine Regierung, gesegnet vom Herrn, lag hinter Rudolf von Habsburg, als es ans Sterben gieng. Und frei und ergeben blickte der Wiederhersteller, der Retter des Reiches dem Tode entgegen. Er hatte gehalten, was man von ihm erhofft.

---

*) Der zweite Sohn Kaiser Rudolfs (die Bezeichnung „Kaiser" trug Rudolf von Habsburg im Volksmunde, obwohl er den Römerzug zum formellen Empfang der römischen Kaiserkrone nicht gethan), Hartmann von Habsburg, ertrank 1281 am Rhein.



Zenta.

11. September 1697.

Eine herrliche Lichtgestalt, unvergänglich fortlebend für alle Zeiten, fortlebend im Gedächtnis des Österreichers, in den Büchern der Geschichte, steht Eugen Prinz von Savoyen vor uns. Ein erlauchter Fürst und edler Mensch, ein tapferer Krieger und genialer Feldherr, ein weiser Staatsmann und hingebender Patriot, seinem kaiserlichen Herrn ein treuer Diener, seinen Soldaten ein thatkräftiger Führer und fürsorglicher Vater, ein leuchtendes Beispiel aller Krieger- und Menschentugenden — das ist Eugen von Savoyen gewesen, so behalten wir ihn im treuen Angedenken. Als dieser Held unsere Armee im Kampfe führte, war sie furchtbar der ganzen Welt. Reicher Lorbeer krönte ihre Fahnen, weit durch Europas Gauen trugen sie ihren Ruhm; auf dem Balkan und auf den Eisfeldern der Alpen, im deutschen Norden und welschen Süden, in Frankreich, Spanien und der Türkei entfalteten sie sich siegreich.

Und Prinz Eugen, der edle Ritter, ist uns theuer geblieben für alle Zeiten; zahlloser Ehrentage Österreichs gedenken wir freudig, wenn wir seinen unsterblichen Namen nennen. Franz Eugen Prinz von Savoyen-Carignan, Graf von Soissons, zählte zu der Zeit, da er seinen ersten

großen Sieg erfocht, erst 34 Jahre. Am 18. October 1663 zu Paris geboren, war er als der jüngste und zarteste von fünf Söhnen eines nicht reichen Prinzen für das Kloster bestimmt, aber der Löwe in seiner Brust erwachte früh, und weil ihm König Ludwig XIV. von Frankreich zu wenig scharfe Zähne zutraute, stellte er seine Kraft und Zukunft in den Dienst des Kaisers, der ihm ein Vater und fürsorglicher Förderer war. Der „kleine Kapuziner" wurde rasch ein großer Kriegsheld.

Schon in den italienischen Feldzügen gegen Frankreich in den Neunzigerjahren zeigte das Prinzlein von Savoyen den Franzosen, wie übel sie daran gethan, ihn schnöde von sich zu stoßen. Kaum dreißig Jahre alt, empfieng er aus den Händen seines dankbaren Monarchen den Marschallstab, und in die Reihe alter, ergrauter Kriegsmänner trat, ebenbürtig an Erfahrung, reicher an Geist und Energie, der jugendliche Held.

Als der Kurfürst von Sachsen nach seiner Wahl zum Könige Polens das kaiserliche Obercommando abgab, trat Eugen von Savoyen wirklich an die Spitze der kaiserlichen und verbündeten Streitkräfte in Ungarn. Des Kaisers Heer war leider an zwei Kriegsschauplätze gebunden: am Rhein stand der alte Türkenbezwinger Markgraf Ludwig von Baden mit 18.860 Mann den Franzosen gegenüber, in Spanien unterstützten 2 Fußregimenter die spanisch-habsburgische Macht, in Ungarn und Siebenbürgen machten 25 Infanterie-, 13 Kürassier-, 11 Dragoner-Regimenter, 1 Husaren-Regiment nebst ungarischen und raizischen Milizen die dem Commando Eugens unterstellte Armee aus. 2010 Dänen, 11.754 Kursachsen, 3008 Kurbrandenburger formierten das Hilfscorps, das des Kaisers Streitkraft im Ungarischen auf einen Sollstand von 80.356 Soldaten brachte. Das war viel für jene Zeit, obwohl der Sollstand nie mit dem wirklichen Stande zu verwechseln war.

Aber dieses Heer war keineswegs in jener glänzenden Verfassung, die ihm den Sieg über ein wohlgerüstetes, von Sultan Mustapha II. persönlich geführtes Heer von 100.000 türkischen Kriegern verbürgen konnte. Der Prinz musste tüchtig arbeiten, um seine Armee schlagfertig zu machen. „Lasset mir," schrieb er seinem kaiserlichen Herrn, „der Feind nur ein paar Tage Zeit, bis ich Dero Armee einmal zusammenbringe, so lebe ich folgends mit göttlichem Beistande, guter Hoffnung, demselben sein Vorhaben allerdings sauer zu machen."

Und der Feind war so gütig und langmüthig: am Abend des 1. September traf General Rabutin mit seinen Truppen im kaiserlichen Lager bei Zenta ein, und nun vollführte Prinz Eugen seinen berühmten,

in der Kriegsgeschichte für alle Zeit denkwürdigen Flankenmarsch vom Sziráger Morast gegen das vom Sultan bedrohte Peterwardein. Über baum- und wasserlose Steppen führte der Weg. Ein beschleunigter Marsch über den von der sengenden Sonne ausgebrannten Boden forderte das Äußerste an Entsagung und Ausdauer von den stets kampfbereit marschierenden Truppen, und der Prinz vertraute auf sie, wie sie seinem Genius vertrauten.

Bald kam die kaiserliche Armee der feindlichen so nahe, dass sich die Marschlinie streckenweise auf drei Kilometer längs der feindlichen Stellung hinzog. In voller Schlachtordnung also, mit ihrer rechten Flanke hart an die östliche, dem Feinde zugekehrte Böschung der noch gut erhaltenen „Römerschanze“ gelehnt, der Train in einem langgestreckten hohlen Viereck, vorn und rückwärts Reiterei, zu beiden Seiten Infanterie, in der Mitte Artillerie und Train, so marschierte man vor, jeden Augenblick bereit, Halt zu machen, und — den Rücken durch die Schanze gedeckt — dem Feinde die Front entgegenzukehren. Und wiederholt stürzten sich türkische Reitermassen ungestüm gegen die Mitte und das Ende dieses imposanten Vierecks: aber jeder Angriff prallte an der unerschütterlichen Haltung der kaiserlichen Regimenter ab. So gieng es volle 18 Stunden vorwärts, in Schlachtordnung, Mann an Mann geschlossen, in Staub und sengender Hitze, ohne einen Tropfen Wasser, stets belästigt von Feindesschwärmen. Und kein Mann blieb während dieses ganzen Marsches hinter der Armee zurück, mit Verlust einiger weniger Husaren, welche, gegen den Feind ausschwärmend, ihr Leben ließen, erreichte man das Ziel.

Eine längere Ruhepause schien einer so erschöpften, schlecht ernährten Armee, welche seit drei Wochen nur Morast- oder Theißwasser getrunken hatte, unentbehrlich; aber auch diese Rast war ihr nicht vergönnt. Der Sultan hatte seine Absichten geändert: nicht Peterwardein, dem der Marsch des Eugen'schen Heeres gegolten hatte, blieb sein Angriffsziel — die Armee der Osmanen brach plötzlich nach dem Norden gegen Szegedin auf, um diese schwach besetzte, kaum haltbare Veste zu nehmen, dann über Temesvar nach Siebenbürgen abzuschwenken. Sie durfte auf gute Verrichtung hoffen, denn dass die ermattenden Truppen des Prinzen von Savoyen dem ausgeruhten, wohlversorgten Türkenheere zu folgen vermöchten, schien unmöglich.

Aber man kannte des Prinzen Willenskraft nicht im Türkenheere. Zum drittenmale brachen seine braven Soldaten am 9. September zum Marsche durch die trostlosen, nun auch der Brunnen beraubten Steppen der Theißniederung, auf, den Türken nach.

Und schon am 10. September traf den Feldherrn die überraschende Kunde, dass sich der Feind bei Zenta zum Übergang über die Theiß rüste. Mit jeder Station wurde es auch lebendiger vor der Armee. Die Husaren stießen bei Zenta auf stärkere Türkenhaufen, und bald stand ein gefangener Pascha zitternd vor dem Obercommandanten des Christenheeres. Der Mann musste Gewissheit geben. Augenblicklicher Tod oder Wahrheit — vor diese Wahl stellte man den Turbanträger. Er wählte die Wahrheit. Der Sultan hatte in der That, belästigt durch das ihm auf den Fersen folgende Heer des Kaisers, den Angriff Szegedins aufgegeben und in der letzten Nacht mit Reiterei und Artillerie den Theißübergang bei Zenta begonnen, um nach Ober-Ungarn zu marschieren. Rasch setzte sich Eugen an die Spitze seiner Cavallerie, und im scharfen Trabe gieng es gegen Zenta, um zu erfahren, wie die Dinge ständen.

Der Pascha hatte die Wahrheit gesprochen. Eine mächtige Schiffsbrücke, von französischen Ingenieuren construiert, führte über die Theiß: eine starke Verschanzung mit tiefen Gräben deckte die Brücke zu beiden Seiten, eine Wagenburg umgab sie von außen oder bildete Abschnitte im Innern. Ringsherum lief eine weite, halbkreisförmige, mit Rondellen und Ausfallspforten versehene, aber unvollendete Schanzlinie, mit den Enden an die Theiß gelehnt. Die Masse des türkischen Fußvolks, einige Reiterschwadronen und viel Geschütz drängte sich innerhalb dieser Verschanzungen, über die Brücke aber zogen in dichten, wirren Colonnen ansehnliche Truppenabtheilungen.

Stärker schlug des Prinzen Herz; die Gedanken jagten sich in seinem mächtig arbeitenden Geiste, er stand vor einem großen, bedeutsamen Entschlusse. Da hatte er ihn vor sich, den Feind, der Himmel hatte ihn in seine Hand gegeben, aber rasch galt es, diese auszustrecken und zum Schlage zu erheben, ehe er entschlüpfte. Bald musste der Abend dämmern. War einmal die Nacht da und unter ihrem Schutze der Feind über die Brücke, war diese zerstört oder abgetragen, dann war er auch gerettet und sobald nicht wieder vor des Prinzen Klinge. Jetzt oder nie musste der Feldzug entschieden werden! Sobald die Infanterie herangekommen war, formierte die kaiserliche Armee im Angesichte des Feindes, durch ein mächtiges Feuer der Geschütze gedeckt, die Schlachtordnung und rüstete sich zum Entscheidungskampfe.

Die Türken sind überrascht, bestürzt: auf der Brücke gibt es ein wildes Hasten und Drängen, nur die Reiterei scheint zur Abwehr gerüstet. Ein kühner Vorstoß kann die ganze Feindesarmee zertrümmern. Prinz Eugen zieht den Degen und führt sechs Dragoner-Regimenter von jedem

Flügel zum Angriff. Der Feind weicht in die Schanzen und überschüttet die Reiter mit einem Kugelhagel — sie reiten zurück, aber nun schließt der Feldherr einen gefährlichen Halbkreis um die türkische Armee, welche nur schwache, erfolglose Versuche macht, sich dieser tödlichen Umarmung zu entziehen. Umsonst speien die Geschütze ihrer Schanzen Feuer und Blei — die kaiserlichen Kanoniere bleiben die Antwort nicht schuldig, und in eherner Ordnung rücken Eugens Bataillone vor. Türkische Reiterscharen werfen sich dem linken Flügel entgegen: die kaiserliche Artillerie wüthet in ihren Massen, und zersprengt weichen sie gegen die Brücke. Ein erschütterndes Jammergeschrei ertönt aus dem wirren Knäuel der auf ihr zusammengedrängten Reiterscharen. Die Rosse bäumen sich und werfen sich angstvoll hinab in die Fluten; andere zerstampfen das fliehende Fußvolk. Und mitten durch diese sich stauenden, drängenden, jammernden Massen führt plötzlich der Großvezier vom jenseitigen Ufer die Spahis. Sie sollen vorwärts; ihre in hundert Schlachten erprobte todesmuthige Tapferkeit muss die Ehre des Halbmondes retten. Unmöglich ist es ihnen, zu Pferde vorzudringen; sie sitzen ab, mit entblößtem Säbel dringen sie kampfbegierig durch die Fliehenden und besetzen die Schanzen. Der Sultan fühlt die Gefahr der Stunde: der ungarische Verräther Tököly räth ihm, die Brücke zu verbrennen, um die Soldaten zum Verzweiflungskampfe anzufeuern — dazu kann er sich nicht entschließen. An die Spitze seiner Tapfersten stellt sich der Großvezier. Sein Haupt ist verloren; er will es lieber unter den Streichen des Feindes als unter Henkershänden lassen.

Und immer näher rückt die Katastrophe für das türkische Heer. Der Prinz befiehlt einen Gesammtangriff des linken Flügels auf die bloßgelegte Flanke des Feindes, während Centrum und rechter Flügel seiner Armee gegen die türkische Schanze vordringen. Umsonst ist jeder Widerstand; unaufhaltsam stürmt der linke Flügel auf dem Vorlande vor, Musketiere und Dragoner übersteigen die Schanzen, werfen die Türken in den inneren Raum und stehen im Rücken des Feindes. Und gleichzeitig erklimmen die Musketiere im Centrum und auf dem rechten Flügel die steilen Brustwehren; im grimmigen Gemetzel werfen sie die verzweifelt fechtenden Türken, und immer vorwärts geht es in blutigem Ringen, Mann gegen Mann.

Unaufhaltsam in ihrem Ungestüm, erfüllt mit einer wahren Kampfeswuth, stürzen sich die Soldaten auf den Feind, der ihnen so oft seine erbarmungslose Grausamkeit bewiesen hat. Die Reiter steigen vom Pferde und schließen sich mit dem blanken Pallasch den Stürmenden an. Bald

füllen Türkenleichen die hemmenden Gruben aus, und über sie hinweg rast Infanterie und Cavallerie des Siegers. Gellende Verzweiflungsschreie hört man von der Brücke. Gejagt und bedrängt von den Verfolgern, haben die behendesten der Türken den Fluss erreicht und wollen über die Brücke, den einzigen Rettungsweg. Aber schon sind die kaiserlichen Bataillone des linken Flügels, alles vor sich niederschmetternd, dorthin gedrungen und schneiden den Fliehenden den Rückzug ab. Eingeklemmt von allen Seiten, fechten die Türken um ihr Leben. Die Kaiserlichen rächen ihre von Türkenhand gefallenen Brüder; sie geben keinen Pardon; umsonst bieten die Paschas Geld und Kostbarkeiten für Gnade und Erbarmen, ihr Blut färbt den Boden. Von der Brücke stürzt man die jammernden Osmanen, bis in die Fluten der Theiß verfolgen sie Reiter und Musketiere. Mehr als 20.000 türkische Todte decken die Walstatt, 10.000 enden in den blutroth gefärbten Fluten der Theiß, ganze Leichenberge stauen die Wässer; unter den Leichenbergen am Ufer aber zieht man später noch manchen Lebenden hervor, und aus den Brückenschiffen schleppt man hunderte von Gefangenen herbei. Die osmanische Reiterei, welche jenseits der Brücke thatenlos Zeugin der Katastrophe gewesen ist, jagt in wilder Flucht davon, der Sultan rettet sich nach Temesvar.

Die Nacht ist bereits hereingebrochen. Jetzt erst endet das Gemetzel, und Prinz Eugen kann daran denken, sein in wilder Kampfbegier aus dem festen Gefüge der Ordnung gekommenes Heer zu ordnen. Und erst am nächsten Morgen überblickt man den ganzen Umfang, die Größe des Sieges. Der Großvezier und vier Veziere, drei Beglerbegs hervorragender Provinzen nebst zehn anderen Würdenträgern dieses Ranges, die Oberanführer der Janitscharen, der General der Dschebedschi, 20 Alaibegs, mehr als 30 Agas haben in diesem Blutbade ihr Leben gelassen; 423 Fahnen und 7 Rossschweife, selbst die Fahne des Janitscharenchefs, 87 Geschütze und 58 Doppelhaken, 28.000 Kilogramm Pulver, 19.000 Kilogramm Janitscharenblei, 5400 Stückkugeln, 523 Bomben, 6300 Handgranaten, 62 Brückenschiffe mit 72 beladenen Brückenwagen sind in die Hände der Sieger gefallen. Die kostbarste Beute, das dem Großvezier vom Halse genommene Siegel des Sultans, wollte der Prinz-Feldmarschall selbst dem Kaiser zu Füßen legen. Und nur 28 Officiere, 401 Mann an Todten, etwa 1800 Verwundete nebst 3533 Pferden kostete den Kaiserlichen dieser gewaltige Sieg, welcher ein großes Osmanenheer buchstäblich vernichtet hatte! Mit nur 2000 Reitern kam der Sultan in Temesvar an; ein Massacre richteten rasche Husaren noch unter den fliehenden Scharen an, und reiche Beute wurde ihnen zutheil.

Wien jubelte, als Feldmarschall-Lieutenant Prinz Vaudémont und Obrist Graf Dietrichstein mit der Siegesbotschaft und den eroberten Fahnen in die Kaiserburg einritten. Ein herzliches kaiserliches Dankschreiben sagte dem Sieger von Zenta Lob und Preis für die Thaten dieses Tages, welcher für alle Zeiten Österreichs größten Ehrentagen zugezählt bleibt — er hat den Ruhm Eugens von Savoyen begründet, dem kaiserlichen Namen in Ungarn und der Türkei neuen Glanz erworben und die Reihe seiner unsterblichen Siege glanzvoll eröffnet.



Belgrad.

16. August 1717.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Dass man kunnt' hinüberrucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken war geschlagen,
Dass man kunnt' mit Stuck und Wagen
Frei passiern den Donaufluss,
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruss
— — — — — — — — —

Wer kennt sie nicht, wer hätte sie nicht mitgesungen, die alte und niemals alternde Volksweise, das Lied vom Prinzen Eugen und „Belgerad"?! Das hebt und bewegt uns das Herz, das drückt uns das Schwert in die Faust, das klärt und belebt den Soldatenblick, so oft wir es hören, so oft kaiserliche Escadronen unter den alten Klängen stolz dahin ziehen zur Parade, feurig zur Attaque! Und in der That, es war ein mächtiger Schlag, den das glorreiche Schwert Eugens bei Belgrad führte, ein Sieg, dem nicht viele gleichgestellt werden können in der Weltgeschichte, denkwürdig für immerwährende Zeiten und wert, fortzuleben im Munde des Volkes!

Die Niederlage von Peterwardein hatte die türkische Macht niedergedrückt, aber nicht zertrümmert; durch gute Freunde ermuthigt, rüstete man aufs neue in Constantinopel und hoffte, in diesem Waffengange den kleinen Prinzen, welcher Habsburgs Banner führte, endlich unter des Propheten Macht zu beugen. Man musste abermals kämpfen für des Reiches Ehre und die Sache der Gerechtigkeit. Am 14. Mai 1717 nahm Eugen von Savoyen Abschied von Kaiser Karl VI., um zu Schiffe zu der in Ungarn versammelten Armee abzugehen. Und ein glückverheißendes Ereignis bezeichnete den Vortag dieser Abreise: am 13. Mai 1717 erblickte in Wien ein zarter Sprössling Habsburgs das Licht der Welt, dessen Namen einst die Welt mit Ehrfurcht und Bewunderung nennen, der den Völkern Österreichs eine neue Ära des Glücks und Ruhms bedeuten sollte: Maria Theresia. Mit innigen Worten entließ der Kaiser den Helden und Heerführer: er beschwor ihn, sein theures Leben besser zu hüten und dem Erzhause noch lange zu erhalten. Unser Herrgott, der ja ein noch größerer General sei als der Generallieutenant des Kaisers, werde über ihn wachen: daran sollte ihn das kostbare Diamantkreuz erinnern, das der Monarch in seine Hände legte — unter diesem Zeichen sollte er fechten und siegen.

Das Volk in Wien, die Bevölkerung aller Städte, welche Eugen passierte, umdrängte begeistert und glückwünschend den Feldherrn; er gieng, das wusste man, neuen Siegen und Ehren entgegen. Mehr als 300.000 Mann hatten in diesem Feldzuge die Türken der kaum halb so starken kaiserlichen Macht entgegenzustellen; eine stattliche Donau-Flotille unter dem Kapudan Ibrahim Pascha sollte die Landoperationen unterstützen, Belgrad und Schabatz trotzten wohlausgerüstet jedem Feinde — so fühlte man sich auch einer Armee unter Eugens Führung gewachsen.

Aber Eugenius hatte seinen Feldzugsplan bereits mit klaren Blicken entworfen, als im türkischen Lager noch volle Unklarheit über die Zukunft herrschte. „Er ließ schlagen einen Brucken, dass man kunnt hinüberrucken" — und dieser „Brucken", gedeckt durch die kaiserlichen Kriegsschiffe „St. Leopold", „St. Carolus" und „St. Josef" (benannt nach den Schutzpatronen der drei Kaiser, deren Schwert Eugenius führte), „St. Franciscus" und „St. Elisabeth", trug am 15. Juni 1717 tausende von Soldaten. Am frühen Morgen dieses Tages gab General Graf Mercy durch das Hissen einer Flagge das Signal zum Einfahren der Donau-Flotille aus der Temes in die Donau.

Lautlos gehorcht man dem Commando, nur die Ruderschläge der Galeeren unterbrechen die Morgenstille.

Und nun erhebt der Feldsuperior am Ufer im Angesichte des ganzen Heeres das dem Prinzen Eugenius von seinem Kriegsherrn gewidmete Diamantkreuz segnend empor, der Generallieutenant und sein Gefolge und alle die rauhen Krieger bis zum gemeinen Troßknecht herab entblößen andächtig die Häupter; dann durchbraust ein Jubelgeschrei die Luft. „Sofia“ und „Stambul“ tönt das mächtige Feldgeschrei aus vielen tausend Soldatenkehlen, dazwischen wirbeln die Trommeln, blasen die Pfeifer und Trompeter, donnern die Kanonen, und die Hüte in der Luft schwenkend, die Fahnen mit dem Doppelaar entfaltend, setzen die Musketiere und Grenadiere, 27 Bataillone und 24 Compagnien, über den Strom. Die Schiffe und Zillen sind in Rauch und Pulverdampf gehüllt; rasch durchschneiden sie die Wellen, und mit gepflanzten Bajonnetten erscheinen zuerst die Grenadiere am jenseitigen Ufer. In wilder Flucht zerstäuben etliche Türkenhaufen, und in Front gegen Belgrad marschieren die Truppen auf, setzen ihre spanischen Reiter — mit Spießen (Schweinsfedern) gespickte Balken — aus und beginnen den Bau ihrer ersten Redoute. Mit dem dritten Staffel, sieben Grenadier-, etlichen Carabiniercompagnien und 200 Husaren, schifft sich Eugenius ein, und nun geht es an den gewaltigen Brückenschlag. Auf 84 Unterlagen erhebt sich der „Brucken“, und ohne den geringsten Unfall trägt er am 16. Juni den Rest der Infanterie, die Dragoner, Kürassiere und Artillerie hinüber vor Belgrad.

Man erblickt die Wälle und Thürme der „Weißen Burg“; im Angesichte dieser Veste, um welche so viel kostbares österreichisches Blut vergossen worden ist, schlägt man das Lager und bereitet sich zur Belagerung des gewaltigen Türkenbollwerks vor. Keine zweite Stadt im europäischen Orient ist so oft das Angriffsziel mächtiger Heere gewesen als Griechisch-Weißenburg oder Belgrad, das „Haus des Krieges“ (Darul Djihâd), wie es die Osmanen nannten. Im fünfzehnten Jahrhundert schon haben die Krieger des Propheten darum gekämpft und geblutet, 1521 hat Sultan Soliman II. das Kreuz von den Thürmen Belgrads gestürzt und den Halbmond an seiner Stelle erhöht, aber 1688 drang der tapfere Bayernfürst Max Emanuel an der Spitze des siegreichen Christenheeres stürmend auf seine Wälle. Zwei Jahre später entrissen die Türken neuerdings Stadt und Festung Belgrad dem Kaiser, und vergebens opferte abermals zwei Jahre später Prinz Croy manchen tapferen Krieger, um es zurückzugewinnen. Nun aber nahte die Rache und Vergeltung. Belgrad, der „Schlüssel Ungarns und des Morgenlandes“, mußte wieder genommen werden für das Kreuz und den Kaiser!

An der Mündung der Save in die Donau gelegen, beherrschte Belgrad von seinem starken, hochragenden Schlosse und der berühmten „Kriegsinsel" aus die beiden Wasserlinien; die Festung selbst aber schien fast unangreifbar, nur von Südost zugänglich für den Sturm der Krieger. Mehr als 30.000 Mann unter dem Seraskier Mustapha mit 300 Geschützen vertheidigten dieses Bollwerk des Osmanenthums, und mehr als 70 Schiffe mit 200 Kanonen und 3000 Mann beunruhigten auf der Donau den verwegenen Angreifer. Aber diese Angreifer commandierte Eugen, und als wahrer Meister des Krieges leitete er die Einschließung der Stadt und die Sicherung des Belagerungswerkes.

In der Zeit vom 29. Juni bis 9. Juli erhoben sich jene berühmten „Eugenischen Linien", welche — ein Meisterstück der Feldbefestigungskunst — ihre Probe vor Belgrad ruhmreich bestanden haben. Bald war auf verhältnismäßig engem Raume die Belagerungsarmee versammelt; Schaufel und Krampen arbeiteten unausgesetzt, eine ganze, vom Viceadmiral Anderson commandierte Donauflotte mit dem Admiralschiff „Sancta Maria" bot auf der Donau den türkischen Tschaiken und Galeeren Trotz.

Bang blickte man in Belgrad, je inniger die Umklammerung, je stärker das Bombardement, je heftiger die Stürme wurden, nach dem Entsatzheere aus, das unter dem Großvezier im Anzuge zur Rettung der Stadt war. Békony János, ein vom Feldmarschall Graf Pálffy gewonnener ungarischer Rebell, der vom Großvezier mit Briefen an den Seraskier nach Belgrad gesandt worden war, kündigte das Eintreffen dieses mit 500.000 Mann bezifferten Heeres für die letzte Juliwoche an; die für den Seraskier bestimmten Briefe legte er in des Prinzen Hand, und noch einmal wagte er seinen gefährlichen Weg ins türkische Hauptquartier, um der christlichen Sache zu dienen. Während eines Massenausfalles der Belagerten sollte des Großveziers wohlgerüstete Armee vernichtend über das Christenheer hereinbrechen. Und in der That zogen in den letzten Juliwochen die türkischen Heerscharen heran; am 31. Juli erstand im Angesichte der kaiserlichen Heere auf den malerisch ansteigenden Höhen das Türkenlager der mächtigen Entsatzarmee mit seinen rothen, grünen, weißen und blauen Zelten, und bald umschwärmten auf flüchtigen Rossen beturbante Krieger das Christenheer. Das Hauptlager des Feindes auf dem Mokrilug überhöhte jenes der kaiserlichen Armee, das seinerseits die Festung Belgrad dominierte: der Großvezier Chalil Pascha konnte aus seinem Zelte auf die von festen Wällen umrahmte Zeltstadt Eugens herabblicken, aber auch Wälle und Thürme des bedrängten Belgrad lagen vor seinem sehnenden Blicke.

Die Belagerer Belgrads sahen sich mit einemmale selbst belagert; unaufhörlich donnerte und blitzte es gegen sie, und schwere Opfer forderte dieses Bombardement in Eugens Heere. Dabei wurde der Proviant knapp; bei schlechter Nahrung und schlechtem Wasser erkrankten zu Hunderten die wetterfesten Soldaten, und schattengleich schlichen selbst viele Gesunde im Lager umher. Jedes Bataillon hatte bald seinen stark bevölkerten Friedhof, und von der 90.000 Mann zählenden kaiserlichen Armee vermochte ein guter Theil die Waffen nicht mehr zu führen. Nur der Prinz-Generallieutenant verstand es, in solcher Noth die Armee und ihren guten Geist zu erhalten. Obwohl selbst krank und schwach, bestieg er alltäglich sein Rofs und ritt, tröstend und ermuthigend, durch die Zeltreihen. Dann hob wohl der Kranke freudig seinen ermatteten Arm, das Feuer der Begeisterung flammte wieder in seinem müden Auge auf, und „Vivat Eugenius!" brauste es durch das Lager. Noch leuchtete der Stern des Prinzen, und bald musste es wieder losgehen zum lustigen Tanze!

So dachte auch Eugen, denn immer bedenklicher wurde seine Lage. Maulwurfsgleich gruben sich die Janitscharen gegen das kaiserliche Lager ein; in Minengängen unterwühlten sie die Erde, immer heftiger wurde das feindliche Bombardement, je dringender die Hilferufe aus der nothleidenden, dem Ende nahen Festung wurden. Trotzdem blieb Eugen unerschütterlich; kampfbereit harrten seine Truppen, unbeirrt setzte er das Feuer gegen die Festung fort. Am Morgen des 14. August erschütterte ein Donnergetöse die Luft, und die Erde bebte weitum. Eine kaiserliche Bombe hatte in das Munitions-Hauptdepot Belgrads eingeschlagen und dasselbe in die Luft gesprengt. Entsetzlich war die Explosion: die Thürmchen der nächsten Moscheen, die Dächer der benachbarten Häuser riss sie mit, ein Theil der Wasserstadt lag in Schutt und Trümmern, und 3000 Türken wurden unter diesen Trümmern begraben.

Diese tödlich verwundete Stadt zu nehmen, sich selbst der drohenden Umfassung zu entziehen, war nun Eugens fester Entschluss: die Entscheidungsschlacht musste gewagt werden, und am 15. August theilte der Feldherr den versammelten Generalen diesen Entschluss, das türkische Lager anzugreifen, mit.

In der Nacht zum 16. August hörten die Soldaten, dass es losgehen werde am nächsten Morgen. Eugenius selbst ritt unter sie und befeuerte sie zum Kampfe.

„Bei der Parole thät er befehlen,
Dass man sollt' die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht:

Da sollt' all's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.
Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte,
Ganz still ruckt man aus der Schanz."

— — — — — — — — —

Und das Volkslied trifft das Rechte. In tiefer Stille tritt das Heer um Mitternacht ins Gewehr; gern entschlägt sich der schlichte Mann des Schlafes, freudig rüstet er zu einem Streite, in dem es um Leib und Leben geht, weiß er sich doch der „Victori" versichert unter dieser Führung. Drei Bombenwürfe sollen das Signal zum Beginne der Schlacht sein; sie ist aber schon begonnen, noch ehe die erste Bombe geworfen ist. Um 1 Uhr morgens ist Feldmarschall Graf Pálffy mit den Reiterregimentern des ersten Treffens des rechten Flügels in tiefster Ruhe aus dem Lager aufgebrochen; noch dämmert kaum der Morgen, ein tiefer Nebel hat sich auf die Gegend gelegt, als Pálffys erstes Reiterregiment plötzlich einer vollkommen unbekannten türkischen Linie, welche erst am Abend vorher eröffnet worden sein musste, in nächster Nähe gegenübersteht. Die Janitscharen weichen, als mit einemmale aus dem Nebelschleier kaiserliche Reiter auftauchen, in voller Bestürzung zurück, ihnen nach die Dragoner von Savoyen und ihre Kameraden von den Regimentern Behlen und Jörger. Ein blutiger Kampf im Morgennebel beginnt ohne klares Ziel, ohne deutliche Unterscheidung des Gegners. Rasch alarmieren die Türken; die Tataren und Spahis von der nahen Höhe des heutigen Toptschider sind bald zur Stelle, die Dragoner und Kürassiere stehen zehnfach überlegenen Feinden gegenüber. Wüssten dies die Türken, es stünde schlecht um die kaiserlichen Regimenter; aber der Nebel und die heillose Verwirrung im Türkenlager begünstigen die Verwegenheit. Indes, Ströme von Blut fließen in diesem Reiterkampfe.

Da greift General Mercy mit dem zweiten Treffen ein; Hohenzollern-Kürassiere brausen heran, die Türken weichen dem neuen Ansturm, und die linke Flanke der türkischen Linie ist gewonnen. Kaum hat Feldzeugmeister Max Graf Starhemberg den Anbruch des Kampfes bemerkt, so ist er mit der Infanterie des rechten Flügels nachgedrungen. Mit dem Bajonnett nehmen die Bataillone die ersten Laufgräben; zwar treibt sie die Übermacht wieder gegen das Lager zurück, aber General Seckendorf sendet Succurs, und um 6 Uhr sind die Türken gänzlich aus den Laufgräben vertrieben. Im Siegeslauf ersteigen die Bataillone



Starhembergs die Dedina-Höhe, deren Batterien vergebens Tod und Verderben in ihre Reihe schleudern.

Die sechste Morgenstunde ist kaum vorüber, und schon ist ein glänzender Theilsieg erfochten, mit dem leider der linke Flügel des kaiserlichen Heeres noch nicht in dem geringsten Zusammenhange stand. Im tiefen Nebel haben die Truppen des Prinzen von Württemberg und des Feldzeugmeisters von Harrach den Weg verfehlt, sind von den Türken angefallen und in Verwirrung gebracht worden. Der Nebel war so dicht, dass man nicht Freund und Feind, nicht Regiment von Regiment unterscheiden konnte, jeder Zusammenhang war gelöst; ein Kämpfen, kein Kampf war entstanden, und mit überlegener Zahl stürzten die Reiterschwärme der Osmanen in die Lücken zwischen den einzelnen Colonnen, manche von ihnen umfassend. Immer neue Truppenmassen aber wirft der Großvezier in die klaffende große Lücke, welche zwischen den Bataillonen Harrachs und Starhembergs entstanden ist. Die Regimenter Regal, Virmond und Württemberg führen einen wahren Todeskampf. Prinz Alexander von Württemberg commandiert sie. Man sieht den Feind nicht, sondern hört nur sein wüstes, wüthendes Allah-Geschrei und fühlt die Schärfe seiner Klingen.

Die Schlacht steht mehr als zweifelhaft. Die achte Morgenstunde ist vorüber, die Sonne durchbricht endlich siegreich den Nebelschleier, und nun erkennt Prinz Eugen, der beim zweiten Treffen hält, die bedenkliche Lage. Rasch befiehlt er dem Prinzen von Braunschweig-Bevern, mit dem zweiten Treffen dem Württemberger Hilfe zu bringen und in die klaffende Lücke der Schlachtlinie einzurücken. Unter einem furchtbaren Geschützfeuer der Türken, das die kaiserliche Artillerie ebenso kräftig erwidert, führt Württemberg die frischen Bataillone Beverns vor und die große Bajdina-Höhe, das eigentliche Angriffsziel des linken Flügels, hinan; andere kampfesfreudige Truppen folgen, und bald ist eine wichtige Batterie, nordwestlich der größten und gefährlichsten, genommen.

Der Großvezier sieht die Gefahr; der Donner seiner Geschütze erschüttert die Luft, und in charfer Attaque stürzen sich seine Reitermassen auf die Kaiserlichen. Aber nun fahren 16 kaiserliche Geschütze auf, überschütten die osmanischen Reiter mit einem mörderischen Kugelregen und treiben sie in wilder Flucht zurück. Die Janitscharen in den Laufgräben folgen. Ungestüm drängt mit schwachen Bataillonen der Prinz von Württemberg nach, doch nun ballen sich oben in der weiten, besonders fest angelegten Schanze die ganzen, in die wilde Flucht hineingerissenen Scharen der Osmanen zusammen und fechten, befeuert durch das energische

Wort der Paschas, mit verzweifelter Tapferkeit. Gleichzeitig fällt der rechte Flügel der Türken den Prinzen von Württemberg übermächtig an. Seine Helden wanken, seine Adjutanten sprengen zum Prinzen von Bevern zurück und fordern Hilfe. Mit fliegenden Fahnen, unter Trommelschall und Pfeifenklang stürmen die bayerischen Bataillone heran, zehn kaiserliche Grenadier-Compagnien und zwei Cavallerie-Regimenter schließen sich an, und unbeirrt durch das furchtbare Geschütz- und Musketenfeuer ersteigen sie die todbringende Höhe. Ein schreckliches Allah-Geschrei begrüßt sie, das Feuer verdoppelt sich, doch die Tapferen übersteigen die Wände und nehmen das Werk. Und während dieses blutigen Ringens zieht Prinz Eugenius selbst seinen Degen, setzt sich an die Spitze kaiserlicher Kürassierregimenter und führt sie zum Angriff gegen den linken Türkenflügel. Sein Arm blutet, er weicht nicht; umbraust von dem Jubel seiner Soldaten, ringt er persönlich mit um die Palme des Sieges.

„Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarschall!…"

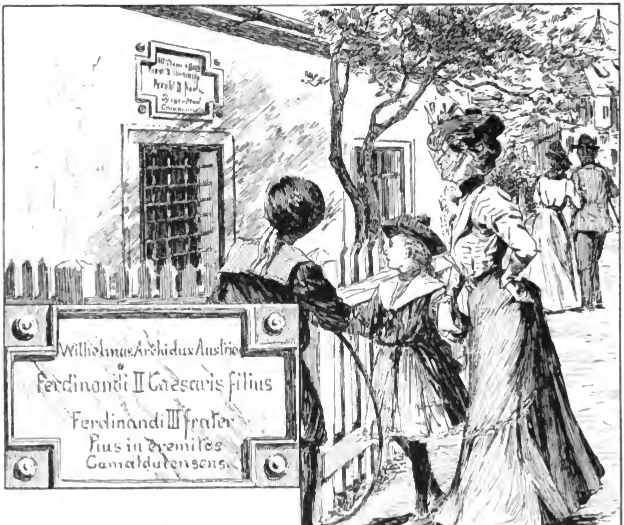
Und dieser Sieg ist gewonnen. Auf der Bajdina-Höhe beglückwünscht Eugen die heldenmüthigen Bayern. Umsonst entfaltet der Großvezier die grüne Prophetenfahne, vergebens läſst er die Fliehenden wiederholt mit Säbelhieben in den Kampf zurücktreiben, die Panik ist unaufhaltsam. Die kaiserliche Armee ist wieder fest geschlossen, Wallis und Pálffy erobern mit den kaiserlichen Grenadieren und Musketieren die letzten türkischen Batterien, wenden die Kanonen und senden die Kugeln den Fliehenden nach . . .

Um 10 Uhr vormittags war die Schlacht zu Ende.

Von dem Türkenheere deckten 10.000 Todte die Walstatt, darunter Mohammed, Pascha von Erzerum, der Janitscharen-Aga und mehrere hohe Generale, je 5000 Verwundete und Gefangene bezeichneten den übrigen Verlust. 131 Kanonen und 35 Mörser, 540 Fässer Pulver, 300 Kisten mit Blei, 19.000 Stückkugeln, 2000 Bomben, endlich 9 Roſsschweife und 59 unzerrissene Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Viele tausend Türkenzelte räumte man vom Lager ab; das herrliche Zelt des Großveziers, dessen reiches, kostbar gesticktes Gewebe einen großen Saal, mehrere Wohnzimmer und Gesinderäume umschloſs, nahm der Prinz-Generallieutenant als einzige Siegesbeute für sich in Anspruch; 500 Mann bedurfte es, um das Riesenzelt aufzuschlagen. In diesem Zelte fand am 19. August 1717 das große Tedeum „unter Pauken- und Trompeten-

schall" zur Feier des Sieges statt, welcher tagsvorher durch die Capitulation Belgrads vervollständigt worden. Großmüthig gewährte Eugen der tapferen Besatzung freien Abzug mit Weib und Kind und allen Transportmitteln zur Fahrt in die Heimat. 534 Kanonen und 69 Mörser übergiengen dort in kaiserlichen Besitz.

So war erreicht, wonach der kaiserliche Feldherr zwei Monate gestrebt hatte: Stadt und Festung Belgrad gefallen! Eine mittelbare Folge des Sieges war der Friede von Passarowitz, welcher das Banat, den größten Theil Serbiens, Orsova u. s. w. unter des Kaisers Scepter brachte. Ein herrliches Türkenheer von 150.000 Mann war überwältigt durch 40.000 christliche Soldaten; Prinz Eugenius hatte den Gipfel seines Kriegsruhms erstiegen.



Der Eremit vom Kahlenberge.

Silberhelles Lachen erfüllt den Wagen, welcher — geschleppt von dem Dampfross der modernen Zeit — den wald- und rasenumkränzten Berg des heiligen Josef, den Wiener Kahlenberg, hinankeucht. In Freude und Fröhlichkeit haben sie sich zusammengefunden, Männlein und Weiblein, um sich in luftiger und duftiger Höhe, zu Häupten der Millionenstadt, von der Werktagsarbeit der Woche auszuruhen. Und nun pilgern sie dahin auf glattem Waldespfade, scherzend und kosend, und lassen sich nieder, wo es am schönsten ist, wo sich der trunkene Blick an dem herrlichsten Bilde labt, das keines Malers Kunst festzuhalten vermag in seiner berückenden, überwältigenden Kraft. Dort zieht unsere stolze, gewaltige Donau, glitzernd und glänzend im Scheine der Frühlingssonne, einer mächtigen Silberader gleich, dahin durch buschige Auen; schlanke Fahrzeuge mit rauchenden Schloten tragen ihre Fluten, zierliche Boote, winzige Pünktchen vor unserem Auge, tummeln sich neben diesen, und schwerfällige Kähne schleppen ihre Lasten dahin auf der mächtigen Wasserstraße.

Und hier dehnt sie sich unübersehbar, endlos vor unserem Auge aus, die Riesenstadt Wien. Stolz streckt sie ihren reichgeschmückten Zeigefinger, den Thurm von St. Stephan, zum Himmel empor — aber wie weit ist er von der unfassbaren Höhe! Und um dieses Wahrzeichen der alten, einzigen Kaiserstadt drängt sich die Masse der Häuser und Paläste, der Kirchen und Klöster, der Stätten ernster Arbeit und sorgloser Freude — immer weiter und weiter dehnt und streckt sie ihren Riesenleib, die herrliche Vindobona, bis an die waldigen Berge, die sie umarmen. Wir sehen sie nicht, die Hunderttausende, die sie mütterlich umfängt; wir sehen nicht das unentwirrbare Menschengetriebe, wir ahnen nicht alle die Regungen dieser vielgestaltigen Volksseele, wir ermessen nicht all das Leid und die Trübsal, die sich hinter diesem gewaltigen Bilde birgt — freudig geben wir uns seinem Zauber hin und dem heiteren Genusse der feiertägigen Stunde ....

Lustig flattern die Scharen der Ausflügler umher auf dem weiten Plateau des Kahlenbergs. Auf den breiten Pfaden des Waldes tummeln sich entfesselte Stadtkinder im wilden Spiele; auf den Ruhebänken, welche die Wege und Stege bezeichnen, flüstert und kost es — Kummer und Sorge, Ernst und Leid sind unten geblieben im Thale; entzückt athmet man erquickende Bergluft, befreit und erhoben fühlt man sich von des Alltags quälenden Gedanken. Ernst und stumm blickt nur ein Haus hernieder auf diese laute Lust und Fröhlichkeit, ein Denkmal längst entflohener Jahre, eine steingewordene Mahnung an eine große und bedeutsame Zeit. Selten nur naht flüchtigen Fußes und neugierigen Blickes ein Kind dieser Sonntagswelt dem Kirchlein zu St. Josef. Dann schaut es wohl verwundert zu der Tafel aus Marmor empor, welche der vergesslichen Nachwelt kündet, dass von diesen waldigen Höhen am Morgen des 12. September 1683 der Polenkönig Sobieski, der heldenmüthige Lothringer, die Fürsten Bayerns und Sachsens und andere deutsche Helden und Heerführer mit den begeisterten Scharen der muthigen Streiter herabgezogen sind zur Befreiung der von unabsehbaren Türkenheeren umklammerten Kaiserstadt.

Und dort, zur Rechten des schlichten Gotteshauses, fesselt wohl auch eine wunderliche Häuschengruppe eine kurze Weile des Touristen Blick. Schlecht wollen die altersgrauen Mauern, schlecht will der schlichte, schmucklose Bau, das ärmliche Dach zu der modernen Pracht stimmen. An einer Mauer aber, über die der Blick frohlockender Genossen trunken hinausschweift in das herrliche Wiener Land, sehen wir einen altersgrauen Stein und lesen die Worte:

Wilhelmus, Archidux Austriae,
Ferdinandi II. Caesaris filius,
Ferdinandi III. frater,
Pius in eremitas Camaldulensens.

Wilhelm, Erzherzog von Österreich,
Sohn des Kaisers Ferdinand II.,
Bruder Ferdinands III.,
fromm (gewidmet) den Camaldulenser-Eremiten.

* * *

Und eine andere, fremde, längst vergessene Welt wird lebendig vor unserem geistigen Auge. In weiter, weiter Ferne scheint uns der flotte Walzer zu verklingen, den dort im lärmenden Hotel die Musiker aufspielen; wir hören nicht mehr das helle, frische Lachen buntgeputzter Damen und ihrer galanten Begleiter, — um zwei Jahrhunderte jünger glauben wir den Wiener Wald und des Kahlenbergs prächtige Krone. In einem seltsamen, schweigenden Dorfe von Mönchen wandeln wir in scheuer Ehrfurcht umher auf diesem historischen Boden.

Damals stand noch die Einsiedelei der weißen Väter von Camaldoli auf des Kahlenbergs lichter Höhe: kein Laut unterbrach die heilige Stille als der fürwitzige Schrei eines Waldvogels oder der leise, schlürfende Tritt eines Eremiten, der sein Häuschen verließ, um einem kranken Bruder den Trost des Glaubens und der Liebe zu bringen oder auszuziehen zum gemeinsamen Gebete in St. Josefs Kirche, dem Mittelpunkte der geistlichen Familie. Entbehrung und Entsagung prägt sich in den Zügen des Hauptes aus, dessen kahlen Scheitel die dünne Haarkrone der großen Tonsur umkränzt; einen stummen Gruß tauscht er nur mit dem Bruder, der die Nachbarzelle verläßt und sich schweigend dem Gefährten anschließt. Und doch hätten sie manches sich zu sagen und zu klagen, und doch leben sie in einer bösen, schweren Zeit, welche der Menschen Gemüther bewegt und dort drunten die alte Wiener Stadt mit Angst und Sorge erfüllt.

Hier oben wohnt die Ruhe, wohnt der Friede der Einsiedelei: dunkle Gerüchte nur bringen die Knechte aus Sievering und Nußdorf von der Annäherung des furchtbaren Christenfeindes, der mit siegreichem Heere Ungarn durchzieht und auf dem Thurme von St. Stephan den Halbmond aufzupflanzen gedenkt.

Die Eremiten hören die böse Kunde, aber keinen Augenblick stört sie die Übung ihres strengen Tagewerkes. Aus Italien, von dem Berge der heiligen Krone, waren anno 1628 die ersten Einsiedler vom Orden

des heiligen Romuald nach Österreich gezogen: noch sind ihre Zellen nicht vollendet, und schon soll ihnen der Untergang drohen! Es ist eine merkwürdige Klosterfamilie, die sich hier niedergelassen hat auf dem alten „Schweinsberge", den die Leute nach dem Namen des heiligen Nährvaters Josef zum „Josefsberge" umgetauft haben. In seinen Träumen blickte Sanct Romuald einst verklärten Auges zum geöffneten Himmel empor; eine gewaltige Leiter verband ihn mit seiner Einsiedelei, und im weißen Mönchskleide sah er seine Eremiten diese Himmelsleiter emporklimmen zum Angesichte Gottes. Und diesen Traum vergaß er nicht. Seinen Genossen gab er das weiße Ordenskleid und jene strengen Regeln, welche die Sprossen der Himmelsleiter bedeuten sollen für die weißen Eremiten.

Sein schlichtes Häuschen, frei von jedem irdischen Luxus, bewohnt der einzelne Bruder. Aus rohen Brettern ist seine Bettstatt genagelt; ein harter Strohsack, mit Spreu oder Stroh gefüllt, ist sein Lager; kein Bild ziert das dürftige Zimmer, nur das Oratorium und die Kirche darf ein Ölgemälde zeigen. Aus thönernem Gefäß nimmt der Bruder seine karge Nahrung, zu welcher keines Thieres Fleisch oder Fett benützt werden darf. Gern aber nimmt er, was ihm die Pflanzen des Gärtchens, das seine Zelle umschließt, was ihm die Bäume des Waldes bieten, der die Einsiedelei umrauscht; es ist seine beste Speise. Kommt jener Wochentag, an welchem der Christ in andächtiger Trauer des Opfertodes seines Erlösers gedenkt, so fastet der Eremit von Camaldoli. Dann ist Wasser und Brot seine einzige Nahrung und, auf seiner Zelle hartem Boden sitzend, verzehrt er dieses Mahl. Den Rest der Speise nimmt ein vor der Zellenthür stehender Kasten auf; dort findet ihn der dienende Bruder, dorthin trägt er die neue Nahrung am nächsten Tage.

Aus Schlössern und Palästen eilten stolze Cavaliere, des heiligen römischen Reichs Grafen und Freiherren, in die schlichte Einsiedelei am Kahlenberge, um ihren hochtönenden Namen mit dem bescheidenen Klosternamen, das goldstrotzende Kleid des Kriegers oder des Hofmanns mit dem rauhen, weißen Gewande des Einsiedlers zu tauschen. Im Schmucke eines blitzenden Wappenkleides hat er einst geprangt, der Prior Cerbonius a Sancto Romualdo, welcher eben so ernst und sorgenschwer einherschreitet, der Eremie vom Kahlenberge erwähltes Oberhaupt. Demüthig folgt ihm Renatus, der dienende Bruder. Sie schreiten zur Kirche. Ernst und düster tönen aus dem Chore die Stimmen der Eremiten. Nur wenn sie dort versammelt sind, lösen sich ihre Zungen; dann nur gebrauchen sie ihre Sprache, dann ist von ihnen genommen der Bann des ewigen Schweigens.

Doch plötzlich stockt der Gesang. Athemlos stürzt der Wärter des Thores herbei; er achtet nicht des strengen Verbots, das göttliche Officium zu stören; dem Prior naht er mit Geberden des Entsetzens. „Schon kommen sie, die Ungläubigen, retten Sie sich, retten Sie uns!" Und angstvoll deutet er nach dem Fenster. Aber der Prior wehrt ernst und schweigend den Eindringling ab und gibt das Zeichen zur Fortsetzung der Hora. Erst, als der letzte Vers gesprochen ist, als die Brüder sich von den Sitzen erheben, folgt der Prior dem hastig voraneilenden Thorwart und beachtet dessen warnende Stimme. Ja, wahrhaftig, geröthet ist der Abendhimmel von den Flammen brennender Dörfer, im Thale flieht das Volk in hellen Scharen; näher, als er gedacht, ist das furchtbare Verderben.

Und unter den Mauern Wiens flammen schon manche Häuser auf, die der Vertheidiger der Stadt, Held Starhemberg, opfern muss, um freien Ausblick und freien Ausschuss zu gewinnen für seine Kanoniere. Preisgegeben ist die Einsiedelei der weißen Väter am Kahlenberge den nahenden Horden; wohl hatte Bischof Kollonitsch, des bedrohten Wien würdiger Oberhirt, zu den weißen Einsiedlern heraufgesandt, um ihnen ein Asyl in der Stadt zu bieten, aber nicht eher wollte der Prior von der Stätte seines frommen Lebens weichen, bis in Wahrheit das Schwert und der Feuerbrand über seinem Haupte dräute. Nun musste es geschehen, wollte er die Brüder nicht einem nutzlosen Martyrium weihen. Er entnimmt dem Archive die kostbaren Schriften, welche des Ordenshauses kaiserliche Stiftung bekunden, der Bibliothek die wertvollsten Bücher, welche die Brüder aus Italien in ihr Wiener Heim gebracht haben, den Altären die Reliquien und vergräbt sie unter dem Boden seiner Zelle. Dann zählt er die Häupter der geistlichen Gemeinde, zu deren Vorsteher er gesetzt ist, und rüstet zum Aufbruch.

Es sind nicht alle, welche, den Wanderstab in der Hand, den Habit geschürzt haben: zwei fehlen ihm von den frommen Brüdern, Renatus und Romualdus sucht er vergebens in dem Kreise der Eremiten, die ihn reisebereit umgeben. Wohl folgt Bruder Renatus dem Rufe des Priors; doch den Stab zu ergreifen, weigert er sich, zum erstenmale untreu dem heilig gelobten Gehorsam, mit demüthigem Worte. Lang wallt ihm der Silberbart herab bis zum Gürtel, weiß ist der dünne Kranz des Haares, der den kahlen Scheitel umgibt, gebeugt ist das Haupt, gewichen die Farbe aus seinem Angesicht.

„Verzeiht, ehrwürdiger Vater, dem demüthigen Sohne, wenn er Euch mit flehendem Worte entgegentritt. Fremd ist mir die Welt, ob sie



der Sonne milder Strahl verklärt oder des Wetters Wolken verdüstern. Der Himmel ist meiner Seele, das Grab des müden Körpers einziges Ziel. Erlasset mir das Wandern, die Flucht. Dem Herrn empfehle ich meinen Geist; er wird des Heiden Grimm lenken, wie es gefällt seiner göttlichen Weisheit. Eines Hüters bedarf das Gotteshaus von Sanct Josef: Ich will es sein. Renatus bleibt in seiner Zelle; er wird die Gebete sprechen vor dem Altare, bis der Tod seinen Mund für immer schließt. Vergönnt mir diese Gnade, ehrwürdiger Vater, vergönnt sie dem Ältesten dieses Hauses!"

Umsonst sind des Priors mild-mahnende Worte; Renatus wiederholt sein Flehen, und Cerbonius kann des Greises letztem Wunsche nicht mehr widerstehen: er soll zurückbleiben an der gottgeweihten Stätte, ein Blutzeuge des Herrn, ein Fürsprecher für die schwer geprüfte Gemeinde ....

Aber noch ein theures Haupt fehlt dem Prior in der schweren Stunde des Abschieds: Romualdus der Recluse. Ein Ritter im blitzenden Schmucke des Kriegers, war er vor fünf Jahren in der Zelle des Priors vom Kahlenberge erschienen und hatte die Aufnahme in den Kreis der Einsiedler erbeten. Nicht zufrieden mit der schweren Bürde der Entsagungspflichten, welche dem Camaldulenser die Regel auferlegt, erbat sich Romualdus, nach vollendetem Noviziat der neue Chorbruder, die größte der „Gnaden", die dem Einsiedler gewährt werden kann: die Gnade der „Reclusion". Abgeschlossen ist der „Recluse" von der Gemeinde der Brüder; ein Einsiedler ist er unter den Einsiedlern. Fern von den Zellen der Genossen steht sein Ordenshäuschen: ein Gärtchen umschließt es, und eine Mauer trennt auch dieses von den Hütten und Gärtchen der anderen Eremiten. Nie verläßt er dieses freigewählte Heim; nie kommt ein Wort über seine Lippen, und nur dreimal im Jahre genießt er den Umgang mit seinen Ordensbrüdern: am Gründonnerstage, wenn er mit ihnen aus des Priors Hand den Leib des Herrn empfängt, am Faschingsonntag und am Feste des heiligen Martinus. Barfuß wandelt er auf der engen Stätte, die seine Einsiedelei bedeutet; noch karger als die Speisen der Brüder ist sein eigenes Mahl. Fünf Jahre nun ist Romualdus diesem Leben der Abtödtung treu gewesen, und nie hat er an den drei Tagen der jährlichen Gemeinsamkeit den Wunsch ausgesprochen, seiner Einsamkeit enthoben zu werden und zurückzukehren in den Kreis seiner Brüder.

Nun aber pocht es an seiner Zelle Thüre. Der Prior ist's an der Spitze der reisegerüsteten Conventualen. Den Bann des Schweigens und der Absperrung bricht er kraft seiner Gewalt, und den „Frater reclusus", den abgesperrten Bruder, löst er von den frommen Fesseln, um ihn der

Türken Mordlust zu entziehen. Und wieder trifft sein mahnendes Wort einen Widerstrebenden, der nicht geborgen, nicht gerettet sein will, der gleichmüthig dem sicheren Tode ins Antlitz blickt.

„Erlaßt mir, ehrwürdiger Vater, die Flucht in die Welt, vor welcher ich ja selbst geflohen bin in diese heilige Einsamkeit. Der Tod hat niemals Schrecken gehabt für meine furchtlose Seele, nicht damals, als diese Hand das Schwert führte, nicht heute, wo der Rosenkranz ihre Waffe ist. Schlimmer als dieses Leibes Vernichtung wäre mir die Rückkehr in das Weltgewühl, dem meine Seele beinahe erlegen wäre im verwegenen Ringen nach irdischen Freuden. Laßt sie kommen, die Heiden, laßt sie diesen heiligen Frieden stören: sie finden Gottes Krieger gerüstet zum Empfange!"

Noch einmal versucht der Prior den Eremiten umzustimmen; Wahnwitz wäre es, den sicheren Untergang zu suchen, wenn man ihn noch zu meiden vermag. — Bruder Romualdus bleibt fest. Da macht der Prior das Zeichen des Kreuzes über des knienden Romuald Haupt, und von dannen eilt der Einsiedler Schar, um in deutschen und wälschen Landen Asyle zu suchen für diese schrecklichen Zeiten.

* * *

Das Donnergebrüll der Geschütze, welche die Bastionen Wiens krönen, begrüßt den grimmigen Feind. Durch Brand und Blut bezeichnet ist sein Kriegspfad; in unabsehbaren Massen wälzen sich seine Heerscharen auf allen Straßen heran zur Umklammerung der Kaiserstadt. Das Christenbollwerk soll gebrochen, der Halbmond aufgepflanzt werden auf dem himmelanstrebenden Thurme der Kathedrale zu St. Stephan; im Hause des Kaisers will Kara Mustapha dem Herrn der Moslim das Hauptquartier bereiten. Man schreibt den 8. Juli 1683. Angstvoll haben die Bewohner Wiens eine lange Nacht durchwacht. In den Straßen und auf den Wällen campieren Bürger und Soldaten; da geht blutiger denn je die Sonne auf — ja, ist sie es denn wirklich, kann sie denn emporsteigen über die Höhe des Kahlenberges? Nein, das ist nicht das strahlende Gestirn des Himmels, das ist des Feuers Röthe, und nun kündet der Thürmer von St. Stephan die Unglücksbotschaft. Die Einsiedelei der Camaldulenser auf dem Kahlenberge steht in Flammen, der Türke meldet sich mit seinem schrecklichen Gruße an, er sagt der Kaiserstadt Wien mit flammendem Worte, welch Schicksal er ihr zugedacht hat.

Mit wildem Kriegsgeheul waren die ersten Scharen der Moslim in jener Nacht des Schreckens auf der Höhe des Kahlenbergs erschienen.

Den Axthieben der Soldaten widerstand nicht lange das versperrte Thor der Einsiedelei — leer war die Zelle des Thorwarts, leer das Haus der Gäste. Leer stand das Krankenhaus der Brüder, leer die Küchen und Kammern, die Bäckerei.

Wüthend dringen die Türken in dem seltsamen Dorfe vor, dessen Hütten das verhaßte Kreuz auf der Stirn tragen; mit rauher Faust zertrümmern sie der Zellen ärmlichen Inhalt, das irdene Gefäß, das schmucklose Bretterbett — und stoßen ihre Speere frevelnd in die Bilder des Gekreuzigten, welche die Kapellen der Eremitenhäuschen zieren. Dann aber schleudern sie den Feuerbrand in die gottgeweihten Stätten, und in wilder Wuth ergießen sich ihre Horden in alle Räume der verlassenen Einsiedelei. Schon züngeln die Flammen auch an dem Holzdache der Klosterkirche empor, schon belecken sie die Rahmen der Fenster, als Ali Beg, der Führer einer Janitscharen-Truppe, in das Gotteshaus selbst eindringt, um dessen Schätze zu ergründen und zu erfassen.

Da hemmt etwas Seltsames, Unglaubliches seinen und seiner Krieger Schritt. Dort an den Stufen des Hochaltars kniet, versunken in stummes Gebet, ein Mönch im weißen, faltenreichen Kleide, des Haares Silberkrone um den kahlen Scheitel. Keinen Blick wirft er zurück auf die Allah-Rufer, die das Heiligthum erfüllen, nur seinem Gotte scheint sein Herz und Auge zugewandt.

Mit derber Hand faßt der Hauptmann den Mönch an der Schulter, und seinen Streitkolben läßt ein anderer niedersausen auf sein Haupt — nichts regt sich an der knienden Gestalt. Und nun schauen sie ihm in das Antlitz — ein seliges Lächeln verklärt es, aber der Blick des Auges ist starr, kalt und starr der Körper, keines Kriegers Gewalt vermag die Hände zu trennen, welche sich im inbrünstigen Gebete gefaltet haben. Entsetzen erfaßt die Janitscharen: sie fliehen den Bruder, der im Tode noch zum Christengotte betet; die Einsiedelei fliehen sie, in welcher solche Wunder geschehen. Wohl erfassen nun die Flammen des Gotteshauses Hallen, wohl züngeln sie empor an Altären und Statuen; unverletzt und unversengt aber bleibt Bruder Renatus, den der seligste Tod ereilt hat, als er im Augenblicke der äußersten Gefahr Herz und Wort erhoben hatte zu seinem Schöpfer.

* * *

Verlassen war am andern Morgen die Eremie der Mönche von Camaldoli, eine rauchende Trümmerstätte. Nur ein lebendes Wesen gab

es im Bannkreise der Einsiedelei: Romuald, den einsamen Frater reclusus. Wohl hatte sein Ohr der wüste Kriegslärm der Osmanen erreicht, sein Auge den Flammenschein erspäht über den Zellen der entflohenen Brüder; er selbst sorgte nicht um sein Leben und um sein stilles Heim. Seine Gebete galten der bedrängten Kaiserstadt, dem Heile seiner reuigen Seele und den Frevlern, die in wildem Grimme das Heiligthum des Herrn zerstört hatten, ohne zu wissen, was sie thaten. Die Früchte, die sein Garten trug, waren nunmehr Romualds einzige Nahrung.

Eines Tages aber trafen wundersame Klänge des Eremiten Ohr und erweckten ihn mächtig aus der frommen Betrachtung, der er sich hingegeben. Das ist nicht Türkengeheul, nicht die Janitscharen-Musik ihrer wüsten Scharen. Hell und schmetternd klingen die Trompetenfanfaren christlicher Reiter, Commandorufe tönen und wecken die Erinnerung an jene Tage, da er selbst sie gesprochen.

Niemand achtet der düsteren, waldumsponnenen Mauer, Niemand ahnt, daſs noch ein lebendiger Christenmensch so nahe der Trümmerstätte wohnen könne, welche die einstige Eremie der Mönche von Camaldoli bedeutet. Die Wachfeuer der Kaiserlichen, der deutschen Hilfsvölker und der Polen flammen auf dem Kahlenberge auf, und ebensoviele Freudenfeuer sind sie den, nach Tagen der Verzweiflung wieder aufathmenden Bürgern und Vertheidigern Wiens. Ein einig Heer der Christenheit, wie man es seit Jahrhunderten nicht gesehen, lagert auf den waldigen Höhen. Da blitzt und glänzt es von prächtigen Kriegerkleidern, von scharfen, mannigfaltigen Waffen. Neben dem leichten polnischen Lanzenreiter, auf dessen Tatarka die Adlerfeder, um dessen Schultern der pelzverbrämte Dolman flattert, hält der riesige Trabant der kursächsischen Leibgarde, da sieht man Sobieskis goldstrahlende Panzerreiter neben den reckenhaften Gestalten der kaiserlichen Kürassiere. Der bayerische Musketier und der ungarische Husar, der ukrainische Kosak und der schwäbische Dragoner, sie alle, wie sie auch heißen, wie sie sich auch kleiden, welches Wappenzeichen sie auch tragen, fühlen sich eines Sinnes, wenn sie zum Kreuzesbanner emporblicken und dann herniederschauen auf das bedrängte Wien.

Ein Meer von Rauch scheint es, aus welchem nur die Thurmspitzen hervorragen, das nur manchmal eine hochaufzischende Flamme, eine platzende Bombe durchbricht. Vom Thurme von St. Stephan aber künden, wenn die Schleier des Abends sich auf die Kaiserstadt niedersenken, Feuergarben in beredter Sprache die wachsende Noth der Garnison

und Bürgerschaft. Und man hört den Donner der Kanonen, welche auf den zerschossenen Basteien die heftige Sprache der türkischen Geschütze zu erwidern haben; es sind die letzten Worte der kaiserlichen Geschütze, denen die Nahrung, Pulver und Kugeln, und der Arm des Kanoniers zu fehlen beginnt. Sie kann nicht mehr verschoben werden, die Stunde der Erlösung.

Dies erkennt auch der tapfere Lothringer, welcher in der rauchgeschwärzten Prioratszelle des Camalduenserklosters sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. In der halbzerstörten Kirche aber schaffen rüstige Soldatenhände, um das Heiligthum dem Gottesdienst wiederzugewinnen, und ein seltsamer Mönch im braunen Gewande der Kapuziner eifert sie zu fieberhafter Thätigkeit an. Aus seinem Munde quellen im seltsamen Durcheinander lateinische, italienische und wunderlich verschnörkelte deutsche Worte, aber keiner von den rauhen Söldnern lächelt darüber — alles blickt ehrfürchtig zu der hageren Mönchsgestalt empor.

Das ist Marcus von Aviano, der Fastenprediger Wiens, der Rufer im Erlösungskampfe. Von dem schlichten, graubraunen Habit hebt sich das mächtige, interessante Haupt mit den Feueraugen ab, welche buschige Brauen überschatten, die Habichtnase tritt aus dem bleichen Asketenantlitz hervor, und bis zum groben Gürtelstrick herab wallt der lange Kapuzinerbart. Er ist ein Meister im Rathe und in der Rede; sein Feuergeist und sein Donnerwort beflügelt die Zagenden, ermuthigt die Furchtsamen, erschüttert die Schuldigen.

„Thut Buße, glaubt und bereut; mit gereinigtem Gewissen ziehet in den Kampf, und euerer Seele öffnen sich alle Pforten des Paradieses, wenn ein Türkensäbel euch den irdischen Körper tödtet! Zum Kampfe für Christus und den Kaiser, auf, ihr Krieger — Padre Marco wird euch führen!"

So tönt es von seinen Lippen, sein bleiches Antlitz scheint zu erglühen in himmlischer Verklärung, und Kürassiere und Musketiere, Deutsche und Polen, durchbrechen begeistert das Spalier der Hellebardiere, dringen zu dem Prediger vor, erfassen seine Kutte, kämpfen um ein Stückchen von dem rauhen Kleide und bergen es als Talisman unter dem Wamse....

Der Tag der Rache und Erlösung ist gekommen! Man schreibt den 12. September des Jahres 1683. Noch ist der Sonne Antlitz nicht erschienen. In früher Morgenstunde wird es lebendig im Christenheere. Um die Kirche zum heiligen Josef, das Heiligthum der Camaldulenser, drängt sich eine erlesene, glänzende Gesellschaft, Polens König und Deutschlands Heldenfürsten, des Heeres ruhmreiche Generale. Und

an einem schlichten Feldaltare*) erscheint Pater Marcus im Priesterornate, um das heilige Messopfer darzubringen am Morgen des blutigen Tages, den man mit der Anrufung des Himmels zu beginnen gedenkt. Der Polenkönig selbst demüthigt sich zum Diener des Priesters; er küsst den Saum des Messgewandes, respondiert des Celebranten Versen und kniet andachtsvoll an den Stufen des Altares.

Und nun tritt der Kapuziner heraus aus dem Gotteshause, auf die ihm bereitete Tribüne. Sein Blick wendet sich von des Berges Höhe hinab nach der türkischen Zeltstadt und dem von ihr umklammerten Wien; zum Himmel blickt er dann empor, der seine Hilfe spenden soll zur Erlösung des Christenbollwerks. „Vertraut auf Gott, ihr Christen!“ ruft er endlich, und eine Welt von Zuversicht liegt in seinen Worten, „der Sieg ist euer!“ Und wie er die zitternden Hände über das weite Christenheer segnend ausbreitet, donnern die kaiserlichen Batterien unterhalb der Camaldulenser-Eremie den Türken den ersten furchtbaren Morgengruß zu! Von der Höhe der Kirche aber sieht der Pater und die gläubige Menge eine weiße Taube emporsteigen, welche das Entsatzheer umfliegt und dann dahinzieht durch den Pulverrauch gegen Wien. Jubelnd grüßt man sie als Herold des Sieges, als Boten des Heils für die bedrängte Stadt.

Schon sind der löwenmuthige Prinz von Baden, Prinz Croy und die Edelleute, welche es sich zur Ehre rechnen, als schlichte Krieger an der Befreiung Wiens mitzuwirken, in nicht zu zügelndem Feuereifer gegen die Türken angeritten; die ersten Dragoner sind mit den Spahis handgemein, kaiserliche und sächsische Bataillone dringen unaufhaltsam gegen die aus Hecken und Verhauen feuernden Türken vor. Bis an die Donau dehnt sich bald die Schlachtlinie des Lothringers. Einer ehernen Mauer gleich, das leichte Geschütz voran, so bewegen sich die Kriegerscharen des Christenthums vorwärts gegen den Feind.

Schon sind die Osmanen aus den vorgeschobenen Redouten vertrieben, gegen Nussdorf führt Markgraf Hermann von Baden die Kaiserlichen, gegen Heiligenstadt der greise Feldmarschall von der Goltz die Sachsen. Aber fest klammern sich hier die Türken an ihre Schanzen, der Sturm stockt vor Nussdorf; erschöpft halten die decimierten Bataillone, und zögernd hören sie das mahnende Wort ihrer Führer ... Da sieht man — ist es ein Wunder des Himmels? — auf weißem Rosse

*) Noch heute zeigt man in der kleinen Sacristei der Kirche auf dem Kahlenberge den sogenannten Sobieski-Altar und einen Kelch, welchen der päpstliche Nuntius Viale Prela zum Andenken an jenes historische Messopfer der ehemaligen Camaldulenserkirche gewidmet hat.

einen seltsamen Reiter herabsausen vom Kahlenberge. Ein weites, weißes Gewand umhüllt seinen Körper, ein weißer Mantel flattert um seine Schultern, eine weiße Kapuze deckt sein Haupt; in der Rechten aber schwingt er ein blitzendes Kreuz, und wie Donnerton trifft sein Wort „Vorwärts in Christi Namen!“ die zaghaften Krieger. Wie Windeswehen ergreift es sie; beflügelt fühlen sie ihre Schritte, und dem weißen Reiter stürmen sie nach gegen die feindlichen Schanzen.

Auch die Moslim sehen den wundersamen Führer. Ist er ein Engel vom Himmel, ein überirdisch Wesen, das der Christengott gesandt hat zum Verderben der Söhne des Propheten? Wie der Reiter einhersaust auf schnaubendem Rosse, wie er das Kreuz mit der Rechten erhebt, da gibt es kein Halten, kein Widerstehen in den türkischen Reihen — sie lockern sich, sie zerflattern, und jubelnd stürzen die Musketiere und Dragoner ihm durch die nächste Bresche in das verlassene Nussdorf nach! Und immer vorwärts, immer weiter führt der Siegesweg. Wo die Schritte der Stürmenden stocken, wo es ein Zagen, einen Aufenthalt gibt, dort sieht man den „weißen Reiter“, und mit neuer Siegeskraft erfüllt er die wankenden Scharen. Für den Erzengel Michael halten ihn die einen, für St. Leopold, den ritterlichen Patron Österreichs, die anderen, ein Heiliger des Himmels aber erscheint er allen.

Nun erschüttert der Siegesruf der Christen, das Wuthgeheul der Türken die Erde. In den Laufgräben der Osmanen stehen die Sieger, die Zeltstadt der Belagerer erfüllen die Soldaten, und reiche Beute machen sie in den Zelten der fliehenden Paschas. Im Siegestaumel haben die Soldaten den weißen Reiter vergessen, der ihnen begeisternder Führer im Augenblicke der Entscheidung war. Nun aber gedenken sie sein, nun suchen sie ihn, forschen nach ihm. Niemand jedoch will ihn geschaut, niemand bemerkt haben, wohin er nach dem Siege gerathen.

Und dennoch haben sie ihn deutlich und körperlich an der Spitze der Sturmcolonnen gesehen, fürchterlich dem Feinde, unverwundbar seinen Waffen. Ja, das war er, unverwundbar! Hätte sonst eine Feindeskugel diese allen wahrnehmbare Gestalt auf weißem Rosse verfehlen können, wäre er sonst aufrecht geblieben im mörderischen Feuer der Geschütze und Musketen? Diese Meinung steht bald felsenfest, und nun schwören Tausende darauf, der heilige Erzengel Michael sei in menschlicher Verkörperung herabgesandt worden vom Himmel, um sein Flammenschwert zu schwingen gegen die Feinde der Christenheit.

Dem frommen Marcus erzählen sie Gottes Wunder, und mit dem begeisterten Mönche preisen sie des Himmels unerforschliche Wege. Der

Allmächtige selbst hat für sie gestritten, und in seine Herrlichkeit hat er wieder aufgenommen den von seinem Throne entsandten, streitbaren Engel den Feldherrn der himmlischen Heerscharen.

* * *

Dort droben in der Reclusenhalle des Kahlenbergs aber kniet nun Romualdus, der Eremit, im inbrünstigen Gebete vor dem Crucifixe, dem einzigen Schmucke seiner ärmlichen Einsiedelei. Vor der abgesperrten Pforte weidet ein herrliches Rofs, gezäumt nach Araberart, ruhend nach einem scharfen, wilden Ritte. Heiße Dankesworte sendet der Camaldulensermönch zum Himmel empor für die Gnade, dafs er noch einmal das Feuer der Begeisterung in seinem Busen entzündet, mit überirdischer Kraft ihn begabt hat zu dem Werke der Rettung, und demüthige Worte der Bitte spricht er dann um Vergebung, dafs er die Pforte des „Frater reclusus", des Freiwillig-Abgesperrten, gesprengt hatte an diesem Tage. Der Streiter Gottes war wieder zum büßenden Mönche geworden, keinen Theil wollte er haben an den Ehren des Sieges, keine Erinnerung an die heroische That, zu der es ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt getrieben.....

Der November kam, und mit ihm die entflohenen Brüder von Camaldoli. Weinend standen sie auf den Trümmern ihrer geistlichen Heimat; zerstört fanden sie die kaum vollendete Stiftung ihres Ordens. Aber neues Leben soll diesen Ruinen entsprießen. Im feierlichen Zuge, das Conventkreuz voran, wallen die Eremiten durch die verödeten Zellen, durch das nothdürftig wiedererhobene Gotteshaus. In Schutt und Trümmern liegt der Hochaltar; wie sie sich aber den Weg bahnen durch das Gestein und Gebälke, wie sie den Schutt hinwegräumen von der heiligen Stätte, da blendet eine seltsame Erscheinung ihren Blick. Ausgestreckt auf dem Boden, die Hände gefaltet, unversehrt den Körper und das Ordensgewand, sehen sie Renatus, den greisen Bruder: im Gebet ist er dahingegangen, keines Feindes Waffe hat ihn verwundet, keine Flamme versengt, die Verwesung hat ihn verschont. In stummer Andacht betrachten die Brüder den Leichnam des Greises; muthiger als sie hat er dem Tode ins Antlitz geschaut, und in der mildesten Gestalt ist er ihm erschienen. Tief ergriffen bringen die Eremiten die entseelte Hülle in die Kapelle des Priors, und das Todtenofficium für den seligen Bruder ist die erste Pflicht, die sie gemeinsam zu erfüllen haben in dem wiedergewonnenen Ordensheim.

Dann aber zieht der Convent in düsterem Ernst durch den Wald dahin zur Zelle des „Reclusen"; den zweiten Todten der Gemeinde

wollen sie erforschen und bestatten, das zweite Opfer dieser bösen, endlich siegreich überwundenen Zeit der Prüfung. Aber keinen Trümmerhaufen sehen sie dort, wo die Reclusenzelle errichtet war; unverletzt ist sie, heiliger Friede umgibt sie, und wohlversperrt, wie geboten, ist ihre eigene Pforte.

Dreimal klopft der Prior mit dem Conventkreuz an diese Thüre; „Ave" antwortet es kräftig jenseits der Mauer, und bald schauen sie mit freudigem Erstaunen in das Auge des verloren geglaubten Bruders. Streng bemessen sind dem schweigsamen Reclusen die Worte, und kurz ist die Erzählung seines einfachen Geschicks. Der Allmächtige hat seine schirmende Hand über den niedrigsten der weißen Einsiedler gehalten; wieviel der Gnade aber er ihm gespendet, wieviel der göttlichen Kraft er ihm geliehen, das erzählt er nur in der Beichte, die er dem Pater Prior ablegt am kommenden Tage. Niemand als dieser und die vergilbten und vergessenen Blätter des Tagebuchs unseres „abgesperrten Bruders" erfuhren denn auch die Geschichte des weißen Gottesstreiters in der Wiener Türkenschlacht, die Geschichte Romualds, des Eremiten vom Kahlenberge — und niemand kannte seinen weltlichen Namen...



Maria Theresia als Frau und Mutter.

Wir Österreicher lieben unser angestammtes Herrscherhaus, wir fühlen mit ihm in Leid' und Freud', und die Erinnerung an die großen Herrscher aus Habsburgs Hause lebt in uns fort. Zu den Größten der Großen ist Kaiserin Maria Theresia zu zählen, die starke Frau, die mit nimmermüder Hand durch lange Jahre unser Vaterland regierte, der die schwersten Prüfungen nicht erspart blieben, die aber alles Ungemach durch ihren festen, treuen Glauben und ihr inniges Gottvertrauen überwand.

Von Kriegesstürmen umtobt, stets auf das Glück ihrer Unterthanen bedacht, fand die seltene Frau doch Zeit, ihrem geliebten Gatten eine zärtliche Gemahlin, ihren Kindern eine aufopfernde Mutter zu sein. Schlicht bürgerlich, wahrhaft herzlich war das Familienleben der großen Kaiserin. Im Kreise der Ihrigen suchte und fand sie die nothwendige Erholung von der Last der Regierungsgeschäfte; der Erziehung ihrer

zahlreichen Kinder widmete sie all ihre freien Stunden. Selbst die schärfsten, die preußischen Kritiker waren voll aufrichtigen Lobes für das häusliche Leben Maria Theresias.

Das Tagewerk der Kaiserin begann mit Gebet in den frühesten Morgenstunden. In den Vormittagsstunden ertheilte sie Audienzen, zu denen hoch und niedrig Zutritt hatte; ein Winkel des Audienzsaales in der Hofburg war der Platz, wo Maria Theresia voll Güte und Wohlwollen die Bitten und Klagen ihrer Unterthanen hörte. Die Nachmittage widmete die Regentin den Regierungsgeschäften, die Abende aber verbrachte sie in harmlos-fröhlichem Spiel mit den Kindern. Um 10 Uhr schon begab sie sich gewöhnlich zur Ruhe.

Von den 16 Kindern, die Maria Theresia ihrem Gatten geschenkt, blieben 13 über die Jahre der zartesten Kindheit hinaus am Leben, 10 überlebten ihre Eltern. Die Erziehung der kaiserlichen Kinder in den ersten Jugendjahren besorgte die hohe Mutter selbst, unterstützt von mehreren Damen der Aristokratie. Die Kaiserin wachte streng über die Gesundheit der Kinder und bat den berühmten Van Swieten wiederholt, ihr ja nicht diesbezüglich irgend etwas zu verheimlichen. Frühzeitig begann der Unterricht für die Erzherzoge, der bewährten Priestern und Officieren anvertraut wurde. Als Ajo leitete Graf Batthyany die Erziehung des Kronprinzen und seiner Brüder; Maria Theresia aber stellte den Lehrplan zusammen, wohnte den Prüfungen bei, kurz, übte die Oberaufsicht über die gesammte Erziehung.

Die Erzherzoginnen, von denen mehr als eine im späteren Leben Throne zierten, hatten Damen der Aristokratie als Lehrerinnen. Besonderer Liebe der Kinder und des größten Vertrauens der Kaiserin erfreute sich die Gräfin Lerchenfeld, die Erzieherin zweier Königinnen (Karoline von Neapel und Marie Antoinette von Frankreich). Das Lieblingstöchterlein Maria Theresias war Marie Christine, nachmalige Herzogin von Sachsen-Teschen. Ihr Andenken ist heute noch wach in Wien, wo Canovas prächtiges Grabdenkmal in der Augustinerkirche die sterblichen Reste der schönen Erzherzogin deckt. Bescheiden und gütig, voll inniger Liebe und Anhänglichkeit für ihre Vaterstadt Wien, wie die hohe Mutter, erwarben sich die Erzherzoginnen die innigste Verehrung und Liebe der Wiener.

In den schönen Jahreszeiten zog die Kaiserin mit Gemahl und Kindern in ihre prächtigen Lustschlösser Schönbrunn und Laxenburg, auf deren Erhaltung und Verschönerung sie große Summen verwendete. Oftmals auch begleitete Maria Theresia den Kaiser, der ein leidenschaftlicher Jäger war, zu den Jagden in Holitsch, Sillfhof und Egghardtsau.

Franz I., der große Feind des Zwanges und der Etiquette, fühlte sich eben in freier Natur am wohlsten und zufriedensten.

Welch unendliche Liebe die Kaiserin für ihren Gemahl beseelte, das bewies am besten die tiefe Trauer, in der sie seinen Tod beweinte und die bis zu ihrem eignen Hinscheiden unverändert groß blieb. Er war ihr „anbetungswürdiger Gatte" — wie sie sich selbst ausdrückte. Nur ungern trennte sie sich — auch auf nur kurze Zeit — von ihm und ihren Kindern. Der Kaiser brachte seiner Gattin dieselbe Liebe, den Kindern die gleiche Zärtlichkeit entgegen — er war das Muster eines guten Hausvaters.

Frohsinn und Heiterkeit gab's in den Faschingstagen am Wiener Hofe. Man arrangierte Kinderbälle, und die kaiserlichen Kinder erschienen dazu maskiert und huldigten mit Leidenschaft dem Tanze. Den Redouten wohnte die Kaiserin öfter bei, und man erzählt sich manch reizende Episode von diesen Festen, bei denen Maria Theresia selbst im blauen Domino erschien. Viel Freude bereitete den Kindern auch die Veranstaltung von Theatervorstellungen, bei denen die älteren unter ihnen selbst mitwirken durften. Zu diesen Festen lud die Kaiserin mit Vorliebe bürgerliche Männer, die sich um ihre Person oder den Staat besonders verdient gemacht hatten.

Längere Reisen waren zu Maria Theresias Zeiten mit großen Schwierigkeiten und noch größeren Kosten verbunden. Auch liebte die hohe Frau ihr Wien zu sehr, als dass sie sich auf längere Zeit von der Residenz entfernt hätte. Dagegen waren Ausflüge, ja sogar mehrtägige Aufenthalte des Herrscherpaares auf den Gütern des Hochadels keine Seltenheit. Die letzte, größere Reise der kaiserlichen Familie war die verhängnisvolle Fahrt nach Innsbruck, wo Franz I. sein edles Leben beschließen musste.

Bald störten die durch die Zeit gebotenen Heiraten der Prinzessinnen das innige Familienleben. Ungern sah Maria Theresia ihre Lieblinge ziehen, hinausziehen in die Ferne, die damals noch wirklich Bedeutung hatte. Sowie die Kaiserin der Kinder Erziehung geleitet hatte, so gab sie den Erwachsenen jetzt aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrung und ihres Wissens die kostbarsten Lehren für Thron und Leben mit auf den Weg. Der Briefwechsel mit Karoline, Königin von Neapel, Amalie, Herzogin von Parma, Marie Antoinette von Frankreich und Marie Christine von Sachsen zeigt uns die herrlichsten Tugenden der Kaiserin. Diese Briefe sind die rührendsten Beweise für die innige Mutterliebe, aber auch für die hohe Weisheit Maria Theresias. Wir können hier nur andeuten, wir müssen es uns versagen, dem Leser auch nur Proben dieser Schreiben zu geben! Stets blieb die große Frau

ihren Kindern gegenüber liebende Mutter und doch Kaiserin! Diese Eigenschaften verbunden, sich durch diese Verbindung Liebe und Hochachtung erworben zu haben, das war der großen Herrscherin größtes, unsterblichstes Verdienst — als Frau!

Schön, stark und voll Gottvertrauen wie im Leben war unsere große Kaiserin auch im Tod. Und Maria Theresias Bild wäre unvollständig, würde man nicht dieser schwersten Stunden und ihres wunderbaren Verhaltens im Sterben gedenken! Sie kannte die Gefahr, sie wusste, dass das Ende nahe sei, aber sie ließ nicht ab von ihrer Thätigkeit.

Seit des Kaisers Heimgang kränkelte Maria Theresia, öfter quälte sie heftiger Husten, sie beachtete weder das Unwohlsein, noch änderte sie ihre — auf strengster Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst beruhende — Lebensweise. Nach wie vor schlief die Kaiserin bei offenen Fenstern, trug ihre gewöhnlichen Kleider und absolvierte im Herbstnebel ihre täglichen Kirchen- und Spaziergänge. Am 18. November 1780 kamen zum Husten noch quälende Brustschmerzen, so dass der Leidenden das Liegen fast unmöglich wurde. Trotzdem besuchte die starke Frau die Frühmesse am 19. und ertheilte allgemeine Audienzen. Am 20. November wurde Maria Theresia vom ersten der Erstickungsanfälle heimgesucht, die sich in den nächsten Tagen mit immer vermehrter Heftigkeit erneuerten und ihr das Arbeiten fast unmöglich machten.

Am 24. kam Erzherzogin Marie in Wien an, und noch am selben Tage bewies ein heftiger Anfall den Ernst der Situation. Dr. Störck, der Leibarzt der Kaiserin, war sich der drohenden Gefahr wohl bewusst und rieth der Kaiserin, ihren Beichtvater zu berufen. Die hohe Kranke wollte volle Wahrheit über ihren Zustand, und thatsächlich verschwieg ihr der treue Arzt die Gefahr nicht.

Noch den 25. verbrachte Maria Theresia außer Bett und in Gesellschaft der Familie.

Am 26. November empfieng sie die heiligen Sterbesacramente vom Nuntius Garampi in Gegenwart ihrer Kinder. Am Abend dieses Tages war die Kaiserin heiter und speiste mit Appetit zu Abend; sie plauderte in gewohnter Weise, und fast konnte man Hoffnung auf Genesung haben.

Schon der nächstfolgende Tag aber brachte die traurige Gewissheit des Endes. Die Nacht vom 27. auf den 28. war für die Leidende und ihre Umgebung schrecklich, und am frühen Morgen wurde der Kaiserin auf ihre Bitte die letzte Ölung gegeben. Nach der Ceremonie nahm Maria Theresia Abschied von ihren Söhnen und sprach fast zwanzig Minuten in den rührendsten Worten zu ihnen, den Erzherzogen für ihre stete Liebe dankend und Josef das fernere Schicksal seiner Brüder an-

empfehlend. Die weiteren Stunden des Tages verbrachte sie — schon eine Sterbende — im Lehnstuhl, eifrig beschäftigt mit dem Ordnen des Nachlasses. Eine der letzten ihrer eigenhändig geschriebenen Entscheidungen war die Spende von 100.000 Gulden für den Normalschulfond.

Lange sprach die Kaiserin noch mit dem Kaiser, ihm manchen Rath fürs Leben gebend. Am Abend des 28., dem letzten ihres Daseins, finden wir die große Dulderin wieder am Familientisch. Schweigend blickte sie eines ihrer Kinder nach dem andern an und sprach:

„Glaubt nicht, dass mein Herz gegen euch seit zweimal vierundzwanzig Stunden sich geändert hat, und dass ich euch nicht gerade so liebe wie zuvor. O nein, aber ich habe euch Gott geopfert. Alles, was mir am theuersten ist und was zu verlassen allein mir schwer fällt; darum sehe ich euch so ruhig an."

Die letzte Nacht brachte neue schreckliche Schmerzen, und schon dachte man das Ende gekommen. Die Sterbende mied den Schlaf und äußerte zu ihrer Umgebung:

„Ihr wollt, dass ich schlafen soll, während ich doch jeden Augenblick erwarte, vor meinen Richter gerufen zu werden. Ich fürchte mich zu schlafen, denn ich will nicht überfallen werden und den Tod ganz kommen sehen."

Noch einmal nahm die Kaiserin Abschied von ihrer Familie und ihren treuen Dienern am 29. November. Den ganzen Tag über rang sie mit dem Tode — ihre starke Natur stemmte sich gegen das Ende. Um neun Uhr abends erhob sich Maria Theresia vom Lehnsessel und versuchte einige Schritte gegen ihr Ruhebett, an dessen Rand sie niedersank. Der Kaiser war behilflich, seine Mutter darauf zu betten und machte die Bemerkung: „Eure Majestät liegen schlecht!" — „Ja, aber gut genug, um zu sterben!" war die Antwort — dann noch einige Athemzüge, und die große, edle Seele zog heimwärts in ein besseres Jenseits!

Die große Kaiserin, die starke Frau und gute Mutter hatte ihr Leben geendet, ein Leben so überreich an bittern Kränkungen und reinen Freuden, ein Leben so reich an Liebe, Güte und Erfolgen. In namenlosem Schmerz beweinten Österreichs und Ungarns Völker ihre Herrscherin, die als zartes Weib segensreich und stark über sie regiert hatte. Sie war die Retterin des Staates, sie war die Mitbegründerin unserer geliebten Herrscher-Dynastie! Unvergessen wird Maria Theresias Andenken bleiben in ihrem Vaterland, das sie so sehr geliebt, ewig unvergessen wird es aber auch bleiben in der ganzen Welt, die voll Hochachtung und Staunen zu der edelsten Frau aufblickte, die je einen Thron geziert!



Die „Gelbschnäbel“ von Kolin.

Das war ein grimmes Streiten auf den Feldern und den Höhen bei Kolin. Eine Armee galt's und eine Krone. Denn vernichtet nahezu war in der Prager Schlacht Österreichs größtes Heer, belagert und bedrängt in der böhmischen Hauptstadt von den preußischen Siegern. Kann es noch Rettung, noch Erhebung nach diesem Schlage geben?

Aber Österreichs Adler hat seine Kraft noch nicht verloren. Ein neues Heer hat FM. Graf Daun, der große Zögerer, gesammelt, und bei Kolin bietet er dem „großen Fritz“, Preußens Soldatenkönig, trotz.

Es ist ein heißes Ringen. Der Preußenkönig kann's nicht glauben, dass ihm Daun mit seinem aus dem Boden gestampften Heere den Lorbeer von Prag entreißen will.

Vergebens hat er gehofft, den Marschall von seinen Höhen herabzulocken: er ist zäh, und nun muss der König stürmen, immer stürmen. Und fast scheint's zu gelingen.

Preußens Grenadiere gehen unter den Augen ihres Königs vor, unter ihrem wuchtigen Anprall wankt die österreichische Division Wied. Nádasdy mit seinen leichten Reitern ist gewichen, kurz, schon scheint Daun den Tag verloren geben zu müssen. Aber schon ist Hilfe da. Noch stehen die grünen Dragoner von de Ligne in Reserve, und ihr tapferer Oberst Comte de Thiennes erbittet sich die Ehre der Attaque.

Zweifelnd blickt der Marschall auf die jugendlich-bartlosen Gesichter der Dragoner, aus denen die hellen Augen so froh und kampfesmuthig blitzen. Sie möchten dem Marschall so gerne beweisen, wie sie fechten können! Erst auf wiederholtes Bitten wird die Erlaubnis ertheilt und lächelnd ruft der große Daun dem Oberst zu: „Mais vous ne ferez pas grande chose avec vos blancs-becs." (Sie werden aber mit Ihren Gelbschnäbeln nicht viel ausrichten!) — „Sie werden sehen!" ist die lakonische Antwort. Und schon sprengt Graf de Thiennes vor die Front des Regiments und ruft seinen jungen Wallonen zu: „Blancs-becs, montrez, que vous savez mordre sans avoir de barbe!" (Gelbschnäbel zeigt, dass ihr auch ohne Bart beißen könnt!)

Fröhliche Begeisterung erregen des geliebten Obersten Worte. Der Pallasch fliegt aus der Scheide und im scharfen Trab rasseln die Schwadronen auf den Feind. Drei feindliche Cavallerie-Regimenter werfen sie im ersten Anprall und mit voller Kraft stößt die Reitermasse auf die preußischen Carrés. Vergebens stemmen sich die „Blechmützen" des „alten Fritz" mit dem Bajonnett gegen die jungen Reiter. Sie haben das Feuer des Gegners nicht gescheut — sie fürchten auch seine Bajonnette nicht. „Vive Marie Thérèse!" schallt's immer wieder; im unaufhaltsamen Siegesritt stürmen die „Gelbschnäbel" vorwärts, alles vor sich niederwerfend!

Die feindliche Reiterei wird zersprengt, die Infanterie überritten, die Artillerie ihrer Geschütze beraubt. Obristlieutenant Chevalier de Thoricourt und Volontär-Corporal L. v. Pfortsheim sind die tapfersten unter den Tapferen. Pfortsheim commandiert die Escadron, die alle Officiere verloren hat und erobert zwei Geschütze. Als Oberst und Commandant des Regiments hat er sich in den Franzosenkriegen unvergänglichen Ruhm erworben.

Durch der jungen Dragoner ungestüme Attaque wurde die österreichische Cavallerie wieder vorwärts gebracht, die Infanterie sammelt sich wieder und um halb 5 Uhr nachmittags ist die Schlacht zu unserem Gunsten entschieden. Der Feind ist der Cavallerie beraubt, die Infanterie wird von unseren Reitern vernichtet. Der Ruf von Friedrichs Unbesiegbarkeit ist erschüttert, sein Heer in ungeordnetem Rückzug! Den „Gelbschnäbeln" aber gebürt vor allem die Ehre des Tages. Reich war auch ihr Lohn! Zum ewigen Andenken an den Tag von Kolin verfügte die große Kaiserin Maria Theresia die „Schnurrbartlosigkeit" des Regiments für ewige Zeiten. Mit eigener Hand stickte sie vier Standarten, auf denen die Thaten der de Ligne-Dragoner bei Kolin in prächtigen

Stickereien verewigt sind. Heute noch trägt das Regiment — als einziges in der Armee — die Leibstandarte aus jener Zeit, die auf ihren Bändern die Worte trägt: „Qui s'y frotte, s'y pique!" (Wer sich daran reibt, der sticht sich!)

Und fürwahr, unsere grünen Dragoner haben die Wahrheit dieses Standartenspruches bewiesen in den Feldzügen zweier Jahrhunderte. Noch waren es Wallonen, die in den Kämpfen gegen die französischen Revolutionsheere unter der Führung ihrer Heldenofficiere Wunder der Tapferkeit verrichteten. La Tour-Dragoner waren dem Feinde die gefürchtetsten Gegner. Die „Gelbschnäbel" waren Gelbschnäbel geblieben — trotz der Jahre; das Beißen aber hatten sie niemals verlernt. Unerschütterlich treu waren die Wallonen dem Kaiserhause, auch als ihr Land dem rechtmäßigen Besitzer entrissen wurde. In den Revolutionskämpfen der Niederlande erwarben sie ihrer Standarte den kostbaren Schmuck einer goldenen Medaille für Tapferkeit und Treue. Die Wallonen starben aus und böhmische Reiter traten in die Reihen des Regiments, „De Ligne" und „La Tour" wurden durch andere Namen abgelöst, die Helden ruhen vom Ritt durchs Leben unter der kühlen Erde aus — der Geist der „Gelbschnäbel" von Kolin aber lebt in unseren schnurrbartlosen Dragonern von Nr. 14 weiter! Er wird dem Regiment immer neue Helden erstehen lassen, er wird es zu immer neuen und größeren Erfolgen führen!



Graf Soro.*)

Ein Held von Kolin 1757.

Das war ein Gewitter der Schlacht von Kolin,
Die „Deutschmeister“ standen recht mitten darin.

Den Hügel zur Schanze, die Todten zum Wall,
So trutzten sie kühn dem gewaltigsten Prall.

Wohl liefen die Feinde schon siebenmal Sturm —
Wer lebte, der stand wie ein eherner Thurm.

Und wer schon verschossen sein Pulver und Blei,
Der schlägt mit dem Kolben die Schädel zu Brei.

Die heldische Schar, die den Obrist verlor,
Befehligt Graf Soro, der tapfre Major.

Zwar fiel ihm schon unterm Leibe sein Pferd,
Da schwang er zu Fuße sein blutiges Schwert.

Wohl kamen die Kugeln mit schmetterndem Gruß
Und fuhren ins Bein ihm und streiften den Fuß —

---

*) Graf Soro, Major im Infanterie-Regiment Hoch- und Deutschmeister, war der erste Theresien-Ritter des Regiments. Bei Kolin stürzte er sich trotz mehrerer Wunden immer wieder in den Kampf, bis ihm eine Kanonenkugel ein Bein zerschmetterte. Aber auch „einbeinig“ diente er weiter und avancierte bis zum Feldzeugmeister.

Was kümmert's den Helden, wie's rieselt und quillt,
Es hat ihm kein Blutstrom die Kampflust gestillt.

Erst als ihm die Sinne geschwunden in Nacht,
Da trugen die Seinen ihn lind aus der Schlacht.

Dort auf den Verbandplatz sie stellten ihn hin,
Da müht sich der Feldscher fein sorglich um ihn.

Und als er dann wieder die Augen aufschlägt,
Da wird neben ihn just ein andrer gelegt.

Es ist von den Seinen ein braver Soldat —
„Wie steht es da drüben? . . . Sag' an, Kamerad!"

„Gehorsamst zu melden, von Numero vier
Fiel eben der letzte der Herr'n Officier!"

Da springt er vom Schragen, der weidwunde Held,
Da steigt er zu Pferd und sprengt wieder ins Feld.

Bald hat er die wankenden Scharen geeint,
Bald führt er mit Hurrah sie wider den Feind.

Hei, mäht er jetzt wieder mit mächtiger Faust,
Vom dröhnenden Jubel der Sieger umbraust!

Da schmettert noch einmal ein Bombenstück drein
Und reißt ihm vom Leib das verwundete Bein!

Und als er zum zweitenmal sinkt auf den Grund,
Umspielt ihm ein sieghaftes Lächeln den Mund.

„Es war von den fliehenden Feinden ein Gruß,
Der Herr sei gelobt und . . . zum Teufel den Fuß!"

Albrecht Graf Wickenburg.



Die Österreicher in Berlin.

16. October 1757.

Die Österreicher in Berlin! Schreck und Entsetzen verbreitete diese Kunde im October des Jahres 1757 in allen preußischen Landen. Sie kamen, siegten und eilten von dannen, mitten durch des Feindes Land, umringt von tausend Gefahren und von keinem Säbel der Verfolger erreicht. Dieser Handstreich steht einzig da in der Kriegsgeschichte: ein Husarenstück im besten Sinne des Wortes und dabei kein unüberlegter Streich, ein wohlvorbereiteter Schlag vielmehr, dessen moralischer Erfolg gleichwertig war mit dem Eindruck und den Trophäen einer gewonnenen Schlacht. Wären es nicht Österreicher und Ungarn, welche diesen Schlag geführt — alle Welt würde ihn feiern und bewundern; als eine der kühnsten Thaten unserer Waffen aber ist der Zug Hadiks nach Berlin

kaum gekannt im eigenen Vaterlande, kurz und vornehm abgethan von unseren Gegnern in der Weltgeschichte. Darum sei der Tapferen gedacht, welche ihn unternommen und Unglaubliches vollbracht haben in flüchtigen Tagen!

Der glorreiche Sieg von Kolin hatte Böhmen von dem Heere Friedrichs II. von Preußen, des beharrlichsten Gegners unserer großen Maria Theresia, befreit; erst in der Lausitz sammelten sich wieder die preußischen Heere. Jener siegreiche Tag hatte aber auch unsere Verbündeten zu ernsterer Thätigkeit befeuert. Der König mußste sich eines dieser Gegner um jeden Preis entledigen, und die vereinigten Reichstruppen und die Franzosen erschienen ihm als das angenehmere Angriffsziel seiner Waffen. Während der Herzog von Braunschweig-Bevern mit 40 preußischen Bataillonen und 70 Escadronen in der Lausitz den Österreichern gegenüber stehen blieb, brach Friedrich selbst nach Thüringen und Sachsen auf. Der Prinz von Lothringen manövrierte seinen Gegner mit zäher Beharrlichkeit nach Schlesien hinüber, schob den FZM. Baron Marschall und den FML. Andreas v. Hadik mit 10.000 Mann zwischen die Armee des Königs und die des Herzogs von Bevern nach Bautzen und folgte den Truppen des letzteren nach Schlesien. Damit war erreicht, was er wollte: getrennt waren Preußens Hauptheere, eine breite Lücke klaffte zwischen beiden, frei war die Straße nach Brandenburg und nach der Residenz des Königs, nach Berlin. Der Zeitpunkt für einen Handstreich gegen das Herz des feindlichen Landes war gekommen, und FML. v. Hadik sammelte am 10. October bei Elsterwerda das kleine Truppen-Corps, dem die Ehre zugedacht war, die Hauptstadt Preußens in österreichische Gewalt zu bringen.

Fälscher der Geschichte haben Hadiks Soldaten als eine wilde Kroatenschar und seinen verwegenen Führer als „Kroaten-Häuptling“ oder „Parteigänger“ bezeichnet. Beides ist falsch. Die Truppen Hadiks waren durchwegs reguläre Soldaten der kaiserlichen Armee, 2100 Mann Grenz-Infanterie (Kroaten), darunter zwei Grenadier-Compagnien, 900 Mann „deutscher“ Linien-Infanterie, 1100 Husaren, 1000 Commandierte von deutschen Dragoner-Regimentern unter Oberst Graf Gourcy von Savoyen-Dragoner, zwei drei- und vier sechspfündige Geschütze bilden das „Gesammt-Heer“. Das machte sammt und sonders 5100 Mann, 2100 Pferde, 6 Geschütze; aber auch dieses Detachement rückte nicht vollzählig gegen Berlin, sondern ließ eine Abtheilung von 1000 Grenzern, 240 Dragonern, 300 Husaren und 2 Kanonen unter General von Kleefeld in Elsterwerda zurück, um die schwarze Elster und die Röder

von Harzberg bis Großenhayn zu beobachten. Die „charmanten Canaillen" das „Geschmeiße von die Grasteufels" — wie der große Preußenkönig unsere allgegenwärtigen leichten Truppen zu nennen beliebte, füllten den ganzen Raum zwischen den Armeen Beverns und des Königs aus, beunruhigten die Preußen unaufhörlich, und nun wagten diese charmanten Canaillen sogar einen regelrechten Zug nach Berlin, um dessen strategische Güte jeder Feldherr den Häuptling Hadik beneiden konnte.

Hadik war nicht der rücksichtslose Haudegen, den die feindliche Geschichtsschreibung aus ihm machen möchte; im Gegentheile, dieser „wilde Parteigänger" war sogar ein gelehrter Soldat, dem die Wissenschaft allerdings nicht das tapfere Herz in der Brust geraubt, den kühnen Sinn benommen hatte.

Ein dichter Schleier verhüllte die Bewegungen seines kleinen Corps; den nach allen Seiten ausschwärmenden Husaren entgieng nicht die leiseste Bewegung des Feindes, die Vertrauten Hadiks und Marschalls erstreckten bis nach Leipzig ihre Kundschafterfahrten und wussten den kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant jeden Augenblick zu treffen und zu warnen. Ein Rittmeister mit 50 Husaren stand sogar in Treuenbrietzen, zehn Meilen von den Haupt-Colonnen, auf der kürzesten Strecke von Berlin und dem (von den Preußen besetzten) Leipzig, bereit, jeden Courier zwischen der Hauptstadt und dem Hauptquartier abzufangen und Hadik jede bedenkliche Regung der Feindes-Armee zu berichten.

Nur so wurde es möglich, dass man in Berlin bloß dunkle und unglaubliche Gerüchte über österreichische Streifungen gegen Brandenburg vernahm, als FML. Graf Hadik sich bereits den Thoren der Hauptstadt näherte. Dass Berlin das Ziel seiner Wünsche und seines Marsches sei, wusste niemand, wenige auch in seinem Corps; aber gehobenen Muthes eilte alles auf den Straßen dahin, denn das wusste man, dass man dem Herzen des Feindeslandes nahe sei, und das Entsetzen, welches die urplötzlich wie aus einer Versenkung emportauchenden österreichischen Uniformen allenthalben weckten, war allein schon genügend, den Frohsinn der Soldaten zu wecken. Man marschierte kaum mehr, man flog dahin auf den Heerstraßen. In Neu-Schadow ließ Hadik alle Eisengussöfen und alle Maschinen zur Munitionserzeugung zerstören, 230 Bomben, 800 Haubitzgranaten, 1900 Kugeln und 25 Stückkugel-Formen wurden nach Lübben gebracht, der Rest, über 2000 Bomben und Granaten, auf dem Rückmarsch in der Spree unschädlich gemacht.

Am 15. October kommt Hadik nach einem Marsche von fünf Meilen in Königs-Wusterhausen an: bald ist man in Berlin. Und ringsum alles

ruhig. Die preußischen Bürger staunen die fremden Husaren an; sie machen Miene, sie als Landsleute zu begrüßen, aber ein ungarischer Kernfluch zerstört bald diesen holden Wahn. Nun aber gilt es die schwerste Strecke, ein durchaus offenes Gebiet. In aller Stille reitet Oberst Ujházy der Haupt-Colonne voran und marschiert auf der Potsdamerstraße auf Berlin, um die Stadt beim Potsdamer Thore zu alarmieren. Hadik selbst bricht am 16. in dunkler Morgenstunde auf, weicht der freien Ebene, durch welche die Straße führt, sorgfältig aus, und gelangt durch die Alleen des großen königlichen Waldes, der „Bergheide", nach einem Marsche von vier Meilen, ungesehen und unerwartet vor das schlesische Thor Berlins. Und auch dann noch vermag niemand seine wahre Stärke zu erkennen: seine Vortruppen stehen 600 Schritte vor dem Thore, die Haupttruppen aber knapp am Walde — man kann noch Tausende hinter ihnen vermuthen.

Es ist ein schöner Sonntagsmorgen. Tiefe Stille lagert über der damals noch kleinen und bescheidenen Metropole Preußens, welche sich inmitten der „Reichs-Streusandbüchse" Brandenburg zu beiden Seiten der Spree ausdehnt und mit ihren fünf Stadttheilen kaum $1^{1}/_{2}$ Meilen lang, 1 Meile breit und mit einer 14 Fuß hohen Ringmauer umschlossen ist, aus welcher 13 Land-, 2 Wasserthore und eine Pforte führen. Diesseits des sogenannten Landwehr-Grabens und in der Allee stehen Hadiks Truppen: sie sind mit Absicht in malerischer Ordnung derart aufgestellt, dass Uniformen aller Waffengattungen sichtbar werden. Da sieht man den weißen Rock des deutschen Musketiers und Grenadiers mit den Aufschlagfarben verschiedener Regimenter, die braunen Röcke der kroatischen Grenzer, die Rothmäntel der Seressaner, Husaren zweier Regimenter, Dragoner mannigfacher „Farbe" — eine Auswahl aus der Armee Maria Theresias, welche dem Beschauer den Eindruck beibringen muss, als wäre ein mächtiges Corps zur Belagerung Berlins erschienen.

Nur dunkle Gerüchte über ihre Nähe sind, wie gesagt, den Österreichern nach Berlin vorausgegangen. Wohl hat Staatsminister Finckenstein schlechte Nachrichten bekommen; am 15. October abends hat er die beiden jungen Prinzen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. und dessen Bruder Heinrich, mit dem Gouverneur v. Borcke nach Spandau abgehen, den Staatsschatz, die Kronkleinodien, Cassen, das Silbergeschirr und die wichtigsten Papiere des geheimen Staatsarchives verpacken und in die Citadelle derselben Festung retten lassen. In vollkommener Sorglosigkeit hat sich nur der Gouverneur von Berlin, General-Lieutenant Hans Friedrich v. Rochow, gewiegt. Rochow war

Hauptmann unter den Riesen-Grenadieren, den „langen Kerlen“, des ersten Friedrich Wilhelm gewesen, in den schlesischen Kriegen zum General-Major avanciert, aber seit 1744 verabschiedet und erst vor dem Ausmarsche der Berliner Garnison 1757 als General-Lieutenant zum Commandanten der Hauptstadt ernannt worden.

Daß Berlin in die Lage kommen könnte, sich gegen ein Feindesheer zu vertheidigen, ahnte Friedrich II., solange ein Schoßkind des Glückes, kaum. Trotzdem hatte man die Stadt nothdürftig in Vertheidigungszustand gesetzt, und 4000 Mann — das war mehr als Hadiks ganzes Corps zählte — standen unter Rochows Befehlen. Elite-Truppen waren es allerdings nicht, denen der Schutz der preußischen Metropole anvertraut war, in einer befestigten Stadt gegenüber einem schwächeren Detachement des Feindes mehr als genug und gut genug zu einer Behauptung des Platzes, wenn ein energischer und tapferer Mann das Commando führte und der Feind nicht — Hadik hieß.

Und er ließ den Berlinern gar nicht Zeit zur Besinnung und zur Vertheidigung. Kaum haben seine Soldaten jubelnd des Feindes Hauptstadt begrüßt, reitet sein Trompeter vor das schlesische Thor, begehrt Einlaß und sprengt durch die Straßen, durch die in vollem Entsetzen durcheinandereilenden Bewohner und Soldaten geradewegs zum Magistrate. Die Rathsdeputierten werden schleunigst herbeigeholt und vernehmen mit schwerem Schütteln der Perücken die Brandsteuerforderung des kaiserlichen FML. v. Hadik. Entweder sind 300.000 Reichsthaler binnen einer Stunde in den Händen des Generals oder Berlin wird bombardiert und allen Schrecken des Krieges unterworfen. Vier Deputierte haben sich sofort in das Hauptquartier des kaiserlichen Generals zu verfügen und für die pünktliche Zahlung zu verbürgen. Die Rathsherren beben und schweigen.

Man bittet den Trompeter, sich zu gedulden und sendet auf die Commandantur zu General Rochow, der noch tagsvorher alle Gerüchte über einen nahen österreichischen Besuch als baren Unsinn verlacht hat, um seine Wohlmeinung. Darüber vergeht eine, vergehen anderthalb Stunden. Ungeduldig harrt Hadik seines Trompeters, und endlich sprengt der Mann heran und überreicht die schriftliche, sehr lange, sehr undeutliche und vorsichtig-ablehnende Antwort des Präsidenten, Bürgermeisters und Rathes von Berlin.

Wenn man diese Antwort länger als nöthig zurückgehalten hatte, so geschah es offenbar, um Zeit für die Alarmierung der Garnison und die allernöthigsten Vertheidigungsmaßnahmen zu gewinnen. Auch Hadik

jedoch war nicht müßig gewesen: kaum ist der Trompeter mit dem gewundenen Schreiben des „Magistratus“ zurück, setzt sich die erste Sturm-Colonne gegen die Stadt in Bewegung. Oberst Freiherr v. Ried von den „Slavoniern“ führt die Avantgarde, 150 Freiwillige der Gradiscaner und Szluiner Grenadier-Grenz-Compagnien nebst zwei Feldstücken, dann den übrigen Kroaten gegen das schlesische Thor und die rechts daneben liegende Spreebrücke. Oberst Fürst Sulkowski folgt als Reserve mit zwei combinierten Bataillonen deutscher Linien-Infanterie nebst zwei Falconets (Sechspfünder); die Husaren unter GM. v. Babocsay und GM. von Mittrowsky, endlich die deutschen Reiter unter Oberst Graf Gourcy von „Savoyen“ schließen sich in entsprechenden Zwischenräumen, etwas links gezogen, an, um bei einem etwaigen Rückzuge der Infanterie dem Feinde in die Flanken zu fallen.

Man sieht genau, wie etwa 300 preußische Musketiere vor und auf der die Stralauer und Louisen-Vorstadt verbindenden Spreebrücke aufmarschieren, die Zugbrücke in der Mitte derselben aufziehen und sich kampfbereit machen. Oberst Baron Ried rückt eiligst über den Floßgraben, besetzt die zwischen dem Graben und dem Schlesischen Thore stehenden Häuser und sendet eine der beiden kroatischen Grenadier-Compagnien mit den beiden Geschützen ans Spreeufer, um die Preußen in ihr Feuer zu nehmen. Oberfeuerwerker Thum, ein braver Constabler, richtet seine Feldstücke gegen die Zugbrücke; schon der dritte Schuss zerschmettert die Ketten, die Brücke fällt. Und fast gleichzeitig haben die beiden Falconets das Schlesische Thor eingeschossen, die Zimmerleute schlagen es völlig ein, die zweite Grenadier-Compagnie der Kroaten stürzt sich sofort mit gefälltem Bajonnett durch die Öffnung, stößt die Thorwachen nieder, nimmt die nächsten schwachen, halbgesammelten preußischen Abtheilungen gefangen und eilt, gefolgt von den übrigen Grenzkameraden, gegen die Spreebrücke, deren Zugbrücke eben gefallen ist. Ein kurzes Gefecht, und in heilloser Verwirrung fliehen die Preußen durch die Stralauer Vorstadt und Berlin bis nach Köln.

Dies alles scheint das Werk eines Augenblicks. FML. v. Hadik marschiert nun mit 700 Kroaten, 300 Husaren und 400 Dragonern selbst durch das Schlesische Thor in die Stadt und entwickelt diese 1400 Mann innerhalb der Ringmauern auf dem zwischen der Stadt und den Gärten der Vorstadt liegenden freien Platze. Eine Grenadier-Compagnie besetzt die Spreebrücke, 200 Füsiliere von der Grenz-Infanterie dringen in die Stralauer Vorstadt; die Linien-Infanterie und drei Escadronen Dragoner halten als Reserve außerhalb der Stadt am Floß-

(Landwehr-) Graben zu beiden Seiten der Straße in steter Verbindung mit dem Walde, wo man weitere Colonnen vermuthen kann.

Nun wendet sich Hadik links gegen das nächste, das Cottbuser Thor, das mit etwa 300 preußischen Musketieren besetzt ist. Da endlich ermannt sich der Commandant von Berlin zu einer energischen That. Er sammelt zwei Bataillone vom Lange'schen Garnisons-Regiment, seiner verläßlichsten Truppe, jedes mit drei Fahnen, und rückt gegen die österreichische Haupt-Colonne vor, mit der offenbaren Absicht, dieselbe in der linken Flanke zu nehmen und vom Cottbuser Thore abzudrängen. Hadik sieht vollkommen ruhig die beiden Bataillone ohne jede Deckung aufschwenken; dann läßt er seine Husaren und Dragoner in ein Treffen aufmarschieren und das gegenüberstehende preußische Fußvolk attaquieren.

Mit dem Säbel in der Faust, Hadik und Babocsay voran, stürzen die Reiter im vollen Galopp gegen die schleunigst in Linie formierte feindliche Infanterie. Sie gibt eine Salve, welche General Babocsay und einige Reiter niederstreckt, um so schneidiger aber hauen die übrigen ein, während Oberst Baron Ried und seine Kroaten mit gepflanztem Bajonnett längs der städtischen Ringmauer gegen die Flanke der Preußen vorgehen. Ein fürchterliches Gemetzel beginnt. Die preußischen Bataillone sind bald in einen Klumpen zusammengeballt und gegen die Mauer gedrängt; von allen Seiten umringt, werden sie von den Husaren und Dragonern niedergesäbelt, von den Kroaten niedergestochen oder gefangen gemacht. Alle Fahnen fallen in die Hände der Österreicher. Die beim Cottbuser Thore haltenden Preußen sind noch rascher überwunden. Die zum preußischen Kriegsdienst gepreßten Sachsen vom Loën'schen Regiment benützen die gute Gelegenheit, zu den Österreichern überzugehen, die preußischen Recruten fliehen in völliger Verwirrung in die innere Stadt und verbreiten dort eine beispiellose Panik. Die ganze Köpenicker Vorstadt ist in den Händen der Unseren und wird von den siegreichen Truppen besetzt.

Seit einigen Stunden schon hat man in der Commandantur berathen und erwogen, was die Stadt retten könnte. Um 10 Uhr vormittags ist Minister Graf Finckenstein bei der Königin mit der Bitte erschienen, sich und die Prinzessinnen zur Abreise bereitzuhalten. General Rochow hat die hohen Damen beruhigt und einen Aufschub durchgesetzt. Da nun aber die Köpenicker Vorstadt in den Händen des Feindes ist, räth der Commandant selbst zur Abreise, die er durch den Vorstoß der Lange'schen Bataillone ziemlich nachlässig zu decken sucht. Die Lage ist sehr kritisch. Von allen Seiten laufen die fliehenden Soldaten durch die Straßen, die Recruten der Cavallerie vermehren mit ihren schlecht zugerittenen Rossen,

die sie selbst nicht regieren können, die Verwirrung, die Bürgerschaft beschwört den Commandanten, sie zu schützen oder die Stadt zu übergeben. Ohne Rücksicht drängen die Massen bis in den Palast und den Berathungssaal Rochows und seiner Officiere. Wären die Österreicher nur doppelt so stark gewesen als sie waren, sie konnten in diesen Stunden widerstandslos zum Schlosse vordringen und die ganze königliche Familie, das Ministerium und alles, was drum und dran hieng, gefangennehmen.

Aber Hadik war nicht bloß kühn und tapfer, sondern auch vorsichtig. Er wusste besser als der Commandant von Berlin, wie nahe Prinz Moriz von Anhalt-Dessau mit einem starken Entsatzcorps der Preußen war, und diese unheimliche Nähe sowie die begreifliche Scheu, sein Häuflein von Soldaten in die immerhin ausgedehnte feindliche Hauptstadt zu zerstreuen, dadurch die klug verhüllte Schwäche seiner Streitmacht zu verrathen und die Bürgerschaft zur Erhebung zu ermuthigen, hielten ihn vor der äußersten Ausnützung seines Erfolges zurück. So gelang es, die weinende Königin mit den Prinzessinnen in die Reisewagen zu bringen und mit geringer Escorte in die Festung Spandau zu retten.

General Rochow, den sein Alter und seine übelbestellte Gesundheit am Reiten hinderte, gieng vom Palaste zu Fuß, die johlende Straßenjugend mit dem Stocke abwehrend, in den Lustgarten, wo sich die Reste der Garnison sammelten. Drei Stunden blieb er mit seinen Soldaten, die den Österreichern an Zahl noch immer überlegen waren, im Lustgarten, dann marschierte er langsam nach Spandau und übergab dem Feldmarschall-Lieutenant v. Hadik durch seinen Platzmajor in aller Form und „auf Discretion" die von seinen Truppen geräumte Stadt. „Also, dass die ganze Stadt von Garnison nun gänzlich entblößet ist" — schrieb die kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer an den Prinzen Moriz — „und sich exponiert siehet, von einigen wenigen herumschwärmenden Husaren geplündert zu werden."

Aber die Husaren und Kroaten Maria Theresias verdienten nicht den üblen Ruf, in welchen sie der Feind um jeden Preis zu bringen suchte. Zarter und schonender als der „Kroaten-General" Hadik wäre keiner von Friedrichs Philosophen mit einer eroberten Hauptstadt des größten Feindes seines Vaterlandes umgegangen. Er sandte den Rittmeister Baron Walterskirchen von Altmodena-Dragonern nebst einem Trompeter zum Präsidenten mit der letzten Erklärung, dass der Magistrat die Milde, welche Ihre k. k. Majestät auch bewaffnet beizubehalten gewohnt seien, nicht missbrauchen, sondern sich allsogleich unterwerfen und vor

der über ihrem Haupte schwebenden äußersten Gefahr nunmehr, da er ihren Ungehorsam bezwungen, mit 500.000 Reichsthaler Contribution und 100.000 Reichsthalern zur Befriedigung der Truppen, welchen nach Kriegsgebrauch die Plünderung der Stadt freigelassen werden sollte, ablösen solle ....

Der „Magistratus" zeigte sich dem neuen österreichischen Abgesandten gegenüber äußerst gefügig. Klangen doch aus der Köpenicker Vorstadt recht vernehmlich die Signale der Husaren Maria Theresias herüber, die Wachtfeuer der gefürchteten und vielverleumdeten Kroaten loderten allenthalben empor, und Patrouillen der kaiserlichen Reiter streiften in der inneren Stadt. Wenn die Gerüchte über all die „Greuelthaten der Husaren und Kroaten", welche so oft durch Deutschland gegangen, Wahrheit gewesen wären, dann war es ja um Berlin geschehen, zumal ein Besuch dieser schönen Feindesstadt längst zu den Herzenswünschen der österreichisch-ungarischen Krieger zählte! Ganz gerührt über die unverhoffte Milde des „Kroatenhäuptlings" erschien also, bald nach der Aufforderung Walterskirchens, der Syndicus der Stadt nebst zwei Abgeodneten vor dem Feldmarschall-Lieutenant und erklärte, „dass sich der Magistratus nebst der ganzen Stadt zu Füßen lege, Barmherzigkeit anflehe und sich zur Brandsteuer, so viel ihre gegenwärtigen misslichen Umstände zuließen, ganz willig einverstehen wolle".

Und wieder war der schreckliche Hadik äußerst mildherzig; er begnügte sich mit der Zusicherung, dass man binnen acht Stunden 160.000 Thaler bar, 50.000 in Wechseln auf Wien als Brandsteuer, 25.000 als Entschädigung für die Truppen aufbringe, und machte es sich während der acht Stunden in Berlin bequem. Die Bürger schlichen an die österreichischen Bivouacs heran, betrachteten mit scheuer Neugierde die gefürchteten braunen Kroaten und Husaren und fanden die feindlichen Gäste gar nicht so übel.

Die königliche Familie befand sich in Spandau ungleich übler als die der „Discretion" des Feindes überlassene Bevölkerung Berlins. „Von allen Missethätern und Staatsgefangenen sind wir umringt," schreibt jammernd Princess Amalie, des Königs jüngste Schwester, an die in Berlin zurückgebliebene Erbprinzess von Darmstadt, „das ist jetzt unsere Leibwache, eine Kälte zum Umkommen, weder Tisch noch Stuhl zu haben, ja nicht ein Bissen Brot. Kein Licht für uns, kein Hafer für unsere armen Pferde. Kurz, wir leiden schlechterdings Mangel an allem und jedem. Die Verwirrung und die Unordnung, welche hier herrscht, ist so groß, dass ich, auf Ehre, nicht weiß, was ich schreibe ..."

Am nächsten Morgen (17. October) bekamen die Prinzessinnen einen Kriegsgefangenen als Kammerdiener. Er wollte eben heizen, als der Festungs-Commandant erschien und dies streng verbot, da das darüber liegende Gemach der Citadelle ganz mit Schießpulver angefüllt sei. Die Kammerzofen schliefen inmitten von Pulvertonnen. Und dabei schwirrten entsetzliche Gerüchte durch die Luft. Die Berliner Garnison niedergemetzelt, das königliche Schloss geplündert und niedergebrannt, die Schweden von Norden im Anzuge! Wäre Hadik an der Spitze einer Armee gestanden, auch Spandau hätte ihm kaum besondere Schwierigkeiten bereitet!

Indes ruhte auch der Sieger nicht auf Rosen. Seine allgegenwärtigen Husaren meldeten ihm, dass die Luft in den Marken von Stunde zu Stunde unangenehmer werde: der Feind sei im Anzuge, um die Hauptstadt zu retten. Friedrich II. schäumte vor Wuth, als er den kühnen Zug Hadiks erfuhr. „Wenn ich fliegen könnte, so flöge ich," schreibt er dem Dessauer, „fallen Sie dem Feind mit Vivacité auf den Hals, stöbern Sie das feindliche Gesindel auseinander, keine Katze darf von die Leute davonkommen, wir müssen den geraubten Plunder ihnen wieder abjagen."

Aber das „Gesindel" war auf der Hut. Die Husaren Ujházys in Treuenbrietzen sandten die erste Kunde von dem Anmarsch des Dessauers, dem die Seydlitz'schen Husaren voranflogen. Hadik hatte seinen Zweck erreicht, er hatte Berlin überrumpelt; nun galt es, ebenso glücklich fortzukommen, als er hingekommen war. Pünktlich hatte der Magistrat Berlins seine Brandsteuer entrichtet; die Soldaten hatten sich erholt und erquickt, man konnte an den Aufbruch denken. Am 17. October abends 10 Uhr rangierten sich in aller Stille, fast unbemerkt, die in der Köpenicker Stadt bivouakierenden Truppen und verließen Berlin; wenige Stunden später rückten die ersten preußischen Seydlitz-Husaren in der verlassenen Hauptstadt ein.

Und nun vollführte Hadik sein zweites Meisterstück, seinen glücklichen Rückzug, ungestört durch die von allen Seiten mit beflügelter Eile verfolgenden Feinde. So rasch gieng es zurück, dass die Husaren des Seydlitz, die doch auch einen forcierten Ritt machten, keinen Mann vom kaiserlichen Fußvolk in die Hand bekamen. Dabei vergaß Hadik nicht, ein Detachement nach Frankfurt a. d. Oder zu senden und dort 30.000 Thaler Contribution einzutreiben und den Rest der Neu-Schadower Gussöfen zu vernichten. Am 19. October meldeten eiligst heransprengende Husaren, dass der König am 18. mit 16.000 Mann bei Jörgau eingetroffen sei

und 10 Escadronen und 4 Bataillone über die Elbe gesetzt habe, um Hadik in die Flanke zu fallen. Sofort expedierte der Feldmarschall-Lieutenant den Lieutenant Graf Olivieri von Savoyen-Dragonern mit dem Bericht über die glückliche Einnahme Berlins, den Major Bosfort mit den eroberten Fahnen an die Armee Lothringens ab und marschierte ohne Ruhe und Rast bis Spremberg, am 23. nach Hoyerswerda, wo er die ersehnte Fühlung mit dem Corps des Feldzeugmeisters Marschall gewann und seinen Verfolgern entronnen war.

So endete Hadiks berühmter Zug, einzig zu seiner Zeit nicht bloß durch die Kühnheit der Idee und die Bravour ihrer Ausführung, sondern auch durch die noch heute mustergiltige Anordnung, die außerordentlichen Marschleistungen der Reiterei und Fußtruppen und die ebenso außerordentliche Sicherung und Umschleierung des Marsches. Feldherr und Soldaten hatten sich mit Ruhm bedeckt.

War der moralische Erfolg dieser That gewaltig, so war auch der militärische nicht zu unterschätzen. Über 20 Meilen waren der König und Prinz Moriz von dem Reichs- und französischen Heere abgelenkt, ganz Preußen in Schreck und Verwirrung gebracht worden. Und 426 Gefangene, 6 Fahnen, 300.000 Thaler Contribution waren auch noch ein greifbarer Erfolg des denkwürdigen Zuges, der dem Hadik'schen Corps nur 38 Mann, 7 Pferde (von den Verlusten Ujházys abgesehen) gekostet hatte. Dabei hatten die Truppen eine musterhafte Disciplin bewährt; keine Ausschreitung, kein Übergriff — wie nahe er in einer feindlichen Hauptstadt liegen mochte — trübte die Affaire. Die große Kaiserin und Königin Maria Theresia theilte mit all ihren Unterthanen die Freude über die Einnahme Berlins. Ein reizendes Märchen zählt unter Hadiks Trophäen auch 25 oder mehr Paar echte Berliner Handschuhe auf, welche der Reiter-General seiner gnädigen Herrscherin von dem berühmtesten Berliner Handschuhmacher auf Kosten des löblichen Magistrates bestellt habe; die schlauen Berliner aber hätten sich sofort gerächt und sämmtliche Handschuhe für die — linke Hand geliefert. Eine Bekräftigung dieser von dem Anekdotenfreunde Retzow verbreiteten hübschen Episode können wir aus keiner ernsten Quelle gewinnen. Maria Theresia kargte — auch ohne Handschuhe — mit ihrem Dank für den Eroberer Berlins nicht. Das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens war sein erster Lohn, und ein überaus huldreiches Handschreiben erhöhte noch denselben.

Mit besonderem Wohlgefallen erkannte die Kaiserin auch die Selbstlosigkeit Hadiks bei der Vertheilung des Contributionsgeldes an

die Truppen und schrieb eigenhändig an den Rand seines Berichtes hierüber: „Die Austheilung ist sehr moderat gewesen, und sehr schön von ihme, dass er nichts genommen, resolviere ihme also 3000 Ducaten." Hadik hat noch manche große That vollbracht, manche Würden und Ehren genossen, ehe er (am 12. März 1790) sein müdes Soldatenhaupt in der ungarischen Heimat zur ewigen Ruhe niederlegte. Er ist Feldmarschall, Reichsgraf und Armee-Commandant geworden; in 21 Schlachten und Gefechten hat er mit immer gleichem Ruhme gekämpft, aber die Unsterblichkeit hat seinem Namen, den unsere Dreier-Husaren mit gerechtem Stolze auf immerwährende Zeiten tragen, die Eroberung Berlins erworben.



Graf Daun.

Von Liedern sind umklungen wohl alle
Helden traun,
Warum wird nicht gesungen von unserm
Helden Daun?
Ist's, dass ihn einst die Plaudrer verspottet und geschmäht,
Und nannten ihn den „Zaudrer", weil er nicht blind gemäht?

Jawohl, er war besonnen und hat mit Blut gespart,
Kein Tröpflein ist geronnen, eh's unvermeidlich ward!
„Erst wägen und dann wagen!" das war sein Losungswort,
Und wenn er dreingeschlagen, war's auch am rechten Ort.

Mit Türken im Geraufe sah man den Jüngling steh'n,
In Blut- und Feuertaufe sein Pathe war — Eugen!
Er stand, sein Schwert in Handen, von Wälschlands Glut umhaucht,
Und hat's in Niederlanden in Franzenblut getaucht.

Und galt's als Ritter dienen der tapfersten der Frau'n,
Von ihren Paladinen der erste war der Daun!
In Schlesiens Gefilden wuchs seine Heldenkraft,
An Meister Fritz zu bilden die eigne Meisterschaft.

Was er dem Schlachtenriesen an Kriegeskunst entlieh'n,
Er hat's ihm wohl bewiesen am Tage von Kolin!
Dort ist sein Ruhm gesprossen bis zur Unsterblichkeit,
Dort nannt' ihn einen Großen der Größte seiner Zeit!

Eh' sie sich wieder trafen, oft höhnt' ihn wohl der Fritz:
„Der Daun gieng wieder schlafen!" so spöttelte sein Witz,
Doch fuhr ihm einst der Schrecken in alle Glieder tief,
So thät der Daun ihn wecken, als Er bei Hochkirch schlief!

Noch zweimal muss er's buchen voll Ärger und Verdruss,
Wie er dem Gegner fluchen und ihn bewundern muss:
Als Daun beim Zug durch Sachsen in Dresden einmarschiert,
Ein Feindesheer bei Maxen vor ihm capituliert.

Ja, Daun hat Wacht gehalten, er sank auch nicht in Schlaf,
Als ihn, den tapfern Alten, der Schlag von Torgau traf.
Und nahm ein and'rer Lenker im Feld das Regiment,
Er blieb der Schlachtendenker als Kriegsraths-Präsident.

Doch war's für solchen Degen kein Amt, das Freude macht,
Ihm, der so gern gelegen im Felde beim Biwacht!
Und eh' ihm Gram und Trauer noch fraß ins Herz hinein,
Stand auch schon auf der Lauer der tückische Freund Hein.

Bald fuhr die Heldenseele hinauf zu Gottes Sitz,
Und dass ihm nichts dort fehle, kam einst auch König Fritz.
Der Tod hat überrumpelt den Rex im alten Rock,
Nun kam er hergehumpelt an seinem Krückenstock.

Die himmlische Gemeinde hat's lächelnd wohl geseh'n,
Wie sich die alten Feinde versöhnt genübersteh'n,
Wie zwei, die sich im Leben so grimmig oft gehau'n,
Sich nun die Hände geben — der Friedrich und der Daun!

Albrecht Graf **Wickenburg**.



Loudon.

Herr Loudon kam zum großen Fritz
Um eine Hauptmannstelle —
Der König war bei scharfem Witz
Und resolvierte schnelle:

„Er ist mir zu fatal, mein Freund,
Hat Beine wie die Stecken,
Ich brauch' Soldaten, die den Feind
Und nicht die Spatzen schrecken!"

Herr Loudon thut hierauf nach Wien
Aufs Grathewohl marschieren,
Um sich der großen Kaiserin
Zum Dienst zu offerieren.

Die meinte: „Ist er lang und schmal,
So besser im Gefechte!
Und findet ihn der Fritz fatal,
Ist er für mich der Rechte!"

Bald war er Hauptmann mit Patent
Bei Oberst Trenk Panduren,
Kaum, dass man ihn erkennt
In seinem Rock voll Schnuren.

Die Kaiserin thät sich bald freu'n
An ihres Schützlings Siegen,
Und König Fritz ruft oft voll Reu'n:
„Ach, könnt' ich ihn noch kriegen!"

Er kriegt den Gegner nicht beim Schopf
In sieben langen Jahren
Und fühlt ihn doch wie seinen Zopf
Beständig an den Haaren.

Und flog der Ziethen aus dem Busch,
Die Feinde flink zu packen,
Gleich saß ihm wieder, wie im Husch,
Der Loudon auf dem Nacken.

Dem schneidigsten Husarenschwert
Er weiß ihm Trutz zu bieten —
Sie waren wohl einander wert,
Der Loudon und der Ziethen!

Vor Olmütz liegt Held Friedrich schon
Und brennt vor Lust zu schlagen —
Der Ziethen bringt ihm Munition
In schier viertausend Wagen! —

Der Alte kommt, doch klingt sein Wort
Zum erstenmal mit Bangen:
„Es hat den ganzen Kriegstransport
Der Loudon abgefangen!"

Bei Hochkirch schläft der König fest,
Inmitten all der Seinen,
Da plötzlich steht das ganze Nest
In hellen Feuerscheinen,

Und ringsum kracht's, ein Wettersaus,
Und stürzt ein Kugelregen —
Herr Loudon kommt mit Sturmgebraus
Das Lager auszufegen.

Bei Kunersdorf, als Friedrichs Heer
Die Russen bracht ins Wanken,
Wie sauste da der Loudon her
Und fiel ihm in die Flanken!

Bald stammelten ein „Gnad' uns Gott!"
Die schnauzigsten Berliner,
Und „Himmel-Loudon-Saperlot!"
So jubelten die Wiener.

Und als die zwei nach Friedensschluss
Sich einst gegenüber saßen,
Sprach König Fritz, halb im Verdruss
Und halb im hellen Spaßen:

„Nur näher, mein Herr General,
Und hübsch an meine Seiten! —
Sein vis-à-vis war mir fatal
Und bleibt's für alle Zeiten!"

Und todt war schon der Preußen-Held
Und Loudon hoch in Jahren,
Da zog er noch einmal ins Feld
Und schlug die Janitscharen.

Als Greis nimmt er noch Belgrad weg
Und jagt des Sultans Heere —
Vom Spatzenschreck zum Türkenschreck,
Das nenn' ich Carrière!

Albrecht Graf Wickenburg.



Der Überfall von Hochkirch.

(14. October 1758.)

Der „deutsche Fabius Cunctator" FM. Leopold Graf Daun stand in unangreifbarer Stellung bei Kittlitz und Glossen, unweit Hochkirch in Sachsen, dem Heere des großen Preußenkönigs gegenüber. Vergebens hatte Friedrich versucht, den kühnen Loudon, das treibende Element in Österreichs Heere, von der Hauptarmee Launs abzuschneiden: Loudon war noch schlauer als er und gewann die Verbindung mit dem Oberfeldherrn, der bedächtig vor den Preußen herzog, da und dort ein festes Lager aufschlug und endlich — mit dem rechten Flügel an den Stromberg, mit dem linken an die waldigen Höhen von Hochkirch gelehnt — sich ganz und gar seßhaft machte. Eine mächtige Festung wurde dieses Lager.

Daran erkannte der Preußenkönig seinen Daun! Sollte er seine Armee, die kaum mehr als 27.000 Krieger zählte, an diesen Schanzen zerschellen lassen? Das wäre gewesen, was der kaiserliche Feldmarschall wollte: es gab nur zwei Wege für ihn, den Abzug nach einer weniger

unheimlichen Gegend oder Geduld, bis der Gegner abgezogen oder eine günstige Gelegenheit zu einem erfolgversprechenden Angriff gekommen wäre. Der König wählte den letzteren Weg; er folgte dem Beispiele seines Gegners und bezog, den Österreichern gegenüber, fast unter den Kanonen ihrer Schanzen, ein Lager, das in aller Eile befestigt wurde.

Dass Daun es wagen würde, seine so fürsorglich errichtete Festung bald zu verlassen, war dem Preußenkönig ganz undenkbar, und Daun that nichts, diese Überzeugung zu erschüttern, obwohl er durch das Andrängen der thatkräftigen Generale Loudon und Lacy allmählich zu dem Entschlusse gebracht worden war, den in voller Sicherheit gewiegten Feind mit ganzer Macht zu überfallen.

Noch nie war man ja in glücklicherer Stellung gegenüber den Preußen gewesen: das österreichische Lager beherrschte nicht bloß das preußische; es umfasste es auch in der rechten Flanke, ja sogar im Rücken. Daun lag der preußischen Armee quer im Wege; nur durch seine Armee gieng der Weg der Preußen nach Schlesien, und mehr als begreiflich war die Ungeduld und Sehnsucht der österreichischen Krieger, den Übermuth der Preußen zu brechen, welche ihnen in dieser Stellung höhnend entgegentraten.

Niemals ist ein Feind gründlicher getäuscht worden als Friedrich II. bei Hochkirch. Der König war außerordentlich gut gelaunt. Sein Gegner Daun stand schon von Kolin her keineswegs in seiner königlichen Gnade, und wo er konnte, verfolgte er diesen bedächtigen, aber unausstehlich zähen Feind mit den Pfeilen seines Witzes. Überdies fühlte er sich diesmal besonders sicher, denn seine Kundschafter im österreichischen Lager versahen ihn mit „vortrefflichen" und angenehmen Nachrichten. Eines Tags traf Loudon bei einem Recognoscierungs-Ritt einen ins preußische Lager hinüberwandernden Bauer mit einem Eierkorbe, der durchaus nichts von seiner Ware, einer angeblich sehr festen Bestellung, verkaufen wollte. Loudon wird misstrauisch, läßt den biederen Landmann festnehmen und im Zelte eines der kostbaren Eier öffnen; ein Zettelchen fällt heraus, und so geht es mit jedem der Eier. Auf den Zetteln aber finden sich genaue Rapporte eines verrätherischen Officiers über österreichische Bewegungen und Stellungen. Der Verräther selbst ist mittlerweile schon von Daun entdeckt worden. Die genaue Kenntnis seiner Operationen und Operationspläne hat den vorsichtigen Feldmarschall längst bedenklich gemacht; zu ungewohnter Stunde tritt er in sein Zelt und sieht seinen Privatsecretär ein angefangenes Schreiben schleunigst verbergen. Er entreißt ihm das Blatt und findet darauf die genauesten Angaben über seine nächsten

Entschlüsse und Verfügungen. Der Verräther hat sein Leben verwirkt, aber Daun schenkt es ihm unter der Bedingung, dass er von nun an dem Preußenkönig auf dem bekannten Wege falsche Notizen zukommen lasse. Das geschah, und nach dem vollen Erfolge erst wanderte Friedrichs österreichischer Geheim-Correspondent auf die Festung Spielberg.

So blieb dem großen Preußenkönig die Absicht Dauns verborgen, ihm in der Nacht zum 14. October einen ungebetenen Besuch abzustatten. Schon am Abend vorher wurde es lebendig im ganzen Lager der Kaiserlichen; Bataillone und Escadronen sammelten sich, Generale setzten sich an die Spitze marschierender Colonnen, aber bei den Schanzen arbeiteten die Soldaten ruhig weiter. Die Vorposten sangen und scherzten, als wäre tiefer Friede im Lande, die Kroaten umschwärmten wie immer das Feindeslager, und im eigenen Lager loderten unvermindert die Wachtfeuer, so dass niemand daran denken konnte, dass etwas Absonderliches im Werke sei. Um Mitternacht verließ Loudon sein Lager bei Wuischka und Rachlau, marschierte lautlos im Rücken der preußischen Armee vor Soritz, wo er sich im Grunde hinter Steindörfel festsetzte.

Die drei Colonnen des linken Flügels führte Daun persönlich. Es war ein bewunderungswürdiger Marsch, für alle Zeiten denkwürdig in der Kriegsgeschichte. Wie groß auch die marschierenden Colonnen, wie beschwerlich die Wege waren, nichts vermochte die Truppen zu hemmen, kein preußisches Auge vermochte sie zu erspähen. Eine ganze Armee bezog so, dicht vor dem Angesichte des Feindes und diesem dennoch unsichtbar und unnahbar, neue Stellungen, sammelte sich zu einem Schlage, der das sorglose Feindesheer mit niederschmetternder Wucht treffen sollte.

Zwei Colonnen unter dem Feldzeugmeister Herzog von Arenberg bildeten den kaiserlichen rechten Flügel, welcher den gegenüberstehenden linken Flügel der Preußen vorläufig nur festzuhalten und zu beschäftigen, aber erst dann anzugreifen hatte, wenn der rechte geschlagen sei. Zur Bedrohung des preußischen Centrums setzte sich eine Abtheilung unter General Graf Colloredo in Bewegung, General Wiese besetzte das Defilé hinter Plötzen, um die rechte Flanke der gegen Hochkirch vorgehenden Truppen zu decken; den Stromberg und das Dorf Glossen endlich hielt General O'Kelly besetzt.

Und all diese weitausgreifenden Bewegungen gelangen, ohne den Argwohn oder die Aufmerksamkeit des Gegners zu wecken. Man schlief den Schlaf des Gerechten im preußischen Lager und träumte von allem anderen eher als von dem erwachenden Löwen Daun. Da schlägt die

Thurmuhr des Dorfes Hochkirch die fünfte Morgenstunde. Es ist ein düsterer October-Morgen, tiefer Nebel liegt über der Gegend, noch fern ist der anbrechende Tag. Plötzlich hört man bei dem preußischen Frei-Bataillon, das gegenüber den Loudon'schen Vorposten steht, Schüsse. Die Preußen achten darauf nicht mehr als auf die Hahnenschreie im Dorfe. „Eine gewöhnliche Pandurade," *) meint der Officier bei den Vorposten und lässt den österreichischen Morgengruß nicht einmal erwidern; denn an dergleichen Liebenswürdigkeiten haben die Kroaten ihre preußischen Nachbarn bereits seit einigen Tagen gewöhnt. Aber die „Pandurade" hält merkwürdig an; die Schüsse werden dichter und fühlbarer, die nächsten drei preußischen Grenadier-Bataillone Diringshofen, Benkendorf und Plathow werden alarmiert, stürzen halb angekleidet aus den Zelten, ergreifen das Gewehr und suchen den unsichtbaren Feind. Sie sind jedoch noch nicht rangiert, als sie auch schon in Front und Rücken die österreichischen Bajonnette spüren und nur noch versuchen können, sich durchzuschlagen.

Und wie hier, so ergeht es auf anderen Punkten. Im Dunkel des nebeligen October-Morgens sind von Loudons Seite her die Kroaten und die Bataillone des ungarischen Linien-Regiments Haller (heute Nr. 31) zuerst an den Feind herangeschlichen, haben die Verschanzungen von Hochkirch erstiegen, und stehen, wie aus dem Erdboden emporgewachsen, von den Flammen der Wachtfeuer gespenstig beleuchtet, mitten im Preußenlager. In wilder Verwirrung sammeln sich die Bataillone des Feindes: die lockeren Reihen der schlaftrunkenen Grenadiere werden rasch durchbrochen, aus den Zelten zerren Kroaten und Weißröcke die preußischen Schläfer, da und dort kehren im Morgennebel die erwachenden Preußen ihre Waffen gegen die eigenen Kameraden. Es ist ein fürchterliches Kämpfen und Morden; mitten in den feindlichen Redouten stehen die Österreicher, die preußischen Kanonen kehren sich gegen die eigenen Bataillone, alles scheint für Friedrich II. verloren, ehe noch der Schlachttag angebrochen ist.

Das Grenadier-Bataillon Benkendorf ist in der zuerst genommenen Redoute fast vernichtet worden; während es die österreichische Infanterie abzuwehren trachtet, sausen die Klingen kaiserlicher Reiter gegen seinen Rücken nieder, und, zusammengeballt in einen fechtenden Knäuel, findet es seinen Untergang. Die Dragoner von Löwenstein, und zwar die von „Alt-Löwenstein" — die berühmten Gelbschnäbel von Kolin, die bartlosen

*) Scharmützel mit leichten österreichischen Truppen.

Dragoner von Nr. 14 — nebst ihren jüngeren Geschwistern von „Jung-Löwenstein", den heutigen Franz Ferdinand-Uhlanen Nr. 7, sind es, welche Gideon Loudon in eigener Person herangeführt hat, und die Alten und die Jungen überbieten sich in schneidiger Tapferkeit: die Benkendorf-Grenadiere erliegen unter ihren mörderischen Streichen und lassen ihre Fahne in den Händen der Reiter. Da eilt das preußische Fuß-Regiment Forcade, das sich mit bewunderungswürdiger Raschheit hinter Hochkirch gesammelt hat, zur Rettung herbei, durchbricht die Reihen der einhauenden Löwensteiner und stürmt vor Hochkirch, wo ihm die Musketiere von Haller einen mörderischen Empfang bereiten. Die Preußen von „Forcade" weichen, werden von den rasch erholten Löwensteinern in Flanke und Rücken genommen und in üblem Zustande zurückgeschlagen.

Aber nun erwachen die Preußen auf allen Linien. Die Flammen von Hochkirch, das die allgegenwärtigen Kroaten zur Erleuchtung des Morgens in Brand gesteckt haben, ernüchtern die Schläfer; sie zeigen dem Preußenkönig, seinen Generalen und Soldaten das Unheil, das an diesem Morgen bereits angerichtet worden ist, und die Donnerworte der Commandanten, denen der grausam überraschte König eiligst ihre Posten anweist, übertönen den Lärm des Gefechtes. Friedrich ist völlig aus seiner Fassung gebracht. Als der Lärm größere Dimensionen annahm, hat er sich zu Pferde und an die Spitze des Regiments Wedel gesetzt; da meldet man ihm den Verlust der großen Batterie auf dem rechten Flügel, die Niederlage der Grenadiere. Er ahnt die Größe der im Augenblicke erlittenen Verluste. Der von Daun persönlich geführte linke Flügel der Österreicher hat im ersten Anlaufe die Höhe von Hochkirch gewonnen, das Corps Loudon steht siegreich auf den Höhen von Steindörfel im Rücken der königlichen Armee; die beiden Heerestheile haben sich vereinigt und die von einem Bataillon des Regiments Markgraf Karl vertheidigte Batterie von zehn Zwölfpfündern, welche die ganze Gegend von Hochkirch bestrich, genommen.

Ein fürchterliches Ringen beginnt nun um den Besitz des Dorfes, das an diesem Tage seinen unsterblichen Namen in der Weltgeschichte gewinnen sollte. Das zweite Bataillon „Markgraf Karl" hat sich unter Führung seines tapferen Commandanten Majors v. Lange im Ortsfriedhofe festgesetzt und klammert sich an diesen Punkt mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. Wohl treiben die kaiserlichen Grenadiere die in den Häusern und Gärten des Dorfes zerstreuten Preußen hinaus, aber an den Mauern des Friedhofes zerschellt die Wucht des Angriffes der heldenmüthigsten



Bataillone. Die Grenadiere und Bataillone von 7 Regimentern, endlich auch die reitenden Grenadiere und Carabiniers unter General Ayasassa, stürmen in rascher Folge todesmuthig heran, erst nach langem, vergeblichem und verlustvollem Mühen aber, nachdem die Preußen die letzte Patrone verschossen haben, verlassen sie die entheiligte Stätte des Todesfriedens und versuchen sich durchzuschlagen durch unsere ganze Armee. Major Lange fällt an der Spitze seiner Braven, neun Zehntel seiner Heldenschar decken den blutgetränkten Boden, ein kleiner Rest nur erreicht die Armee des Königs. „Nach so vielen Beweisen der Bravheit von beiden Theilen," sagt mit Recht ein preußischer Geschichtsschreiber, „ist es schwer zu entscheiden, wer zu siegen verdiente."

Ganz Hochkirch ist nun im Besitze der Österreicher. Die Preußen werden auch aus Gärten und Hecken geworfen, das Regiment Batthyany (heute Kaiser Wilhelm I. Nr. 34) erobert allein 4 Fahnen und macht 300 Gefangene. Der Preußenkönig sieht den Ernst der Lage und sucht durch rasche Entschließungen die großen Fehler gutzumachen, die sein blindes Vertrauen auf des Gegners Thatenlosigkeit und auf seine eigene Größe in erster Linie verschuldet hat. Er zieht alle gesammelten Regimenter näher heran und sucht den Österreichern zu entreißen, was sie im Morgengrauen gewonnen haben. Markgraf Karl, Fürst Moriz von Anhalt-Dessau und Prinz Franz von Braunschweig reiten an der Spitze der tapfer vorbrechenden Colonnen. Hochkirch wird von ihnen erstürmt, erlesene Reiter-Regimenter attaquieren die österreichische Infanterie und Cavallerie, aber auf die Dauer sind ihre Vortheile nicht zu halten.

Eine Kanonenkugel reißt dem Brigadier Prinz Franz den Kopf weg, Fürst Moriz, der im dichten Nebel den österreichischen Musketieren auf zwanzig Schritte nahe gekommen ist, fällt, durch zwei Kugeln schwer verwundet, in österreichische Gefangenschaft; unsere Reiter hauen in die preußische Brigade ein, sie muss zurück. Nun führt der König persönlich die Regimenter Wedel, Bornstädt, Retzow und ein Bataillon Garde vor. Vergebens hat er es noch versucht, Moriz von Dessau Hilfe zu bringen: mit knapper Mühe rettet er sich selbst, denn kaum hat er den fallenden Prinzen verlassen, so sprengt ihm ein Grenzer-Oberstlieutenant (Ledrün) im gestreckten Galopp nach und fordert ihn zur Ergebung auf. Der König antwortet mit einem Pistolenschuss und fehlt seinen Gegner. Der kaiserliche Oberstlieutenant drückt nun ebenfalls los, und das Ross Friedrichs fällt. Er wäre verloren, wenn ihm nicht ein Oberstlieutenant seiner Suite sein eigenes Pferd übergäbe. Rasch wirft sich der König darauf und jagt davon; statt des feindlichen Monarchen bleibt nur der feindliche Oberst-

lieutenant in den Händen des „Slavoniers“. So entgieng Friedrich II. bei Hochkirch dem Schicksale, das Gustav Adolf bei Lützen seiner Siegeslaufbahn entrissen.

An der Spitze der erwähnten Bataillone dringt der Preußenkönig wieder vor, treibt unsere Infanterie von den Höhen rechts von Hochkirch, abermals jedoch ist es unsere allgegenwärtige Reiterei, welche dem König die errungenen Vortheile entreißt. Mit unwiderstehlicher Bravour hauen 5 Compagnien Grenadiere zu Pferd und Carabiniers, von FML. Lacy persönlich geführt, in Flanke und Rücken der preußischen Bataillone ein, und wüthend sieht der König diese wanken und weichen. Nur die Standhaftigkeit eines Bataillons der königlichen Garde rettet die Höhe von Dresa und damit die einzige Rückzugsstraße der Preußen durch das Defilé bei Dresa. Der König bekommt Zeit, seine gelockerten und erschütterten Reihen neu zu festigen und den Rückzug vorzubereiten.

Auch FM. Graf Daun zögerte eine Weile: der Morgennebel hatte sich verzogen, die Sonne hatte die Wolkenschleier durchdrungen; aus dem Überfall war eine ernste Schlacht geworden, und, ohne Kunde von den Fortschritten seines rechten Flügels unter Arenberg, wollte er den letzten entscheidenden Schlag nicht wagen. Aber Arenberg war nicht müßig gewesen. Den Friedhof von Lautschke fand er besetzt. Österreichische Grenadiere schlichen sich im nächtlichen Dunkel heran, baten als Deserteure um Einlass und ergriffen die erste Gelegenheit, im Verein mit den von außen anstürmenden Kameraden die Jäger zu verjagen. Es war schon gegen 8 Uhr morgens, der Kampf auf dem anderen Flügel tobte bereits in voller Heftigkeit, und dennoch vermochten die Preußen hier bei dem anhaltenden Nebel keinen Mann von den Österreichern zu entdecken, deren Kugeln sie überschütteten. Umso besser wussten diese, über das Terrain meisterhaft orientiert, Bescheid. Ungesehen schlichen sich die kaiserlichen Grenadiere und Musketiere bis dicht an die große, 22 Kanonen starke Batterie, welche das Defilé von Rodewitz vertheidigen sollte. Plötzlich sahen die Kanoniere durch den Nebel einige feindliche Fahnen schimmern; sie gaben Feuer, aber trafen nicht; ehe sie sich's versahen, entwanden ihnen die Weißröcke Lunte und Putzstock, und die ganze Batterie füllte sich mit österreichischen Kriegern. Das war der berühmte Nebel von Hochkirch; auf beiden Flügeln wurde er den Preußen verderblich. Die Eroberung der Batterie von Rodewitz und des Dorfes Hochkirch vollendeten den österreichischen Sieg auf beiden Punkten.

Noch stand oben das Retzow'sche Corps der Preußen unerschüttert auf dem äußersten linken Flügel bei Weißenberg und Graditz; der König

befahl Retzow, zu seiner Unterstützung heranzuziehen. Rasch aber warf sich FML. Prinz zu Löwenstein mit seinen Bataillonen und Escadronen auf dessen Truppen und verhinderte das Corps, rechtzeitig in die Action einzugreifen. Mit Mühe gewann Retzow schließlich nur Fühlung mit dem Heer des Königs. Das genügte Friedrich. Der Zusammenhang war hergestellt zwischen seinen erschütterten Truppen; vermochte er sie auch nicht mehr zum Angriffe zu führen, so durfte er doch daran denken, sie zu retten. Von Arenberg und Loudon umfasst, war er in der äußersten Gefahr, und dennoch fand sein Genie den rechten Weg, um sich dieser zu entwinden.

Um 9 Uhr ermattete das Feuer der wenigen Batterien, welche den Preußen nach der Überrumpelung von diesem Morgen noch geblieben waren. Die österreichischen Bataillone, welche bei dem mörderischen Schlagen etwas auseinandergekommen waren, ralliierten sich auf den eroberten Höhen, machten aber keine Miene, den Rückzug zu stören.

Daun war nicht der Mann, im raschen Siegeslaufe die errungenen Lorbeeren zu nützen; er zog es vor, seine Erfolge zu sichern und auf Lorbeeren zu ruhen.

Wie gewaltig sein Sieg gewesen war, das sagen uns überzeugend genug die Trophäen Österreichs an diesem Tage: 101 Kanonen, 28 Fahnen und 2 Standarten, beinahe das ganze Lager mit allen Zelten und dem größten Theile der Bagage fielen in die Hände unserer Krieger; 9000 Preußen waren geblieben oder gefangen, Feldmarschall Keith und Prinz Franz von Braunschweig todt, Fürst Moriz von Dessau verwundet und gefangen.

Das Kürassier-Regiment Erzherzog Ferdinand (heute Montecuccoli Nr. 8), die würdigen Nachkommen der Dampierre'schen Eisenreiter, eroberte allein vier Fahnen; zwei Escadronen dieser Tapferen attaquierten zwei von den Höhen ein verheerendes Feuer unterhaltende feindliche Bataillone und überritten sie im vollen Sinne des Wortes; Oberstlieutenant Franz de Bosfort errang sich dabei den Theresien-Orden und den Oberstenrang. Die wackeren „Alt-Löwensteiner" büßten ihren ruhmreichen Führer vom Koliner Ehrentage, den Oberst Comte de Thiennes, ein; an der Spitze seiner unbärtigen Dragoner starb er hier den Heldentod und trauernd trugen ihn seine braven wallonischen Reiter, in eine eroberte preußische Fahne gehüllt, vom Kampfplatze.

Der Tag nach Hochkirch war der Theresien-Tag. Ein großes Tedeum feierte ihn gleichzeitig mit dem Siege; ein Freudenfeuer aus allen Geschützen und allen Gewehren kündete weithin den Jubel der

Sieger, denen der Feldherr zum Lohne ihrer Thaten das eroberte Feindeslager überließ. Am Abende ihres Namensfestes empfieng als köstlichstes Geschenk die große Kaiserin-Königin die Siegesdepesche Dauns und eilte, „ihm für das schöne Geschenk zu danken, womit er sie angebunden habe“. Die Stadt Wien errichtete dem Sieger eine Ehrensäule, und die Stände Niederösterreichs widmeten ihm 300.000 fl. zum Wiederankaufe einer von seinem Vater veräußerten Herrschaft. Der Nebel von Hochkirch umdüsterte schmerzlich die Siegessonne des Preußenkönigs.



Der Finkenfang bei Maxen.

20. und 21. November 1759.

Österreichs Adler flogen. Ein Jahr des Glückes und Sieges war das Jahr 1759; die Sonne Friedrichs II. von Preußen, des beharrlichsten und größten Gegners unserer erhabenen Maria Theresia, war im Erbleichen; gebrochen war seine Macht, wenn Österreichs Verbündeter in jenen Tagen, das russische Heer, ebenso energisch und zuverlässig als stark gewesen wäre. Der Schlag von Kunersdorf, der Preußen zertrümmern konnte, hatte den König nur betäubt; die Russen beraubten Loudon der Früchte des herrlichen Sieges, Friedrich athmete wieder auf und richtete sich wieder empor nach dem furchtbaren Unglück, dem er selbst eine zerschmetternde Wirkung beigemessen hatte. Unangefochten führte der König die Trümmer seines Heeres über die Oder und begann das Werk der Sammlung und Erneuerung. Er hatte seine Waffen wieder auf den vielbeliebten sächsischen Kriegsschauplatz getragen. Die Lage des Feldmarschalls Graf Daun, der den Bruder des Königs, Prinz Heinrich von Preußen, wochenlang durch kunstvolle Manöver in Sachsen beschäftigt hatte, wurde unbehaglich. Friedrichs Absicht, ihn nicht nur aus Sachsen zu vertreiben, sondern ihm auch den Rückzug nach Böhmen abzuschneiden, lag klar zutage. Die alte Zuversicht kam wieder über den König. War es ihm gelungen, die Katastrophe von Kunersdorf glücklich zu überleben, sich von diesem Falle wieder zu erheben, so durfte er alles

hoffen und wagen; er wurde sogar tollkühn und sandte, um die Österreicher gleichzeitig in Front und Rücken zu fassen, den General-Lieutenant Finck mit 10.000 Mann Infanterie und 3500 Reitern nach Dippoldiswalde südlich von Dresden in den Rücken der Daun'schen Armee, welche man wohl mit 65.881 Mann beziffern konnte.

Das war mehr, als die Preußen ihr in Front, Rücken und Flanken entgegenzustellen hatten, aber Friedrich II. war wieder einmal irre geworden an dem berühmten „Zögerer" Daun, der nicht nur vorsichtig und bedächtig, sondern auch klug wie die Schlange und schlau wie der Fuchs war.

General Finck wagte das Unerhörte, seinem Monarchen und Kriegsherrn gehorsamste Vorstellungen über das Verwegene und Bedenkliche der ihm zugetheilten Aufgabe zu machen. Zornig stieß der König seinen Krückstock zu Boden: „Hat Er meine Befehle erhalten?" — „Zu Befehl, Majestät!" — „Dann marschiere Er alsogleich nach Maxen!" — „Majestät, aber ...." — „Schweig' Er! Er weiß, dass ich keine Difficultäten leiden kann. Mach' Er, dass Er fortkommt!"

Und Finck marschierte. Am 15. November war er in Dippoldiswalde, besetzte es, vereinigte sich am 16. in Maxen mit der Abtheilung des Generals Wunsch und meldete dies dem König, der hinter dem Heere Dauns einherzog. Friedrich befahl ihm, die in Dippoldiswalde belassenen Bataillone an sich zu ziehen und mit ganzer Kraft dem Feinde entgegenzutreten. Finck sah mit wachsendem Unbehagen, wie dieser Feind, unbekümmert um seine Anwesenheit, sich in seiner Nähe ausbreitete. Er erwartete auf den Höhen von Maxen die Ankunft des Gegners.

Am nördlichen Abhange des Erzgebirges, dort, wo sich dasselbe in nordöstlicher Richtung gegen die Elbe verflacht, liegt auf einem von Dippoldiswalde an aufsteigenden Höhenzuge der Ort Maxen. Behauptete Finck seine Stellung, so war der hinter dem Plauen'schen Grunde bei Dresden in der vortheilhaftesten Stellung haltende Daun von dem besten Wege nach Böhmen und von seinen dortigen Magazinen abgeschnitten; es war ihm unmöglich, bequeme, rückenfreie Winterquartiere in Sachsen zu beziehen und die sächsische Hauptstadt zu decken, da er selbst nicht gedeckt war: nur ein Rückzug über Zittau oder Rumburg mit Preisgebung Dresdens war ihm dann ermöglicht. Deshalb musste Daun über Finck hereinbrechen und ihn die Schärfe der österreichischen Waffen fühlen lassen.

Eben waren zwei Bataillone Fincks mit den Proviantwagen nach Maxen aufgebrochen, als sich die ersten österreichischen Husaren zeigten. Der preußische Major Haugwitz meldete schleunigst die bedenklichen

Gäste, und Finck sandte zwei Reiter-Regimenter und zwei Grenadier-Bataillone zur Deckung des Transports, der um jeden Preis geborgen sein musste. Aber Daun würdigt die Wagen keiner besonderen Aufmerksamkeit. Er ist selbst bei dem Corps O'Donnells angekommen und sieht wie vortrefflich die Falle klappt, in der er seinen verwegenen Feind zu fangen gedenkt. Nur einige Kanonschüsse sendet er den Proviantwagen nach: sie können ihm ja nicht entgehen, und auf einen Tag früher oder später kommt es nicht an. Er schließt vielmehr sorgfältig den Ring um die bei Maxen versammelten Preußen. Von allen Seiten umklammert man diese; sie sind von jeder Verbindung mit ihrem König abgeschnitten, während Daun noch Truppen genug im Lager bei Plauen versammelt hält, um einem etwaigen Vorbrechen des Königs während dieser Unternehmung zu begegnen.

Finck erkennt seine verzweifelte Lage, aber er kennt auch den starren Willen Friedrichs, der ihn hier festnagelt und hat nur eine Hoffnung: dass er ihm in der Stunde äußerster Gefahr Hilfe bringen werde. Er will sich halten um jeden Preis und zieht sein Corps näher an Maxen zusammen, um es nicht in einer ausgedehnten Position zu zersplittern und seine Linien in gefährlicher Weise zu schwächen. In bitterkalter November-Nacht beziehen die preußischen Truppen ihre Posten. Dichter Nebel hüllt die Gegend noch am Morgen des 20. November ein, leichter Schnee deckt den hartgefrorenen Boden. Und in keineswegs gehobener Stimmung erwarten Finck, seine Generale und Soldaten die Ereignisse des anbrechenden Tages.

Umso zuversichtlicher ist die Stimmung im österreichischen Lager. Es ist kein frischer, fröhlicher Krieg, welchen der große Zögerer Daun führt; aber die Soldaten wissen, dass sie seiner Klugheit vertrauen dürfen. Wenn er sein Netz zusammenzieht über dem Feinde, dann entschlüpft er ihm selten. Kaum dämmert der Tag, so ist der Feldmarschall selbst an der Spitze der Avantgarde des O'Donnell'schen Corps eingetroffen. General Siskovich, ein Meister des kleinen Krieges, commandiert sie: Kroaten, Szechényi-Husaren (heute Hadik Nr. 3) und 5 Grenadier-Bataillone. In vier Colonnen folgt ihr das Corps: auf den Flügeln die Cavallerie.

Die preußischen Generale Mosel und Platen haben in Reinhardsgrimma den ersten Stoß auszuhalten: Szechényi-Husaren stürzen sich auf sie, die Kroaten nehmen sie in der Flanke, und eilig retirieren die Preußen in der begründeten Furcht, von ihrem Corps gänzlich abgeschnitten zu werden. Wie lebhaft auch die Kaiserlichen nachdrängen, das Vorwärts-

kommen ist beschwerlich: auf den engen Wegen und mit einer Eisdecke überzogenen Höhen kommen die Reiter, deren Pferde nicht scharf beschlagen sind, schwer weiter, die Infanteristen müssen das Gewehr als Bergstock brauchen. Aber es geht dennoch. Die kaiserlichen Reiter kennen kein Hindernis: sie treiben ihre Rösslein bergan, verjagen die Preußen von der ersten Höhe, die Kroaten und Grenadiere erweitern die engen Zugänge zum Dorf. Reinhardsgrimma ist in unseren Händen, die Grenadiere besetzen den vorliegenden Wald, im Schnellschritt passieren ihn die Colonnen und postieren sich gedeckt hinter den Anhöhen bei Hausdorf, auf denen zwei Batterien zu je 8 Vierundzwanzigpfündern auffahren.

Daun ist selbst zur Stelle: er befeuert die Soldaten, welche die schweren Kanonen auf die glatten Berge hinaufschieben und hinaufziehen und läßt nun diese Kanonen spielen. Den hinter Hausdorf stehenden preußischen Bataillonen wird es unheimlich in der Nähe dieser Batterien, sie gehen in die Stellung bei Maxen zurück. Von den dortigen Höhen antworten die preußischen Zwölfpfünder kleinlaut den österreichischen Geschützen, ohne sie zu stören. Desto verheerender wirken unsere Granaten drüben; sie schlagen in den preußischen Train, scheue Pferde verwirren dessen Colonnen. Diese Verwirrung ist sichtbar, erschüttert ist das feindliche Heer, und Daun hält den rechten Moment gekommen zum Sturm.

Die Grenadier-Bataillone eröffnen ihn, die Regimenter Wied (Nr. 20) und Harsch (aufgelöst) mit ihnen. Eine harte Arbeit! Die preußischen Kanonen begrüßen die Österreicher mit einem mörderischen Kartätschenfeuer, die Grenadiere auf den Höhen secundieren mit ihren Musketen, und mühsam klettern unsere Bataillone unter diesem Feuer die steilen, beeisten Berge hinan. Aber es sind jene Grenadiere, denen selbst Friedrich von Preußen seinen Respect bezeugt hat, die Elite unserer Armee, Soldaten ohne Todesfurcht, die kein Hemmnis auf ihren Wegen kennen. Schon sind sie oben bei den preußischen Kanonen; mit dem Bajonnett werfen sie sich auf ihre tapferen preußischen Kameraden, nehmen mehrere Kanonen und die mit ihnen bewehrte Redoute. Oberst Münchow führt das Dragoner-Regiment Württemberg den bedrängten preußischen Bataillonen zu Hilfe: eine Kugel trifft ihn an der Spitze des Regiments, die Österreicher sammeln sich, werfen auch die Dragoner und bemächtigen sich des Dorfes Maxen.

Die Freude, endlich, nach Monaten des kunstvollen Manövrierens zum kräftigen Schlagen zu kommen, erfaßt alle österreichischen Truppen. Zur Linken der Infanterie erklettern Dragoner und Kürassiere, zumeist einzeln, die Höhen bei Maxen, formieren sich auf den Plateaux und

wetteifern mit dem Fußvolk in der Verfolgung des Sieges. Die Reiter-Regimenter Anhalt-Zerbst und Jung-Modena sind eben zurechtgekommen: General Finck hat das Dragoner-Regiment Platen und das Fuß-Regiment Rebentisch den siegreichen österreichischen Grenadieren in die Flanke geworfen: in wüthender Attaque fällt „Jung-Modena“ über die Infanterie des Regiments Rebentisch her; 10 Kanonen und 5 Fahnen erbeuten die Reiter, und Anhalt-Zerbst zersprengt mittlerweile die preußischen Dragoner. Die Bataillone Finck und Benkendorf sind bereits von allen Seiten umklammert, und nur der glückliche Angriff eines Grenadier-Bataillons rettet sie vor dem Untergange. Diese drei preußischen Bataillone suchen auf der Höhe vor Schmorsdorf standzuhalten, aber auch von hier werfen sie Reiter von „Jung-Modena“ hinab gegen das Dorf, und die Grenadiere besetzen auch diese Höhe. Oberst Koch ist mit dem Regiment Tillier (Nr. 36) den Grenadieren nachgestürmt, hat ein Bataillon, das ihre rechte Flanke bedrohte, und feindliche Reiterei zersprengt und sich den Theresien-Orden erworben.

Während hier der Erfolg vollständig war, ist auch General Brentano gegen den ihn beobachtenden General Lindstädt vorgebrochen. Mit Besorgnis sieht Finck diesen neuen lästigen Gegner, und mit einem großen Schlage will er ihn abschütteln. Seine gesammte Cavallerie läßt er demnach unter dem Schutze der Artillerie von der Schmorsdorfer Höhe herabrücken, um Brentano anzufallen. Aber in dem schwierigen Terrain können sich die Massen nicht entfalten; die österreichischen Schwadronen warten diese Entfaltung nicht ab, sondern fassen die Spitzen der Regimenter, verwirren diese und werfen sie bis auf die Falkenhayner Höhen zurück, wo sie mit Mühe gesammelt werden. Dorthin muss Finck nun auch den Rest der Reiterei und die Bataillone Lindstädts zurückziehen, sollen sie nicht erdrückt werden. Schmorsdorf fällt nach heldenmüthiger Vertheidigung durch das Bataillon Lehwald in die Hände unserer Grenadiere.

Die Vereinigung O'Donnells und Brentanos ist vollzogen, und die Truppen der verbündeten deutschen Reichsarmee, sowie die Husaren des FML. Graf Pálffy haben den Tag ebenfalls nicht müßig zugebracht, die Kroaten den General Wunsch aus Dohna vertrieben und auf die Höhen von Falkenhayn und Bloschwitz beschränkt. Die Husaren Pálffys haben bei Gaming versprengte preußische Reiterei getroffen und 4 Standarten erbeutet. General Ried hat die Preußen aus Groß-Röhrsdorf verjagt und rückt nun mit Stolberg gegen Falkenhayn. 426 Preußen fallen den Reichstruppen in die Hände.

Das Netz ist zusammengezogen, denn um Falkenhayn herum liegen, von allen Seiten umstellt, die arg gelichteten Regimenter und Bataillone der Preußen, als der Abend hereinbricht und dichte Finsternis dem ferneren Kampf ein Ende macht.

* * *

Schwerwiegende Berathungen füllen in beiden Lagern die Nacht nach dem blutigen Ringen aus. Feldmarschall Graf Daun hat von der Annäherung eines Corps erfahren, das der König von Preußen dem bedrängten Hülsen zuhilfe sandte und trifft seine Maßnahmen, diesem neuen Feinde und gleichzeitig den wahrscheinlichen Versuchen Fincks, im nächtlichen Dunkel aus seiner Falle zu entschlüpfen, zu begegnen. General-Lieutenant Finck denkt in der That lebhaft daran, mit seinen decimierten und erschöpften Truppen an irgend einer schwachen Stelle den ihn umklammernden Ring zu brechen oder irgendwo den wachsamen Sieger zu überlisten. Der erste Gedanke Fincks ist, diese Rettung auf jener Seite zu versuchen, wo die Reichsarmee hält, aber sie ist wachsamer als sonst und kein Mäuslein kommt auf dem von ihr besetzten Wege unbeachtet durch. Oder sollte ein gewaltsamer, verzweifelter Durchbruch des ganzen Corps über Schmorsdorf und Maxen Rettung bringen? Man zählt die noch brauchbaren Feuergewehre, und siehe da, kaum 3000 finden sich in den Händen unverwundeter Soldaten. Von 70 Kanonen sind 62 bereits in den Händen der Österreicher, nur 8 noch zu einer Action zu gebrauchen. Mit solchen Mitteln gegen siegreiche, wachsame, wohlgerüstete Soldaten zu kämpfen, wäre Wahnsinn. Finck beginnt zu verzweifeln. Noch ein Versuch ist möglich. Um die zweite Morgenstunde satteln sämmtliche Dragoner und Husaren, um über Gaming, Röhrsdorf und Possendorf durchzubrechen und so der Armee wenigstens einige brave Reiter-Regimenter zu retten. Aber die österreichischen Reiter Pálffys haben scharfe Augen. Kaum sieht ihr Commandant die in den engen Defilés einzeln daherkommenden Preußen, so läſst er das Husaren-Regiment Splényi attaquieren, und rasch sind die preußischen Reiter unter General Wunsch in voller Verwirrung bis auf die Höhen von Bloschwitz zurückgetrieben.

Schon stehen auch die österreichischen Grenadiere wieder in Schlachtordnung, die Kanoniere mit brennenden Lunten bei den Geschützen, die Kroaten schwärmen gegen Falkenhayn und bei der Reichsarmee donnern die Kanonen und Haubitzen. Der Kampf soll wieder losgehen, und siegessicher erwartet man ihn; da sprengt ein preußischer General als Parlamentär heran und verlangt, dem Feldmarschall Capitulations-

Anträge des GL. Finck zu unterbreiten. Daun kennt die Lage der Preußen und will nicht viel parlamentieren: er sendet dem feindlichen General (Rebentisch) seinen General-Quartiermeister Lacy mit der stricten Weisung, „das ganze Corps müsse sich kriegsgefangen ergeben, widrigenfalls man es in die Elbe sprengen würde".

Um diesen Worten mehr Nachdruck zu geben, beginnen die Kanoniere und Grenadiere ihr Feuer, die Husaren rüsten zur Attaque und die Kroaten unter General Kleefeld erstürmen das Dorf Falkenhayn. Eiligst sprengt General Rebentisch abermals herbei: Finck willigt in die Ergebung, nur die Beibehaltung der Bagage erbittet er sich von dem Sieger. Dies bewilligt Daun, denn die tapfere Gegenwehr der Preußen hat seine Achtung gewonnen, und nun treten die preußischen Bataillone und Schwadronen an, um die Waffen zu strecken, die sie bisher tapfer und ehrenvoll geführt. Ein langer Zug waffenloser Soldaten defiliert sodann vor den österreichischen Siegern: 3 Kürassier-Regimenter, 2 Dragoner-Regimenter Jung-Platen und Württemberg, das Husaren-Regiment Gersdorff, das Frei-Bataillon Salamon, 4 Grenadier-Bataillone, endlich 13 Bataillone Musketiere, zusammen 18 Bataillone und 35 Schwadronen mit 1 General-Lieutenant (Finck), 8 General-Majoren, 6 Obersten, 3 Obristlieutenants, 32 Majoren, 92 Capitäns, 258 Subaltern-Officieren, 14.522 Unterofficieren und Soldaten mit 96 Fahnen und 24 Standarten,*) 4 Paar Pauken, 71 Kanonen und 44 Munitionskarren waren in unseren Händen, ein Verlust, der Preußens Heer auf lange hinaus schwächte und den durch Kunersdorf erschütterten Glauben an seine Macht noch weiter untergrub.

Nur 984 Mann aber kostete dieser außerordentliche Erfolg die Truppen Dauns: der große Zögerer hatte wieder einmal die „unfehlbaren" Berechnungen Friedrichs über den Haufen geworfen. Derselbe General, der nach des Königs sanguinischer Hoffnung den „unthätigen" Daun zur Räumung Sachsens zwingen sollte, war mit seinem ganzen Corps aus der Liste seiner operierenden Truppen gestrichen, die schwersten Befürchtungen Fincks waren erfüllt, und er selbst büßte schwer für den Fehler seines Königs.

Erbittert über die Waffenstreckung einer so starken Heeresabtheilung, schickte Friedrich II. den General, sobald er aus der Gefangenschaft

*) Vom Dragoner-Regiment St. Ignon (Nr. 14) eroberte Corporal Dieudonné de Hemptinne mit 2 Gemeinen allein 2 Standarten und wurde auf dem Schlachtfelde Lieutenant. (Regimentsgeschichte.)

zurückkam, nach Spandau. Sein Schicksal theilte übrigens wenige Tage später der preußische General Diereke, der mit 6 Bataillonen und 1000 Reitern, ebenfalls getrennt vom Heere des Königs, am rechten Elbe-Ufer auf den Höhen bei Spaar gegenüber Meißen lagerte. Daun ließ ihn durch FML. Beck mit etwa 7000 Mann Grenztruppen, deutscher Infanterie und Reiterei, Husaren und Uhlanen, angreifen. Am 3. December morgens erstürmte Beck den Kapellenberg und zwang Diereke, sich mit 55 Officieren, 1660 Mann und 8 Kanonen zu ergeben.

Dies war das Nachspiel des berühmten „Finkenfangs bei Maxen", der hellen Jubel in allen österreichischen Landen hervorrief und in der Geschichte verzeichnet bleibt als einer der glücklichsten Anschläge Dauns, als einer der schwersten Unfälle des berühmten Preußenkönigs. Dieser Tag hatte den Cunctator Daun glänzend gerechtfertigt; die Soldaten blickten respectvoll und vertrauend empor zu dem „Finkenfänger von Maxen".



Der Soldat einst und jetzt.

Wer will unter die Soldaten? rief man einst, wenn die Werbetrommel tönte, die Pfeifen und die Gläser klangen, und von allen Weltgegenden strömten die Burschen herbei zu der entfalteten Fahne. Aus der Dorf- und Studierstube, von den Straßen und aus den Städten liefen sie zusammen und tranken aus dem Becher der Werber und verkauften Blut und Leben für die blanken Thaler, die ihnen so lockend in die aufgehaltenen Hände rollten.

Das war die „gute, alte Zeit", wo die Muskete gar schwer auf der Achsel lag und der Corporalsstock gar lustig auf dem Leibe tanzte, wo man sein Leben lang nicht von dem harten Dienste loskam, dem man sich einmal verschworen hatte. Dann kam eine jüngere Zeit, und sie meinte es schon besser mit denen, die zum Waffendienste heranzogen. Es war noch immer ein harter und langer Dienst, aber länger als vierzehn oder acht Jahre dauerte er nicht, und das war doch schon weniger als ein langes, schweres Musketierleben! Nun rief man die Söhne des Volkes zum Dienste des Vaterlandes, nun mussten alle herbei, welche der Ruf traf und erwählte unter der vaterländischen Jugend. Die Reichen und Studierten, die Söhne, die das Befreiungsgeld zahlten, blieben bequem zu Hause; nur aus der armen Menge suchte man den strammen Burschen heraus, der die Muskete tragen, die Patrone beißen oder auf dem Pferde sitzen konnte.

Das war eine jüngere, aber noch immer die alte Zeit, von der euch die Väter erzählen. Und jene Regimenter und Bataillone mit den

vierzehn- und achtjährigen „Dienern" waren wahrhaftig keine Banden von verdrießlichen, murrenden Knechten. Fragt sie nur, eure Väter, ob sie kein Soldatenherz im Leibe hatten, ob sie nicht mit leuchtendem Auge zu ihren flatternden Fahnen emporblickten; fragt sie, ob sie diesen Fahnen nicht treu anhiengen, ob sie sich nicht als Kinder jenes großen Soldatenvaters fühlten, von dem noch heute unsere Greise thränenden Auges erzählen! Die Soldaten von Santa Lucia, welche jeden Fußbreit heiliger Erde mit Aufopferung des eigenen Lebens vertheidigten, die letzte Patrone verschossen und zehnfacher Übermacht mit unerschütterlicher Standhaftigkeit begegneten, sie waren nicht aus heller Begeisterung Krieger geworden, aber sie waren es geworden in der Familie des Heeres und des Bataillons, dem sie angehörten. Seht sie an, diese Sturm-Colonnen von Novara, wie sie immer und immer wieder, überschüttet von den Geschossen eines übermächtigen Feindes, vorwärtsdrängen, um ihrem Kaiser, ihrem Vater Radetzky den Sieg zu gewinnen! Das sind keine murrenden Söldner ohne Soldatenherz, das sind wahrhaftige Streiter, welche man nicht mit Ruthen vorwärtstreiben muss; sie sind beseelt durch eine große Idee, durch die Gefühle der Pflicht und der Vaterlandsliebe, Blut und Leben setzten sie ein für ihres Kaisers Recht und für ihrer Fahne Ehre.

Wo haben diese Soldaten soviel Opfermuth, soviel Selbstentäußerung üben gelernt? Ihr karger Sold hat sie gewiss nicht befeuert, unter Mühen, Beschwerden und Entbehrungen sind sie auf ihrer Ruhmesbahn vorwärtsgezogen, und der höchste Triumph bedeutete ihnen auch keinen Zuwachs an irdischen Gütern; das schlichte Lorbeerreis, das Lob des Feldherrn oder die blinkende Medaille mit dem Bildnisse ihres Kaisers war ihnen reicher Lohn. Und in einem solchen Heere wäre kein guter Kern gewesen, es wäre — wie man euch wohl sagen will — eine Schar geknechteter, durch die Furcht vor der Spießruthe oder dem Officierssäbel vorwärtsgetriebener Männer gewesen?!

Nein, schon in jenem Heere der jüngeren Vergangenheit wohnte das, was man den echten, den guten und frischen Soldatengeist nennt; schon in diesem Heere wusste der Vorgesetzte das Herz des Untergebenen zu finden, und neben der Strenge des Dienstes wirkte das Wort des fürsorglichen Vaters, des weisen Lehrers.

Wieviele von jenen Männern der „alten Zeit", welche — verwildert und verwahrlost — „unter die Soldaten gesteckt worden sind", haben dort ihre Menschenwürde wiedergefunden; sie haben die Versäumnisse einer elenden Jugend nachgeholt, sie haben den Erzieher, ja die Eltern gefunden, die sie niemals besessen hatten. In der Regiments-

und Bataillonsfamilie erhielten sie das Heim, das sie nie gehabt; dort erhielten sie die treuen Brüder, nach denen sie sich sehnten; an ihr Herz drangen die Worte einer ernsten Lehre von Recht und Pflicht, Worte, wie sie sie niemals vernommen hatten! Und dort zeigte es sich gar oft, dass die verhärtetsten Gemüther weich und zugänglich für das Gute wurden, dort gewannen sie wieder den Muth zu leben und zu sterben, den Sinn für Arbeit und Ordnung, und wenn sie in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehrten, dann wurden sie nützliche Mitglieder derselben. Wenn man einen Mann brauchte, dem Ordnung und Pünktlichkeit, Gehorsam und Treue zur zweiten Natur geworden war, dann holte man sich einen „gedienten Soldaten", und man durfte ihm vertrauen, man täuschte sich selten in seiner Zuverlässigkeit und seiner unbedingten Ergebenheit für seinen Herrn.

Und das alles sollte vielleicht Zufall, am Ende sogar Ausnahme gewesen sein? Nein! Wer klar zu schauen und gerecht zu denken vermag, der leugnet gewiss nicht die erziehliche Kraft selbst jener alten Armee, welche die Gegenwart mit Geringschätzung betrachtet, seit ihre zahllosen großen Thaten durch einige Schläge des Schicksals verdüstert, seit ihr alter Ruhm durch einige Tage des Unglücks geschmälert worden ist. Die Soldaten von Custozza und Trautenau, die Vertheidiger von Tirol und die Seehelden von Lissa waren die würdigen Nachkommen der Sieger von Novara, Santa Lucia und Sommacampagna, von Leipzig und Aspern; auf den Blutfeldern von Solferino und Königgrätz ist der alt-österreichische Soldatenruhm nicht begraben, der alt-österreichische Soldatengeist nicht ertödtet worden ....

* * *

Und die alte Armee ist neugeboren worden nach den Tagen schwerer Prüfung. Der Österreicher ist niemals blind für seine eigenen Fehler gewesen; er hat sie im Gegentheile allezeit viel zu scharf gesehen, viel zu offen bekannt und viel zu schneidig darüber raisonniert.

Wie sich der Staat auf neue Grundlagen stellte, so suchte die Wehrmacht des Staates ihre neue Basis, und sie wurde ein „Volksheer". Wir verschlossen uns nicht der neuen Zeit; die Wehrpflicht, die „Blutsteuer" sollte keine Last des Bürgers „zweiten Ranges" sein, sie sollte von allen Bürgern des Staates, ob sie einen stolzen Fürstennamen tragen oder fast „namenlos" durch die Welt gehen, von hoch und niedrig, arm und reich in gleichem Maße entrichtet werden. Nun gab es keine Ausnahmen, keinen Loskauf, keine Stellvertretung mehr. Jedermann, dem die Kraft und Eignung zugesprochen wurde, muss nun seinen Dienst mit der Waffe leisten.

Man gesteht nur eine Begünstigung zu, und diese kann nur durch eine Mehrleistung an Bildung erworben werden. Das ist das Recht des einjährigen Dienstes für junge Männer, welche ein gewisses Maß an wissenschaftlicher Vorbildung nachzuweisen vermögen. Auch diese Begünstigung ist nicht von Rang und Reichthum abhängig; auch das Kind des ärmsten Mannes kann sie erreichen, wenn es lernt und strebt, ja, der Staat gibt ihm auch die Gelegenheit, ohne Anspannung der eigenen schwachen Geldkraft das „Freiwilligenjahr" zu leisten; er wird Einjähriger auf Staatskosten und ist dadurch in die Lage versetzt, Officier zu werden, genau so wie der Sohn des Reichen.

Wer wollte leugnen, dass die allgemeine Wehrpflicht, wie sie heute geübt wird, eine gerechte, eine volksthümliche Einrichtung ist; wer wollte im Ernst die sogenannte „Blutsteuer" des Bürgers als ein ungebürliches Opfer desselben verdammen?

Ist es nicht heller Wahnsinn oder alberne Flunkerei, wenn man heutzutage von der Möglichkeit eines allgemeinen Weltfriedens, von der Abschaffung der stehenden Heere spricht und schreibt? Eine solche Abschaffung der Armeen und des Soldatenthums würde ein allgemeines Einverständnis aller Völker und Staaten Europas, ja der Welt voraussetzen; er würde auch ein Volk und einen mächtigen Staat voraussetzen, der sich den Muth zutraut, „den Anfang zu machen".

Wir können diesen Muth nicht haben. Unsere Monarchie ist umgeben von Staaten, in denen der Zündstoff großer Kriege angehäuft ist; wir stehen an der Pforte des Orients, des Morgenlandes, in welchem die Sonne blutigroth aufgeht und schon heute Zank und Hader, Unzufriedenheit und Völkerfeindschaft wüthet. Und in dieser Lage, in dieser Zeit finden sich falsche Propheten, welche dem Volke etwas von ewigem Frieden, von dem grausamen „Moloch des Militarismus" vorgaukeln, der das eigene Volk und fremde Völker auffresse und gar nicht zu sättigen sei!

Ja, glaubt man denn, dass ein Staat nicht ebenso des Schutzes und der Abwehr bedarf wie ein von Feuersgefahr oder Einbruch bedrohtes Haus? Und liegt nicht eine große Gerechtigkeit darin, dass zum Schutze eines allen Staatsbürgern gemeinsamen, großen Heims auch jeder waffenfähige Bürger herangezogen wird?

Wir alle schützen uns selbst, wenn wir die Waffen führen, uns in den Waffen üben. Wir geben uns selbst auf, wenn wir wehrlos werden, und das will niemand, der sein Vaterland liebt und ihm treu bleiben will zu allen Zeiten!



Die Österreicher in den Franzosenkriegen.

Niemals hat der Doppelaar mit mächtigerer Kraft gerungen, niemals ist die Schärfe unseres Schwertes, die Unerschütterlichkeit unserer Fahnentreue, unsere Ausdauer im Streite für Herrscher und Vaterland glänzender erprobt worden als in dem Vierteljahrhundert, welches die Habsburgschen Heere als die tapfersten und beständigsten Gegner Frankreichs in dessen weltenstürmenden Kämpfen gezeigt hat. Die Zeit vom Jahre 1792 bis 1815 umspannen diese blutigen, länderverwüstenden Kämpfe, und beinahe überall, wo Frankreichs Tricolore sich herausfordernd entfaltete, wo das Banner der Republik oder der Adler des Napoleonischen Kaiserreichs Europa in die Schranken forderte, standen die Krieger Habsburgs in den ersten Reihen der Vertheidiger. Vom Prinzen des Kaiserhauses bis zum schlichten Bauernsohne herab, standen sie mit Herz und Hand für die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes ein, bewährten sie in heldenmüthigen Thaten die Tugenden ihrer Vorfahren. Alle Nationen der weiten Lande, in denen das Erzhaus herrschte, wetteiferten in diesem begeisterten Streben.

An den Gestaden der Adria, des Mittelmeeres und der Nordsee, in den weiten Ebenen Italiens und an der fernen Weichsel, in der Schweiz und in Neapel, von Genua bis Venedig, am Rheine, an der Sambre, Schelde, Seine und Marne, an der Etsch und am Po, auf

den Blutfeldern vor der eigenen herrlichen Kaiserstadt und auf dem siegreichen Zuge bis in das Herz Frankreichs, nach Paris, sehen wir Österreichs Waffen blitzen und siegen. Und wo die wandelbare Göttin des Glückes ihr Antlitz von unseren Fahnen wandte, dort blieb gewiss ohne Makel der Schild unserer Ehre; den ruhmvoll Besiegten galt die Bewunderung der Mitwelt ebenso wie den glorreichen Siegern.

Man ist gewohnt, Frankreichs Macht den Löwenantheil am Siegesglanze zuzusprechen. Und doch lehrt uns eine sorgfältige statistische Berechnung, dass gerade das Gegentheil die Wahrheit bedeutet. Wohl ist die Entscheidung manches blutigen, opfervollen Feldzuges gegen uns ausgefallen, wohl sind uns oft die Früchte der herrlichsten Siege versagt geblieben, aber den Ruhm und die Ehre dieser Thaten verkleinert nicht der schwache Lohn, den wir gefunden. Dass aber das vieljährige, gewaltige Ringen mit der Demüthigung des übermüthigen und übermächtigen Feindes endigte, das dankt Europa in erster Linie der unerschütterlichen Ausdauer, der unermüdlichen Beharrlichkeit Österreichs und seiner heldenmüthigen Krieger.

In keinem neidenswerten Zustande hatte die kaiserliche Armee den Kampf mit dem revolutionären Frankreich begonnen. Die letzten türkischen Feldzüge hatten sie stark geschwächt, in die Lücken waren großentheils Recruten eingetreten. Und trotzdem — mit welchem Muthe, mit welcher Begeisterung fochten diese jungen, neben Veteranen gestellten Soldaten, wie rasch wurden aus ihnen echte, tüchtige Krieger, todesmuthige Helden! Im Jahre 1789 hatte Kaiser Josef II. seinen Soldaten durch die Stiftung der Tapferkeits-Medaillen einen glänzenden äußeren Lohn für hervorragende Thaten verheißen. Nicht weniger als 259 goldene und 2362 silberne Tapferkeits-Medaillen verdienten sich Österreichs Krieger in den drei ersten Feldzügen des Krieges gegen die französische Revolution in den Jahren 1792, 1793 und 1794; nie erhielt der Maria Theresien-Orden, dieses leuchtende Ehrenzeichen für höchste Tapferkeit, eine reichere Zahl von Mitgliedern als in den 23 Jahren der Franzosenkriege.

Nicht weniger als 264 Schlachten, Treffen und Belagerungen sind in diesen 23 Jahren von den österreichischen Truppen ausgefochten worden, und 168 von diesen Affairen haben unsere Waffen gewonnen, nur 96 jene der Franzosen.*). Um 72 Siege also war

*) Im Jahre 1792 gewannen die Österreicher 1, die Franzosen 3 Schlachten; in der Folge gestaltete sich das Verhältnis der Siege (Österreich und Frankreich) folgendermaßen: 1793: 21—3; — 1794: 17—16; — 1795: 12—5; 1796: 2—8; — 1797: 2—8; — 1799: 38—10; — 1800: 6—10; — 1805: 3—10; — 1809: 9—13; — 1813, 1814: 34—2; — 1815: 14 Siege Österreichs, kein Sieg Frankreichs.

der Doppelaar reicher als die Fahnen Frankreichs. Wenn die republikanisch- oder kaiserlich französischen Heere die Schlachten von Jemappes, Wattignies, Fleurus, Loano, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli, Mantua, Stockach und Engen (1800), Möskirch, Marengo, Hohenlinden, am Mincio (1800), Ulm, Austerlitz, Regensburg, Wagram und Dresden mit Recht ihren größten Siegen zuzählen dürfen, so hat Österreich diesen Siegen seine Ehren- und Siegestage von Aldenhoven, Neerwinden, Le Cateau und Catillon, Tournay, Handschuchsheim, Mainz, Wetzlar, Amberg, Würzburg, Kehl, Osterach, Stockach (1799), Zürich (erste Schlacht 1799), Magnan, Cassano, Trebbia, Novi, Mantua (1799), Genola, Cuneo, Ancona, Genua, Jungingen und Haslach, Dürnstein, Caldiero, Sacile, Raszyn, Aspern, Culm, Leipzig, Hanau, Hochheim, Brienne, Bar sur Aube, Macon, Lyon, Arcis sur Aube, Fère champenoise, Paris und Hüningen entgegenzustellen. 1809 besiegte Österreich bei Sacile die italienische, bei Raszyn die polnische, bei Aspern die Hauptarmee seiner Feinde; der Sieg von Culm 1813 rettete Böhmen; bei Leipzig, Hanau und Hochheim erfochten unsere Waffen die Befreiung Deutschlands; die Siege von Brienne, Bar und Arcis sur Aube, Macon, Lyon, Fère champenoise und Paris vollendeten die Vernichtung des Napoleonischen Kaiserthrons; die Eroberung Hüningens beschloss 1815 ruhmvoll diese Kette völkermordender Kämpfe und zerstörte jene Süddeutschland und die Schweiz bedrohende Feste für immer.

Bedarf es weiterer Beweise, um den ruhmvollen, entscheidenden Antheil Österreichs an dem gewaltigen Ringen der Völker nach Befreiung von dem Joche der französischen Oberherrschaft darzulegen; bedarf es weiterer Beweise, um zu bekräftigen, dass Österreich und sein Herrscherhaus es waren, welche in jenen blutigen Jahrzehnten Führer waren im Kampfe für die Ehre Deutschlands, die Freiheit Europas?



Ehrentage Tirols.

(Die erste Befreiung. April 1809.)

Tirolerland . . . du wurdest Östreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker alle, nah und fern,
Umfieng. Sie blickten auf nach deinen Fahnen,
Die du erhobst für deinen alten Herrn,
Für deine Sitten, Freiheit, deinen Glauben,
Und nicht gelang's dem Fremdling, sie zu rauben.

Joh. Lad. Pyrker.

Männer aus dem Bauernvolke, einfach, schlicht und wahr, fromme Landleute, deren Hand den Rosenkranz ebenso zu führen weiß wie die Büchse, deren Herz treu für Gott, Kaiser und Vaterland schlägt, deren Arm sich mächtig erhebt für das alte Recht und die alte Freiheit, sie treten unter die Helden Österreichs. Und hell strahlen ihre Namen im goldenen Buche unserer Ruhmesgeschichte wie die Namen herrlicher Feldherren und großer Krieger; unvergänglich lebt ihr Andenken fort in ihrem Volke und im weiten Österreich. Denn diesem Reiche waren sie Trost und Erhebung in Tagen der Trauer und Bedrängnis, das österreichische Volk erfüllten mit Vertrauen und Zuversicht dieser biederen Männer gewaltige Thaten; Erzherzog Karl und Andreas Hofer wurden die wahren Helden Österreichs im blutigen Jahre 1809.

Der Friedenstractat von Presburg, das unheilvolle Ergebnis der unglücklichen Kämpfe des Jahres 1805, hatte das vielhundertjährige Band grausam zerrissen, das die gefürstete Grafschaft Tirol mit dem Erzhause Österreich verknüpfte. Tirol, diese Perle seiner Lande, dieses Juwel der Treue und Tapferkeit, musste Franz I. von Österreich aus seiner Krone brechen und in fremde Hände legen. Das dem siegreichen Corsen verbündete nachbarliche Bayernland empfieng das Land Tirol als kostbarsten Antheil an dem Siegespreise jenes Jahres. „Wie schwer dieses Opfer meinem Herzen gefallen, wissen die biederen Tiroler," schrieb der schwergeprüfte Kaiser an den abtretenden Landes-Gouverneur, „ich verliere keine Worte darüber, sie würden die Wunden wieder aufreißen, welche die durch eine Reihe unglücklicher Ereignisse mir abgenöthigte Trennung von so wertgeschätzten Unterthanen mir und ihnen schlug." Und, umgeben von schluchzenden, tiefgebeugten Männern, schied Erzherzog Johann, des Volkes Liebling, aus dem trauernden Lande Tirol.

Das Land war Österreich entrissen, aber das Herz des Volkes blieb ihm und dem geliebten Kaiser treu. Es fehlte nicht an Männern, welche die Liebe zum Kaiser, zum verlorenen österreichischen Vaterlande, den Drang nach Erlösung im Volke nährten; feste Fäden spannen sich zwischen dem Lande Tirol und dem Herzen Österreichs, der Hauptstadt Wien. Im Jänner 1809 reisten drei Männer von Tirol, Andrä Hofer, Peter Hueber und Franz Anton Nessing nach Wien ab, um die Hochzeitsfeierlichkeiten zu besprechen.

Andrä Hofer! Kein zweiter that es ihm gleich im Tiroler Lande an Biederkeit, Frömmigkeit und felsenfester, opfermuthiger Kaisertreue. In ihm verkörperten sich die Tugenden seines Volkes. Dieser Mann kannte nicht Falsch und Fehl, tief wurzelte in seiner großen Seele die Liebe zu seinem Vaterlande, das Vertrauen auf Gottes allmächtigen Schutz. Der Sandwirt vom Passeierthale wurde Sieger über unüberwundene Heere, er pflanzte Habsburgs Banner wieder in der Innsbrucker Fürstenburg auf; er brach die Fesseln seines Volkes und errang ihm nie welkenden Lorbeer, und er gieng von dieser Welt, niemals größer als in seinem tiefsten Unglück!

In Wien hatte Hofer erfahren, dass der Doppelaar seine Fänge schärfe zum neuen, kühnen Kampfesfluge gegen die Adler Napoleons, welche das weite Europa verheerten und unter die Gewalt ihrer Krallen zwangen. Und er hatte erfahren, dass der Kaiser nicht vergessen wolle auf die treuen Männer in Tirol, wenn sie seinen Kriegern die Hand reichen würden zum Kampfe um Freiheit und Recht. Nun aber gehen

die Boten und fliegen die Brieflein von Thal zu Thal. Überall regt es sich im Geheimen, die Patrioten finden und verstehen sich, und dennoch erfährt kein Unberufener ein Sterbenswörtlein von den großen und geheimen Plänen, welche sich da vorbereiten.

Als sich im Fleimsthale der Geist der Empörung gegen die von Bayern angeordnete gewaltsame Recrutierung zuerst regte, trat der bayerische Oberst Dittfurt mit grausamer Härte die Bauern nieder. „Mit seinem Regiment und ein paar Escadronen werde er das ganze Bauernpack im Zaune halten", vermaß er sich zu rühmen, und schrecklich sollte er diesen Übermuth büßen! Kaum 8000 Mann, einige Bataillone und Escadronen Bayern, ein Regiment Franzosen stand unter dem commandierenden General v. Kinkel im Lande Tirol — ein ganzes Volk erhob sich gegen diese verhasste Schar, vernichtete sie oder trieb sie aus dem Lande!

Am 3. April 1809 war die schwache österreichische Colonne, deren hilfreiches Erscheinen im Lande das Signal zum Volkskriege geben sollte, in Oberdrauburg an der kärntnerisch-tirolischen Grenze, am Eingange des Pusterthales angekommen. Nicht mehr als drei Bataillone der Infanterie-Regimenter Hohenlohe-Bartenstein (Nr. 26), drei Bataillone Lusignan (Nr. 16), das 9. Jäger-Bataillon, sieben Bataillone Villacher, Klagenfurter und Judenburger Landwehr nebst 17 Geschützen waren bestimmt, den Arm des Volkes von Tirol zu unterstützen; FML. Johann Gabriel Marquis de Chasteler commandierte dieses Corps, einen Theil der von Erzherzog Johann befehligten, nach Italien bestimmten Heeresabtheilung.

Als Brigadier in Tirol hatte Chasteler im Jahre 1800 zwei Männer kennen gelernt, denen eine große Rolle im Tiroler Befreiungskampfe zufallen sollte: den damals blutjungen Lieutenant Veyder, der im wesentlichen dazu beigetragen hatte, 35 Kanonen in Hechtheim zu erobern, und neben ihm den Tiroler Edelmann Freiherrn Josef von Hormayr, den damals 19jährigen Hauptmann der Tiroler Schützen des Hörtenberger Landgerichts, einen Mann von gewandter Feder und großer Volks- und Landeskenntnis, der als Hofcommissär und Intendant für Tirol der Civil-Beirath Chastelers, der staatliche Verwalter des neu zu erobernden Tirol werden sollte.

Es war eine bewegte Nacht, die Nacht vor dem 9. April. Chasteler, Hormayr und Veyder arbeiteten rastlos am Schreibtisch oder sprengten recognoscierend über die Vorpostenkette hinaus gegen Tirol. Am Morgen klärte sich das trübe Wetter auf, und Punkt 3 Uhr führte General

v. Fenner, auch ein treuer Sohn Tirols — nachmals der erste Inhaber des heutigen Kaiser-Jäger-Regiments — die ersten Soldaten Chastelers über die Grenze.

Und gleichzeitig flatterten Tausende von Aufrufen, „wie Flocken im plötzlichen Schneegestöber, auf unzähligen Wegen durchs Land", Feuersäulen flammten auf den Bergen auf, die Sturmglocken läuteten, in allen Thälern griff der Bauer zu den Waffen. „Wer vom christlichen Blute ist, der marschiere!" sagte einer der Laufzettel, die durchs Land flogen, „bei dem Blute des Heilands, kommt, vereinigt euch mit uns! Kommt schnell, Gott wird uns retten!" Auf einen Wink standen die vom Ober-Commandanten verlangten Compagnien vor seiner Thüre; mit Trommlern, Pfeifen, Musik, Jubel und Juchhei zogen sie auch bei der schlechtesten Witterung ein. Kein Posten war ihnen zu gefährlich, kein Marsch zu weit, keine Strapaze zu hart. Es hieß nur: wo ist der Feind? Ihre einzigen Fragen und Losungsworte waren: „Dürfen wir bald raufen für Gott, Maria, Religion, unsern lieben Kaiser, unser Vaterland?" Die Thränen mussten demjenigen fließen, der patriotisch dachte und den ungezwungenen Eifer dieser Menschen sah.

Männer, Weiber und Kinder standen unter den Fahnen. Im Tauferer Thale bildeten die Weiber (im Herbst 1809) vier Compagnien; diese Weiber holten, mit Heugabeln, Flinten und Morgensternen bewaffnet, 700 entflohene Gefangene ein und brachten sie zurück. Verwundeten Landesschützen rissen sie die Verbände herab, um sich zu überzeugen, dass sie wirklich kampfunfähig oder am Ende gar feig und fahnenflüchtig wären.

Ein Umlaufschreiben Andrä Hofers und Martin Teimers verkündigt die Ankunft der Österreicher in der Brixener Gegend, bestimmt die Commandantschaften der Bauern, ordnet die Besetzung der Pässe an. Teimer eilt ins Ober-Innthal, um die Eingänge nach Bayern zu sperren und mit dem Innthaler Aufgebot über Innsbruck der Taxis'schen Colonne die Hand zu bieten. Hofer führt 5000 Passeirer, Meraner, Algeunder und Alt-Tiroler (aus der Schlossgegend) über den Taufer nach Sterzing, um den bei Brixen stehenden Bayern den Rückweg nach dem Brenner und nach Innsbruck abzuschneiden.

Am 11. April fließt bei der Laditscher Brücke das erste Blut. Die Brücke ist ein einziger, von zwei hohen Felsen über einen gewaltigen Abgrund gespannter Bogen. Im Abgrund braust die Eisack in starkem Gefälle über mächtiges Steingerölle hinweg. Weiter westlich von der Brücke liegt auf der Pusterthaler Straße, auf dem Saume der Höhen

vor Spinges das Dorf Aicha; zwischen diesen Höhen und jenen von Schabs führt die durch die Mühlbacher Klause ziehende Hauptstraße aus dem Pusterthale nach der Brücke und vereinigt sich auf dem rechten Eisack-Ufer mit der aus Italien ziehenden Heerstraße. Zwischen der Straße und der Laditscher Brücke ziehen sich theilweise bewaldete, sanfte Höhen. Hier hält der bayerische Oberstlieutenant Wrede mit einer Colonne von Fußtruppen, Dragonern und drei Geschützen, um den von Süden heranziehenden französischen Colonnen Bisson und Lemoine die Straße nach dem Brenner freizuhalten.

Von allen Seiten aber stürmt jetzt das Bauernaufgebot gegen dieses natürliche Bollwerk heran. Wohl richten die Soldaten ihr verheerendes Feuer gegen die schlichten Landleute, aber den Stutzen führen diese noch besser als die disciplinierten Krieger; keine Höhe ist ihnen zu steil, kein Pfad ungangbar, nichts widersteht ihrem Ungestüm. Und wie sich die Bayern eben, der Wucht des Angriffes nachgebend, zum Rückzug anschicken, erfüllen die Juchhezer der Bauern die Luft. Die österreichische Jäger-Uniform wird sichtbar; jubelnd, die Hüte schwingend, stürzen die Tiroler einer Abtheilung kaiserlicher Jäger und Chevauxlegers entgegen, welche Oberlieutenant Gerardi, dem Haupt-Corps weit voran, auf leichten Landwagen geführt hat; sie fallen auf die Knie vor den Soldaten ihres geliebten Kaisers, umarmen sie und kennen keine Grenze in ihrer kindlichen, ihrer patriotischen Freude.

Die Bayern stutzen; denn so nahe haben sie die Österreicher nicht geglaubt. Oberstlieutenant Wrede schließt sich rasch der französischen Colonne Bisson an, welche auf der Hauptstraße nach dem Brenner zieht; die Nachhut, der er die Bewachung der Laditscher Brücke anvertraut hat, erliegt schon am 17. April dem vereinigten Ansturm der Tiroler und Österreicher und eilt der Haupt-Colonne nach. General Lemoine kommt überhaupt nicht mehr vorwärts und kann von Glück sagen, dass er ohne Katastrophe den Weg zurück nach Trient findet.

Indes ist der Sandwirt Andreas Hofer am 10. nachts auf den Höhen von Sterzing erschienen. Da sieht man ihn, den 42jährigen, zum erstenmale als gebietenden Führer im Kampfe. Im grünlodenen kurzen Rock und rothen Wams, den breiten schwarzen Gürtel um die Lenden, rothe Strümpfe unter den kurzen, schwarzen Lederhosen, auf dem Haupte den großen, schwarzen Hut mit breiter Krämpe, um den Hals eine Kette mit dem Crucifix und der silbernen Medaille des heil. Georg — verdeckt allerdings durch den mächtigen schwarzen Bart, der ihm bis an den Gürtel herabwallte — so steht Hofer an der Spitze der



ihn vergötternden Volkskrieger, so lebt er fort in der Erinnerung des Volkes.

Fest und treu hält er an der alten, guten Sitte, an Recht und Tugend, an seiner Religion, seinem angestammten Kaiser. Der Gedanke an Gott, Kaiser und Vaterland wandelt den schlichten, einfachen Mann zum Helden um, stärkt seinen Arm zu außerordentlichen Thaten. Schon in den früheren Waffengängen seines Volkes für Österreichs geheiligte Sache war Andrä Hofer ausgezogen mit den Männern seines Thales — jetzt aber ist es ihm beschieden, entscheidend und mit unvergänglichem Ruhme in die Geschicke seines Vaterlandes einzugreifen.

„Morgen, am 9. April, wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen" — das ist der kurze, kernige Aufruf, den Hofer erließ, als sich die Passeirer zum Kampfe rüsteten. Als seine Schar durch St. Leonhard über die Passeierbrücke zog, fragt ihn ein Bauer, ob er mitziehen müsse. „Nein," antwortete Hofer gemüthlich, „wer halt juscht will!" „Ja, dann ischt's recht, dann zieh' ich auch mit" — ist die rasche Antwort. Freiwillige Patrioten wollte Hofer haben, keine gezwungenen Landsleute.

In Sterzing commandiert der bayerische Major Speicher zwei Compagnien vom Regiment Bärenklau mit einer Haubitze. Eben will er seine Schar den bedrängten Waffenbrüdern an der Laditscher Brücke zuhilfe führen, als sich die Passeyrer in voller Kampfeswuth auf seine eigenen Truppen stürzen. Gleichzeitig regnet es aus allen Fenstern des Ortes Kugeln auf die heldenmüthig ausharrenden Soldaten, denen Hauptmann Poyk ein Beispiel unerschütterlicher Ausdauer gibt. Der Major läſst endlich, um dem Ansturm von allen Seiten Halt zu gebieten, Vierecke bilden; die Haubitze aber eröffnet ein mörderisches Feuer auf die im offenen Felde ungedeckt vorbrechenden Tiroler.

Da kommt dem Sandwirt ein glücklicher Gedanke. Rasch müssen die Bauern drei vollbeladene Heuwagen auf dem Sterzinger Moose vorschieben; hinter ihnen bergen sich die besten Scharfschützen des Landsturms. Der größte Wagen wird von der Tochter des Schneiders Gamper in Sterzing dirigiert, den zweiten leitet die kühne Anna Zorn, den dritten Maria Pichler — drei der beherztesten und begeistertsten Jungfrauen Tirols. Sie feuern die Schützen durch Wort und Beispiel an; einen Kanonier nach dem anderen schießen die Sturmmänner mit den sichertreffenden Stutzen vom Geschütze weg, bis es ohne Mannschaft dasteht und keinen Schaden mehr thun kann. Verzweifelt wehrt sich noch immer die Infanterie. Die ersten Morgenstunden sind verstrichen —

um 7 Uhr bricht der Major verblutet und entkräftet zusammen, und Hauptmann de Corseigne übernimmt den Befehl. Nach 5 Stunden senkt auch er den Degen, Hauptmann Poyk führt den Verzweiflungskampf bis 3 Uhr nachmittags; dann gibt er, ohne Pulver und Kugeln, den Kampf auf und streckt mit den Seinen die Waffen. Jubelnd führen die siegreichen Bauern ihre Gefangenen in das nahe Schloss Wolfsthurn: sie haben zum erstenmal im offenen Kampfe der fremden Macht Trotz geboten und triumphieren über diese. Der Name Hofers ist in aller Munde.

* * *

Schon waren die Franzosen Bissons und die Bayern Wredes nahe, als die Capitulation von Sterzing abgeschlossen war. Die Sieger zerstreuten sich eiligst, um die nach Innsbruck abrückenden Feinde passieren zu lassen und dann hinter ihnen dreinzuziehen und sie zu fassen im Verein mit den überall aufstehenden Brüdern. Ein Schreckensmarsch ist es für die Feindes-Colonne. Ohne Rast und Ruhe, von einem unsichtbaren Gegner von allen Seiten umschwärmt, bedrängt, beschossen, ziehen sie den steilen Schellenberg und den Brenner hinan durch die schauerliche Enge des Passes Lueg; abgerissene Brücken, Verhaue, herabrollende Felsblöcke hemmen den Marsch. Wie Scheiben sind die Franzosen auf offener Heeresstraße den aus den Wäldern, hinter Felswällen geborgenen Schützen preisgegeben. Wüthend läſst General Bisson jeden Bauern erschießen, der ihm bewaffnet in die Hände fällt — umso schrecklicher ist die Rache.

„Auf, Tiroler, auf! Sie ist da, die Stunde der Erlösung" — geht wie ein Lauffeuer der Aufruf Erzherzog Johanns durch die Felsenthäler; „rasch und einhellig geschehe, was zur schleunigen Befreiung des Vaterlandes Noth thut. Jung und alt erhebe die Waffen für Kaiser und Vaterland, für Freiheit und Wohlfahrt, für das große Werk der Erlösung. Der Augenblick setzt euch in die Lage, in dem großen, heiligen Kampfe eine Hauptrolle zu spielen — und Tiroler! wie? es wäre möglich, daſs dazu der Wille nicht in euch wäre? O Tiroler, ich kenne euch . . . . ."

Und während die Colonnen Chastelers mit möglichster Eile in Dauermärschen die Mühlbacher Höhen, Tirols wichtigsten Punkt, erreichen und verschanzen, während sich die österreichischen Bataillone die Verbindungen nach Nord und Süden sichern, entbrennt im Ober- und Unter-Innthale der Aufstand gegen die Fremdherrschaft in hellen, verzehrenden Flammen. Josef Speckbacher, der Mann vom Rinn, der

Sohn eines Holzhändlers zu Gnadenwald bei Hall, ist hier die Seele der Bewegung. Er hat die Stellungen und Vertheidigungs-Maßnahmen der bayerischen Hauptmacht in Innsbruck erspäht, denn dieser geht es nun direct an den Leib. Mehl und Blut tragen die Wogen des Inn als Signal zur Erhebung; Bretter mit kleinen rothen Fähnlein schwimmen — eine beredte Mahnung — den vaterländischen Fluss herab, Weiber und Kinder tragen Zettel von Hütte zu Hütte, von Haus zu Haus mit den lakonischen Worten: „'s ist Zeit!"

Und ehe noch der Morgen des 11. April graut, wimmelt es auf allen Höhen um Innsbruck von bewaffneten Bauern. General Kinkel, der bayerische Commandant in der Landeshauptstadt, hat mit Verachtung und Geringschätzung von den Symptomen der mächtigen Volkserhebung gehört; als jedoch das „Bauernpack" am 11. April immer lästiger wurde, läſst er den tapferen Oberst Dittfurt mit seinem Regimente aus Innsbruck gegen die umliegenden Berge rücken, um sie von den verwegenen Leuten zu säubern. Aber von allen Seiten drängen diese Leute, wohl auf 20.000 Mann angeschwollen, die Posten der Bayern von der Martinswand, von Kematen, Axams, von der Gallwiese, vom Berge Isel auf die Hauptstadt zurück. Major Zoller muss vom linken Inn-Ufer bei Zirl weichen; zu Hall fällt Speckbacher mit den Unter-Innthalern über den Oberstlieutenant Bärenklau her und zwingt ihn zur Ergebung. Ein Lieutenant hat sich mit seinen tapferen Bayern in das feste Servitenkloster Volders geworfen: da läſst der Gastwirt Andreas Angerer von Volders eine riesige Tanne fällen, in Schlingen fassen und von 50 Tirolern gegen die Klosterpforte schwingen — die Pforte zerschellt, und die Feinde sind gefangen. Unaufhaltsam zieht Speckbacher mit den Seinen gegen Innsbruck, von dessen Höhen in der Nacht zum 12. April, eine unheimliche Illumination für die Bayern, die Wachtfeuer der siegreichen Tiroler emporlodern.

Noch ist General Kinkel in Innsbruck unbesorgt: sollten es die Bauern wirklich wagen, bayerische und französische Krieger von erprobter Kraft und Tüchtigkeit mit ungeordneten Haufen anzugreifen? Aber am nächsten Morgen schon wird das Unerhörte Ereignis. Die Tiroler fallen in drei Abtheilungen vom Berge Isel, von den Höttinger Höhen, von den Höhen über der Sillbrücke über die Garnison Innsbrucks her. Mit Stutzen und Musketen, Stangen und Morgensternen bewaffnet, bestürmt eine Abtheilung des Landsturms die Vertheidiger der Möhlauerbrücke und erobert diese.

Ein heißer Kampf tobt um die Innbrücke gegen Höttingen. Dort hält Major Zoller mit zwei bayerischen Compagnien und zwei

Geschützen tapfer stand. Aus den Häusern der Vorstadt schießt man auf die Soldaten, und jedem Fehlschuss der Geschütze folgt im Spottchor ein lustiges Juchhezen und Jodeln. Die Bayern sind einem Hagel von Geschossen und Spottworten wehrlos ausgesetzt. Da dringt eine kühne Tiroler Schar mit dem Jubelrufe: „Vivat Kaiser Franz!“ auf die bayerischen Kanonen los, unterläuft dieselben, erschlägt die Kanoniere oder schleudert sie an Füßen und Haaren über die Brücke ins Wasser, kehrt die Kanonen um und feuert sie gegen die Bayern ab. Die Innbrücke wird genommen; verzweifelt werfen sich die Bayern in die nächste Kaserne und vertheidigen sich hier mit echtem Soldatenmuthe so lange als möglich gegen das begeisterte, in seinem Ungestüm unwiderstehliche Volk.

Der Weg nach der Stadt ist offen. Von allen Seiten stürmen die Bauern heran, um 9 Uhr morgens erschallen ihre Siegesjodler zuerst in den Straßen Innsbrucks. Heldenmüthig wehren sich die umzingelten, verlorenen Bayern. Aus den Häusern, von den Thürmen und Dächern knallen die Büchsen, und selten fehlt ein Schuss das bayerische Opfer. Aus den Kasernen holt man die dort Zurückgebliebenen, entwaffnet vereinzelte Trupps von Soldaten und wirft sich dann mit vereinter Macht gegen die Hauptwache, wo Oberst Dittfurt noch immer hoch zu Rosse, eine Heldenschar zur letzten, heroischen Gegenwehr befeuert.

Schon ist Martin Teimer — früher bereits als tapferer Schützen-Hauptmann berühmt, zuletzt Tabakverleger in Klagenfurt, nunmehr einer der Heerführer im Streite für Österreichs Sache, Major der Landesschützen und Genosse Hofers im Obercommando — in die Wohnung des bayerischen Generals gedrungen, hat ihn gefangen genommen und gezwungen, den auf der Straße fechtenden Truppen den Befehl zur Ergebung zuzurufen. Obwohl von zwei Kugeln getroffen, weigert sich Dittfurt, diesem Befehle zu gehorchen; eine dritte Kugel trifft ihn, ein Strom von Blut dringt aus seinem Munde, aber nochmals rafft er sich empor, treibt unter Flüchen und Verwünschungen seine den Bauern erliegenden Krieger gegen den von Tirolern erfüllten Spitalshof vor: da ereilt ihn eine vierte Kugel, und nun erst ist es vorbei mit seinem Widerstande. Bald sinkt auch sein Oberstlieutenant todt vom Pferde, die Truppen ergeben sich, die Hauptwache mit allen Fahnen fällt in die Hände der Tiroler. Nur die Cavallerie versucht noch da und dort einzuhauen, aber ein mörderisches Feuer zerstreut sie immer wieder, und schließlich zwingen die Bauern die einzelnen, versprengten Reiter abzusitzen. Sie selbst besteigen die Rosse und führen die Gefangenen im Triumph in die Stadt.

Das vollständige Infanterie-Regiment Kinkel sammt Inhaber, eine Escadron Dragoner, 4 Geschütze, 2 Fahnen, viele Pulverwagen und Bagage sind in den Händen der Sieger, ebenso der französische Oberst Constantin. Verblutend, mit erlöschender Stimme fragt Oberst v. Dittfurt auf seinem Schmerzenslager auf der Hauptwache, wer denn eigentlich der Anführer der Bauern gewesen sei? „Niemand! für Gott, Kaiser und Vaterland haben wir gestritten," so lautet die Antwort, „einer für alle, alle für einen!" Mühsam und träumerisch antwortet der Oberst: „Sonderbar, und er ist doch oft genug auf seinem Schimmel vor mir vorübergesprengt!" Diese Worte des sterbenden Kriegers tragen neue Begeisterung in die Tiroler Scharen, welche überzeugt sind, niemand anderer, als Innsbrucks Schutzpatron, Sanct Jacob, habe für sie — nur dem Feinde sichtbar — gestritten.

Und grenzenlos ist die Freude, der Siegesjubel der Eroberer Innsbrucks. Helles Jauchzen und Freudenschüsse tönen in den Straßen. Einige Bauern nehmen vom Damenstift den einzigen noch vorhandenen kaiserlichen Doppeladler ab, zieren seinen Hals mit einem rothen Bande, tragen ihn jubelnd durch die Gassen und heften ihn endlich an das Postbureau im fürstlich Thurn- und Taxis'schen Palais. Dann steigt einer nach dem andern empor zu dem Adler, dem Symbol des wiedergewonnenen österreichischen Vaterlandes, küsst ihn unter Freudenthränen, und alles drängt nach, dem Vordermann jede Secunde des längeren Verweilens neidend. Man trägt die Bilder des Kaisers und des Erzherzogs Johann in den Straßen umher und stellt sie endlich an der 1765 zur Vermählungsfeier Leopolds II. erbauten Triumphpforte aus, umgibt sie mit brennenden Kerzen und bezeugt ihnen kniend seine Ehrfurcht.

Wehe dem, der den Hut vor diesen geheiligten Bildern nicht zog! „Halt, da schaust her!" ruft man, „gelt, der Franzl ist doch ein anderer? Nu, kennst epper unsern Hannes nimmer?"

Aber noch ist nicht alle Gefahr beschworen. Schon haben sich die Sieger am Abend zur wohlverdienten Rast gelagert, schon sind einige Scharen in ihre Heimat abgezogen; da unterbricht in den ersten Morgenstunden des 13. April das schauerliche Sturmgeläute von den Dörfern des Wippthales die nächtliche Stille. Der Feind ist nahe! Um 5 Uhr früh sind die ersten Franzosen und Bayern, die bei Sterzing geschlagenen, von den Pusterthalern verfolgten Colonnen Bissons und Wredes beim Berge Isel. Sie glauben die Hauptstadt in bayerischer Gewalt und suchen dort Schutz und Sicherheit.

Aber rasch sind die Tiroler zum Empfange der ungebetenen Gäste gerüstet. Alle Stadteingänge sind verrammelt, die Straßen verbarricadiert,

die vertheidigungsfähigen Häuser und Gärten besetzt. Man gießt Kugeln, siedet Pech und Öl, schichtet Steine und Ziegel zum Bombardement auf. Speckbacher steht nach seinem Siege bei Hall und Volders am Fuße des Lanerkogels und an den Ufern der Sill und reicht den Brüdern aus dem Pusterthale die Hand, welche die Höhen des Iselberges und von Sarntheim besetzt haben. Von allen Seiten sind die 4000 Feinde umstellt. Einen Adjutanten, welchen General Bisson an den bayerischen General Kinkel nach Innsbruck sendet, streckt ein Schuss am Stadtthore nieder. Das klärt den Franzosen den Ernst der Situation. Ein Schreiben des gefangenen Generals Kinkel macht Bisson den Ernst der Lage, die Stärke und Wuth der siegreichen Bauern und die Unmöglichkeit eines Entrinnens klar.

Da endlich befiehlt Bisson Unterhändler in die Stadt. Bisson empfängt einen von Teimer in ausgeborgter Jäger-Oberstens-Uniform geführten österreichischen „Gegenbesuch" sehr höflich und erbittet freien Abzug zur großen Armee nach Bayern. Teimer fordert unbedingte Ergebung, widrigenfalls die ganze umzingelte Schar über die Klinge springen werde. Bisson protestiert und schwört, sich nie und nimmer zu ergeben; er erbietet sich, mit abgeschraubten Flintensteinen, sogar ohne Waffen abzuziehen — umsonst, Teimer bleibt fest und lässt, um seiner Haltung Nachdruck zu geben, das Feuer auf der ganzen Linie erneuern.

Immer näher kommt das Feuer, das fürchterliche Kriegsgeschrei der Bauern; in Verwirrung weichen die französischen Grenadiere und von ferne noch donnert Teimer den Franzosen zu: „Ergebung oder Tod!" Die Officiere beschwören Bisson nachzugeben; Thränen entströmen den Augen des greisen Generals: „Dieser Tag sei sein letzter," jammert er, sich die grauen Haare raufend, „hier sei das Grab seiner Ehre und seines Soldatenrufes; niemals werde Napoleon glauben, dass dieser Schimpf nicht abzuwenden gewesen wäre von seinen Adlern!" Da redet ihm Teimer beschwichtigend zu, zwei Officiere drängen sich vor und unterzeichnen hastig die Capitulations-Urkunde — weinend setzt der Ober-General als der Dritte seinen Namen unter die Urkunde, welche die gesammte Truppe, mehr als 4000 Mann, kriegsgefangen an die (zu erwartenden) Truppen des k. k. achten Armee-Corps übergibt. Die Bayern haben nicht unterschrieben; aber sie müssen gleich den Franzosen die Waffen strecken.

Mit schrankenlosem Jubel, eine ländliche Kapelle mit Pfeifen, Geigen und Maultrommeln voran, ziehen die triumphierenden Sieger in Innsbruck ein. Die Musikbande des gefangenen bayerischen 11. Regiments wird gezwungen auszurücken und zum Einmarsch der Gefangenen aufzuspielen. Am Morgen des 14. April gibt es neuen Jubel in

Innsbruck. Mit hochgeschwungenem Pallasch sprengt der erste Chevauxleger vom kaiserlichen Regimente „Hohenzollern“ durch die Triumphpforte. Bald sind auch Gerardis flinke Jäger, überall die ersten, da. Man grüßt begeistert die geliebte österreichische Uniform und trägt die Krieger beinahe durch die Straßen, und unter dem Geläute aller Glocken, den Freudensalven der Bauern, hält um 12 Uhr mittags FML. Marquis de Chasteler an der Spitze seiner Soldaten den feierlichen Einzug in die Landeshauptstadt. Von Norden her zog bald Oberstlieutenant Taxis ebenfalls in Innsbruck ein. Nordtirol war befreit; Chasteler erließ das überall mit Begeisterung begrüßte Patent, durch welches Erzherzog Johann im Namen seines kaiserlichen Bruders Besitz von Tirol ergriff.

Und während Innsbruck wieder von den Fittichen des Doppelaars beschattet wurde, führte Andreas Hofer im Süden seine Bauern von Sieg zu Sieg. Kleine österreichische Truppen-Corps fliegen von Thal zu Thal, und überall erheben sich des Volkes Helden für die Sache des Kaisers. Im Dorfe Mays trifft der Sandwirt von Passeier, hoch zu Rosse, an der Spitze seiner Krieger den Organisator des Aufstandes, Hormayr; ihr in Wien verabredetes Stelldichein war gehalten worden. Nach einem jubelnden Te Deum in der Dorfkirche gieng es nach dem altehrwürdigen Schlosse von Tirol, das die Bayern um 2500 fl. verkauft hatten; der Besitz dieser Burg bedeutete nach alter Sage den Besitz des Landes Tirol. Hier verlas Hormayr als neuernannter Intendant des Kaisers für Tirol das Besitzergreifungs-Patent.

Hofer marschierte nach Bozen, das der französische General Lemoine in kläglichem Zustande verlassen hatte. Nun tummelten sich in der herrlichen Stadt österreichische Soldaten und Tiroler Sturmmänner, die Regiments-Kapellen grüßten mit schmetternden Klängen den Sandwirt. Am 21. April übernahm Chasteler den Oberbefehl in Bozen, und am 22. April zogen die siegreichen Österreicher in Trient, der Hauptstadt Wälschtirols, ein. Ganz Tirol — mit Ausnahme der Festung Kufstein — war Ende April dem Kaiser wiedergewonnen, ein feindliches Heer vernichtet oder vertrieben; die unwiderstehliche Gewalt patriotischer Begeisterung hatte alles fortgerissen im Lande, alle Hemmnisse überwunden, wie der Sturmwind die Fremdherrschaft hinweggefegt. Noch große, blutige Opfer musten in diesem Jahre gebracht werden für die Freiheit Tirols, noch schwere Prüfungen, namenloses Unheil kam über das Land, unvergessen aber bleibt dieser erste, herrliche Siegeslauf der Tiroler, ihre erste Großthat im Kampfe für Gott, Kaiser und Vaterland!



Die Vierzig von Gries.

Trient ist gefallen — nun geht's um Lavis! —
Dort halten die Brücke die Vierzig von Gries.

Von Pulver umqualmt und von Kugeln umtanzt,
Dort halten die Vierzig das Zollhaus verschanzt.

Die trutzigen Schützen mit wehender Fahn'
Und ihnen zur Seite der Feldkaplan.

Und schäumt auch der Marschall von Frankreich wie toll,
Sie halten die Brücke und fordern den Zoll.

Er wettert und zetert, er lockt mit Pardon,
Die Antwort ist Lachen und blutiger Hohn.

Und knallen die vierzig Tiroler Gewehr',
So fallen auch Vierzig vom fränkischen Heer.

„Was wollt ihr euch wehren — von Tausend berannt?" —
„Eh' sterben in Ehren, als leben in Schand'!"

„He, wollt ihr beharren und gebt ihr nicht nach,
So flieg euch, ihr Narren, der Pechkranz aufs Dach!"

Bald knistert's und prasselt's, bald lodert das Haus,
Doch kommt von den Vierzig nicht einer heraus.

Sie nehmen noch unter der glimmenden Fahn'
Die heilige Zehrung von ihrem Kaplan.

Dann dröhnen noch einmal die vierzig Gewehr'
Und still wird's im Hause und still wird's umher.

Der Marschall von Frankreich sieht starr in die Glut
Und senkt seinen Degen und zieht seinen Hut.

Und als in den Schutthauf' der Abendwind blies,
Zerstob auch die Asche der Vierzig von Gries.



Österreichs Thermopylen.

(Malborghetto 13. bis 17. Mai. — Predil 15. bis 18. Mai 1809.)

Ströme österreichischen Heldenblutes sind im Kriegsjahre 1809 geflossen; gegen Frankreichs Weltmacht, gegen den neuen Imperator des gallischen Reiches, vor welchem Europas Könige im Staube lagen, dessen eherne Hand mit Sceptern und Kronen spielte, Länder und Throne verschenkte, stand Österreichs tapferes Heer allein im Felde. Niedergeschmettert waren die Armeen seiner alten Verbündeten; niemand wagte es, das Schwert für die heilige Sache zu ziehen, welcher Habsburgs Krieger dienten, für die Befreiung Europas von fränkischem Übermuthe, von der Willkür und Tyrannei des mächtigen Corsen.

So war denn das altehrwürdige Habsburger-Reich der einzige Hort des Rechtes und der Gerechtigkeit auf dem Continente geworden. Des Kaisers Brüder fochten an der Spitze der Heere, der Monarch selbst war inmitten seiner Soldaten; der Feldherr wie der Officier und der schlichte Krieger, sie alle waren Eines Geistes, sie alle haben Großes

vollbracht in jenem bedeutungsvollen Jahre. Nicht in wildwogender Schlacht allein, in Gefechten und Scharmützeln, in heißen Vertheidigungskämpfen bewährte sich der herrliche, österreichische Soldatengeist, die hingebungsvolle Tapferkeit und zähe Ausdauer des österreichischen Soldaten.

Zu den ruhmvollsten Episoden dieses Kriegsjahres, welche nicht vergessen werden dürfen in der Geschichte des gewaltigen, blutigen Ringens, zählen mit Recht die Kämpfe der kleinen Heldenscharen, welche im Mai 1809 die „Thermopylen in den Karnischen Alpen", das Fort Malborghetto und das Blockhaus auf dem Predil, gegen vielfache französische Übermacht bis zum Tode hüteten und vertheidigten. Die Namen der Hauptleute Hermann und Hensel, der heroischen Führer in diesem denkwürdigen Kampfe, sind mit goldenen Lettern einzutragen in die Ehrenbücher unserer Armee neben den Namen der berühmtesten Kriegshelden des Habsburg'schen Heeres.

* * *

Zum Schutze der Grenzen Ober-Kärntens waren vor dem Kriege von 1809 als Sperrpunkte der Hauptzugänge die Schlossberghöhe von Saxenburg, die felsige Bergabstufung von Tschalavai oberhalb Malborghetto und der höchste Straßenpunkt auf dem Predil zwischen dem gleichnamigen Dorfe und Ober-Breth vertheidigungsfähig gemacht worden. Der Feldzug nahte, und nur in aller Eile konnte man an die Befestigung schreiten. Nicht einmal Steine waren in solcher Eile mehr herbeizuschleppen und zum Baue der Forts zu verwenden. Die stärksten Stämme trugen der Arbeiter sehnige Hände auf die Höhen und fügten sie zu Blockhäusern.

Zwei solcher Blockhäuser bildeten das Fort oberhalb des Eisenhammers von Malborghetto. Ein acht Schuh hoher, in Felsen gehauener Gang verband die beiden festen Häuser, in denen, ebenso wie auf den Brustwehren, Schießscharten für Geschütz und Gewehre angebracht waren. Gitterthüren und Aufzugbrücken verwahrten die Eingänge, die schief abgehauenen Felsen erschwerten das Stürmen. Welche Heeresmassen gegen diese Punkte mit übermächtiger Gewalt anstürmen würden, dies ahnten allerdings die Befestigungskünstler nicht, welche auf Malborghetto gewaltet hatten.

Weit schwächer war die Veste auf der Höhe des Predil, welche die Straße nach Arnoldstein und Villach abzusperren berufen war: ein 10 Klafter breites Blockhaus unweit der Straße, dann ein kleines Vorwerk aus Holz, mit dem Blockhause schwach verbunden.

Der Kampf um Malborghetto.

Ein schwaches Häuflein von Soldaten, 200 Füsiliere und 50 Schützen mit 7 Officieren vom Oguliner Grenz-Infanterie-Regiment, 1 Lieutenant und 8 Mann vom Mineur-Corps, 24 Kanoniere mit 10 Kanonen und 1 Haubitze, rückten im Mai 1809 in die Blockhäuser von Malborghetto ein: zwei junge Hauptleute vom Genie-Corps, Hensel und Hermann, begeisterte Patrioten, heldenmüthige Soldaten, umsichtige Ingenieure, erbaten sich als besondere Gnade das Commando der beiden Sperrposten in den Karnischen Alpen, obwohl oder vielleicht eben, weil sie erkannten, dass der Tod fürs Vaterland, das Opfer ihres jungen Lebens die wahrscheinliche Krönung ihres Werkes sein werde. General Graf Nobili schlug die Bitte der jungen Männer, denen er die Seelenstärke und Kriegserfahrung für so verantwortungsreiche Commanden nicht zutrauen mochte, ab; unverdrossen aber bestürmten sie nun den Erzherzog Johann mit ihren Bitten, und Erfüllung wurde ihren Wünschen.

Hauptmann Hensel übernahm den Befehl in dem größeren und wichtigeren Malborghetto, Hauptmann Hermann, der Jüngere, in dem Sperr-Fort am Predil. Ihre Namen sind unvergessen: sie dürfen genannt werden, wenn man der vaterländischen Jugend leuchtende Beispiele von wahrem Heldensinn, von Pflichttreue bis zum letzten Athemzuge nennen will.

Mit klarem Blicke traf Hauptmann Hensel, welchem sich Hauptmann Kupka von Erzherzog Franz Karl-Infanterie freiwillig anschloss, alle Anordnungen, um die Widerstandsfähigkeit seines Bollwerkes zu erhöhen. Am 12. Mai traf Oberfeuerwerker Ignaz Rauch vom Bombardier-Corps mit seinen wackeren Kanonieren in der Veste ein. Er war einer von jenen alten „Bombardieren“, welche der kaiserlichen Artillerie ihre besten Officiere geliefert, ihren Weltruf begründet haben: klug und weise vertheilte er die Geschütze in die Batterien. Zerlegt und mühevoll mussten die Kanonen in ihre Positionen gebracht werden: die eigentlichen Artilleristen bildeten nur den Kern der Bedienungs-Mannschaft, die sogenannten „Handlanger“ und Kroaten von der Grenzer-Infanterie mussten ihnen aushelfen, und doch war jeder Schuss wertvoll, jede verschossene Kugel unersetzlich.

Am 13. Mai sah man die letzten Colonnen der Nachhut des aus Italien zurückziehenden österreichischen Heeres unter Erzherzog Johann auf der durch das Fort dem Feinde versperrten Straße verschwinden — die Vertheidigerschar war nun auf sich allein gestellt, sie sollten Armeen

das Nachrücken verwehren. Schon besetzten die Franzosen das Dorf Malborghetto, und in den ersten Morgenstunden des 14. Mai rückten ihre Sturm-Colonnen gegen die Verschanzungen, in der Hoffnung, das schwache Hemmnis rasch zu übersteigen und dann den Nachtrab der abziehenden Österreicher zu fassen.

Aber Ignaz Rauch und seine Kanoniere wachten. Ein Hagel von Kartätschen und Musketenkugeln begrüßte die Stürmenden, und decimiert zogen sie zurück ins Dorf. Die Versuche, auf einem Bergpfade rechts das Fort zu umgehen, scheiterten an derselben Wachsamkeit unserer Kanoniere, und erst im Dunkel der Nacht gelang es feindlichen Schützen, sich auf einem das Fort überhöhenden Berge einzunisten.

Am Morgen des 15. Mai forderte der Commandant der französischen Armee-Division, welche das kleine Fort bestürmte, die kaiserliche Besatzung zur Übergabe auf, aber mit Worten, welche an die spartanischen Thermopylen-Vertheidiger erinnern, erwiderte Hauptmann Hensel: „Ich habe den Befehl erhalten, mich zu vertheidigen, nicht zu unterhandeln.“ Ergrimmt brachen nach dieser klaren und deutlichen Antwort neue, frische Scharen auf der Straße zum Sturm gegen die Schanzen vor, und wieder scheuchte das mörderische Kartätschen- und Musketenfeuer der österreichischen Krieger den übermüthigen Feind zurück. Noch nisteten die Schützen der Franzosen auf dem Gebirge rechts des Forts und brachten ihre Schüsse aus gutem Versteck den vielbedrängten Österreichern bei. Diese lästigen Wespen mussten beseitigt werden. Oberfeuerwerker Rauch ließ einen leichten Dreipfünder nehmen und fegte nun das Gebirge rein von den feindlichen Scharfschützen.

Am Nachmittage des 16. Mai forderte der französische Commandant zum zweitenmale die Capitulation: „thöricht sei es, mit so wenigen Soldaten sich gegen ein ganzes Heer vertheidigen zu wollen; werde der Widerstand fortgesetzt und das Fort mit stürmender Hand genommen, dann habe niemand Schonung zu erwarten.“ Aber Drohungen erschütterten nicht Hensels heroischen Sinn. „Ich werde mich wehren,“ erwiderte er kurz und klar. Und seine Krieger jubelten diesem heroischen Führer begeistert zu; fest waren sie wie er. „Glauben denn die Franzosen,“ riefen sie, „dass wir Knaben sind und uns mit Drohungen schrecken lassen? Nicht prahlen, stürmen mögen sie: sie werden sehen, ob wir den Tod fürchten!“ Der Drohung folgte ein neuer Angriff, aber die österreichischen Kanonen redeten ihre alte Sprache, und mit riesigen Verlusten wichen die Franzosen wieder in das Dorf zurück.

Erbittert durch diese Hartnäckigkeit, dachte der Feind nun, die „starrköpfige" Schar, welche an Abwechslung im Wachtdienste kaum denken konnte, durch nächtliche Stürme zu ermüden oder im Dunkel zu überrumpeln. Um Mitternacht stürmte er mit starken Massen die vorderen Verschanzungen: die Besatzung wachte und begrüßte sie mit energischem Feuer. Doch die dunkle Nacht machte ein Zielen unmöglich; und die Kugeln des Forts waren wahrhaftig nicht feil für verschwenderische Dechargen. Man sucht nach Leuchtkugeln; aber keine einzige findet sich in der Munitionskammer. Da stürzt sich, rasch entschlossen, der Kanonier Bartholomäus Burgsthaler vom 2. Artillerie-Regiment aus den Verschanzungen, zündet ein verlassenes Haus an der Straße an, und nun — unterstützt durch diese kriegsmäßige Illumination — verrichten seine Kameraden ihre Meisterarbeit. Kein Schuss fehlt, der Sturm ist abgeschlagen. . . .

Nicht lange ruhen die Helden auf diesen Lorbeeren; kaum graut der Morgen des 17. Mai, so erhalten sie einen unheimlich ernsten Morgengruß. In der Nacht haben die Franzosen zwei Batterien mit fünf Geschützen am Fuße des Galosch-Berges aufgeworfen, und der Feind hat keinen Mangel an Geschossen; er ist nicht sparsam mit seinem Feuer — umso haushälterischer antworten die Österreicher. Die französischen Kanoniere schießen schlecht: ein Hohngelächter ihrer österreichischen Kameraden begleitet jeden ihrer Schüsse, und nur, wenn jene gar zu ungestüm werden, geben ihnen die unseren eine bittere Pille zu schlucken. Wüthend senden die Franzosen Granaten in das Blockhaus: das ist gefährlich, deshalb donnern nun auch ingrimmig unsere vorderen Batterien, und bald verstummt der vorwitzige Gegner.

Trotz alledem und alledem aber wird die Lage der österreichischen Spartaner immer kritischer. Eine Armee umschließt allmählich von allen Seiten, die Gebirge übersetzend, das Fort; die Division Fonsanelli bereitet sich zum Generalsturm, die Division Grenier folgt als Reserve. Doppelte Brantweinrationen haben die Stürmenden befeuert, der hartnäckige Widerstand des Gegners und die furchtbaren Verluste der letzten Tage haben sie erbittert: es bedarf kaum der Zurufe von Generalen und Officieren, um sie vorwärts zu treiben. Wieder donnern die kaiserlichen Geschütze: Tod und Verderben schleudern sie in die andrängenden Massen, Berge von Leichen thürmen sich vor den Stürmenden auf, ganze Züge werden niedergemäht von den Kanonen. Zwei Stürme sind auf den wichtigsten Punkten abgeschlagen — zurück müssen die französischen Bataillone. Frische Regimenter treten an ihre Stelle: mit geschwungenem

Degen treiben die Commandanten Zagende vorwärts, Leichenhügel überklettern neue Colonnen, und abermals müssen sie zurück, ohne den Tod der Brüder gerächt zu haben. Sollte es in Wahrheit der todtgeweihten Österreicherschar gelingen, hundertfältige Übermacht zu bezwingen?!

Schon hofft Hensel, und mit ihm hoffen seine heldenmüthigen Krieger. Da gelingt es einer feindlichen Umgehungs-Colonne, den das Fort beherrschenden Berg zu erklimmen — die Sage erzählt von einem Judas, der ihnen den Pfad verrathen — wohl begrüßt sie ein mörderisches Gewehrfeuer, wohl bezahlt mancher Sohn Frankreichs oder Italiens seine Tapferkeit mit dem Tode, aber andere sind bald mit zur Stelle. Hauptmann Hensel, dessen Falkenauge jede Gefahr erspäht, ruft mit donnerndem Wort Vertheidiger auf den gefährdeten Punkt, da trifft ihn bei der Wiesenbatterie eine Flintenkugel am Haupte; schwer verwundet sinkt er zu Boden. Noch im Fallen schwingt er befeuernd den Säbel: „Muth, Kameraden!“ ruft er mit matter Stimme — umsonst!

Sein Fall hat die eherne Ordnung im Fort gelockert. Der Feind erstürmt die Wiesenbatterie, ihre Vertheidiger sinken unter den Bajonnettstichen der ergrimmten Franzosen. Hensel fällt in die Hände desselben Officiers, der ihn zweimal vergebens zur Capitulation aufgefordert hat: der Degen des Franzosen durchbohrt ihn, Kolbenschläge und Bajonnettstiche enden das Leben des Helden, dessen letzter Athemzug noch geweiht ist der Vertheidigung seines geliebten Vaterlandes.

Das ist der Anfang vom Ende. Unaufgehalten dringen die Feinde nun in den bedeckten Weg, in die Zwölfpfünder- und die sogenannte Schachtelbatterie. Verzweifelt wehrt sich die Besatzung: der Feind gibt keinen Pardon; jeder verkauft also sein Leben so theuer als möglich. Unterarzt Hutzler, dessen Hand rastlos thätig ist, die Wunden seiner Kameraden zu verbinden, sieht sich von wüthenden Gegnern angefallen. Was vermag sein Degen der Übermacht gegenüber! Er fällt in treuer Übung seiner Pflicht. Noch halten die Österreicher die letzten Punkte: den Waffenplatz und die Malborghetter Batterie. Vergebens rütteln die Franzosen an den verrammelten Thüren des Blockhauses: auf den Sturmpfählen laufen sie herum, durch die Schießscharten suchen sie einzudringen. Aber die Kroaten wehren sich heldenmüthig mit Bajonnett und Kolben, mit wohlgezielten Schüssen.

Oberfeuerwerker Rauch hält die Malborghetter Batterie allein mit seinen Kanonieren und Artillerie-Handlangern, ohne Infanterie. Jede Minute Aufenthalt bedeutet Verlängerung des eigenen Lebens. Deshalb greift Rauch nun zu dem letzten Mittel: mit Granaten setzt er das Dorf

Malborghetto, das des Feindes Vorräthe birgt, in Brand. Die Cavallerie, Artillerie und ein Theil der französischen Infanterie eilt zurück zum Löschen, aber es bleiben noch genug vor der Batterie; sie wird erstürmt.

Mit mehr als dreißig Bajonnettstichen durchbohrt, sinkt Hauptmann Kupka dort zu Boden, und nun fallen auch die Blockhäuser in des Feindes Hände. Alles ist zu Ende. Hauptmann Buchetich, Lieutenant Moser, Fähnrich Sorbich und 75 Mann von den Oguliner-Grenzern liegen todt in den Trümmern des Forts; Hauptmann Cäsar, die Oberlieutenante Szale und Sulletich, dann Fähnrich Janšich von den Ogulinern, Mineur-Oberlieutenant Rehm, Oberarzt Boch und der Rest der Mannschaft fallen in die Hände der Sieger — nur wenige sind im Gewühle des Verzweiflungskampfes entronnen, um die Kunde der Katastrophe in die Monarchie zu tragen.

Ein strenges Strafgericht sollte gehalten werden über die Gefangenen, die Reste jener verwegenen Schar, deren „verbrecherischer" Heldenmuth einer Armee Trotz geboten und mehr Verluste beigebracht hatte als eine blutige Schlacht. Die schwerste Strafe war dem Führer der sichertreffenden Artillerie, Oberfeuerwerker Rauch, zugedacht. Der französische General ließ sich den tapferen Bombardier vorführen und fuhr ihn heftig an: „Verbrechen war diese Vertheidigung, zwecklos und frevelnd dieses Blutvergießen; 1300 Mann allein kostete uns der Sturm des heutigen Tages. Ihr Tod fordert schwere Rache; schon haben zwei österreichische Commandanten ihren Lohn, den Tod: — der dritte wird ihn jetzt erhalten, und kein Gefangener schmeichle sich mit der Hoffnung auf Schonung!" Drei Scharfschützen traten vor und legten ihre Stutzen gegen Rauch an. Da sprengt ein Adjutant herbei, gebietet Einhalt und fordert den Gefangenen zur Audienz vor den Chef der Armee, den Vicekönig von Italien, Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnais. Heftig ruft der Prinz, als Rauch die Stärke der Besatzung angab.

„Wie konnte eine so kleine Schar den Kampf gegen ein ganzes Heer wagen?"

„Der brave Soldat," erwiderte Rauch, „denkt nur an seine Pflicht, aber nicht an Ergebung!"

Diese Antwort rührt den französischen Kriegshelden, und gnädig schenkt er dem Tapferen das Leben. „Gerade dieser," murrt ein General der Suite, „der Commandant ihres tödlichen Geschützes hat am wenigsten Pardon verdient!" Aber unbeirrt, ja ermuthigt durch diesen Einwurf, das Lob seiner Bravour, erbittet Rauch nun auch Gnade für seine Brüder.

Und gerührt gewährt sie der Vicekönig: „Behandelt die Leute so, wie es unglückliche, aber brave Krieger verdienen!“ war sein mildes Urtheil. Er ehrte im Feinde den todesmuthigen Helden.

Der Fall des Predil.

Schon war Malborghetto im Heldenkampf gefallen, und noch immer tobte das Gefecht um das Fort auf dem Predil. Noch schwächer als erstere Feste war dieses Blockhaus. Zehn Geschütze von zweifelhafter Güte bewehrten das Blockhaus, 2 Dreipfünder das unvollendete Vorwerk; 10 Kanoniere und 25 Mann vom Artillerie-Handlanger-Corps bildeten die Bedienungsmannschaft; eine combinierte Compagnie vom Szluiner Grenz-Infanterie-Regiment, 220 Mann stark, rückte am 14. Mai im Predil-Fort als Besatzung ein, alles Truppen von der erschöpften Nachhut, denen Ruhe, nicht die außerordentliche Anstrengung eines bedeutungsvollen Vertheidigungskampfes gebürte! Aber hier wie auf Malborghetto auch derselbe Heldengeist, dieselbe Todesverachtung und Pflichttreue bis zum sicheren Tode!

Noch am 15. Mai verlangte eine weichende, vom Feinde hart bedrängte Abtheilung, eine Szluiner Compagnie unter Hauptmann Jankovié, am Blockhausthore Einlafs. Schweren Herzens wies Hauptmann Hermann, der würdige Corps-Kamerad Hensels, das Begehren der bedrohten Brüder ab. Nur für eine Compagnie war das Fort auf einen Monat verproviantiert, und mehr als eine Compagnie fand nicht Raum bei der Vertheidigung. Deshalb erlaubte er nur, dafs Jankovié mit wenigen Soldaten im Blockhause aufgenommen wurde: der Rest mufste sich durchschlagen, so gut es gieng.

Und zu längerem Verhandeln bei geöffneten Thoren war wahrhaftig nicht mehr Zeit. Schon machten die Tirailleurs der Franzosen die nächste Umgebung des Blockhauses unsicher und spähten emsig nach den besten Zugängen zu der unbequemen Veste aus. Drei Compagnien Strassoldo-Infanterie, welche die Verbindung des Forts mit der abziehenden Armee zu unterhalten hatten, wurden von der Übermacht des Feindes umgangen und zurückgeworfen. Damit war auch das Blockhaus auf dem Predil umgangen, abgeschnitten und im Rücken bedroht.

Rascher als auf Malborghetto zog sich der Feindesgürtel um die preisgegebene Feste; als der 16. Mai anbrach, umdrängte sie der Feind von allen Seiten, aber trotz der gewaltigen Macht, über welche die Franzosen in der Stärke einer vollen Armee-Division verfügten, vermochten

sie dem Blockhause nicht nahezukommen. Die kroatischen Scharfschützen außerhalb der Schanzen brannten jeden Feind, der in Schussweite kam, nieder und hinderten das Abprotzen des feindlichen Geschützes. Als um 3 Uhr nachmittags ein Parlamentär die Capitulation forderte, antwortete Hermann wie sein tapferer Kamerad Hensel kurz ablehnend, und bis in die späte Nacht tobte wirkungslos das Feuer um das Fort.

Am 17. Mai rückten die Franzosen unserer Heldenschar noch ungestümer an den Leib. Die Szluiner Scharfschützen vermochten sich auf ihren exponierten Posten nicht mehr zu halten; die feindlichen Kanonen fuhren auf Schussweite auf und machten mehrere von der spärlichen Bedienungsmannschaft unserer schwachen Geschütze kampfunfähig. Aber niemand verzweifelte. Grenzer und Kanoniere waren einig in dem Entschlusse auszuharren bis zum letzten Mann, bis zur letzten Kugel. Feierlich gelobten sie das einander und dem jugendlichen Helden, der — ein leuchtendes Beispiel an Kaltblütigkeit und Mannesmuth — an ihrer Spitze stand. Sein Wort tönte begeisternd an jedes Ohr und befeuerte die Stimmung der dem sicheren Untergange geweihten Schar. Der Parlamentär, welcher am zweiten Tage abermals seine Frage that, hörte nur ein zweites, entschiedenes Nein! Die Kanonen des Forts ergänzten diese Antwort.

Und nach einer stürmisch bewegten Nacht, nach einer neuen grimmigen Kanonade, welche manche Lücke in die Mauer riss, trat der dritte Parlamentär vor den Commandanten des Forts auf dem Predil. Mit einer Hiobspost suchte er den unerschütterlichen Hermann zu erschüttern. „Malborghetto ist genommen," verkündete er triumphierend, „gefallen oder gefangen seine Vertheidiger, wehe euch, wenn ihr nun nicht Ergebung dem gewissen Tode vorzieht. Entsatz ist ausgeschlossen: schon stehen die Franzosen vor Tarvis und greifen die österreichische Position mit siegesfroher Übermacht an." Ein Officier jener Oguliner-Compagnie, welche in Malborghetto heldenmüthig, aber unglücklich gefochten hatte,*) war zur Begleitung des Parlamentärs gezwungen worden: er musste den Szluiner Kameraden vom Predil die Wahrheit seiner Worte in kroatischer Sprache bestätigen. Aber vergebens war diese dringende Aufforderung. Hermann wankte nicht. Gerade der Tod seines Freundes Hensel und der Untergang des von ihm vertheidigten Forts bekräftigten ihn in seinem heroischen Entschlusse auszuharren um jeden Preis.

*) Das Oguliner und Szluiner Grenz-Infanterie-Regiment, ruhmreiche Truppenkörper unseres Heeres, sind nach Aufhebung der Militärgrenze in dem Otocaner Infanterie-Regiment Graf Jellacic Nr. 79 aufgegangen.

Dem Beispiele des älteren Commandanten wollte er folgen, das Vordringen des Feindes gegen Tarvis hemmen, indem er die Division Serras solange als möglich an diesem Punkte festhalte. Ruhig und ernst erwiderte er deshalb dem Parlamentär:

„Mir ist die Vertheidigung dieses Blockhauses bis aufs äußerste aufgetragen. Ich kenne meine Pflicht und die Ehre meines Berufs; ihr lebe ich und freudig sterbe ich den Tod fürs Vaterland. Sagen Sie Ihrem General, dass ich den mir anvertrauten Posten auf keinen Fall und unter keiner Bedingung übergeben, sondern bis auf den letzten Mann vertheidigen werde.“

Diese Erklärung gab Hermann dem Parlamentär auch schriftlich, und ebenso männlich und entschieden erwiderten die Kroaten des Szluiner Regiments dem Officier der Oguliner, welcher nur zaghaft und widerwillig den ihm aufgedrungenen Befehl vollzogen hatte. Und abermals tobte der Feuerkampf, abermals rannten die Franzosen todesmuthig aber fruchtlos gegen die Feste. Um 2 Uhr nachmittags erschien ein vierter Parlamentär; zum letztenmale forderte er Ergebung, kündete er Gnade. „Es bleibt bei meiner schriftlichen Erklärung,“ war die lakonische Antwort.

Der französische Commandant schäumt vor Wuth. Seine ganze Macht muss nun vorgehen gegen das Holzhaus, das sich den Seinigen entgegenstemmt. Alle Geschütze öffnen ihre ehernen Mäuler. Auf den das Blockhaus beherrschenden Felsenhöhen, in den angrenzenden Waldungen und Schluchten, welche die Kanonen des Forts nicht erreichen können, formieren sich die Sturm-Colonnen. Als Reserve stehen die Grenadier-Bataillone, die Elite der Division, bereit. Tirailleure schwärmen den Colonnen voraus, dann stürzen 6000 Mann, die Sappeure mit dem Beile voraus, gegen die Schanze. Furchtbar wüthet das Kartätschen- und Musketenfeuer in ihren Reihen, aber sie sind dreißig gegen einen; immer Neue füllen die Lücken. Schon sind die ersten an den Pallisaden, die Äxte der Sappeure fällen sie; Mann gegen Mann streitet nun an der Brustwehr. Der Graben füllt sich mit Leichen, und rastlos feuern die braven Grenzer aus dem Blockhause, wo Hauptmann Hermann unerschrocken den Verzweiflungskampf leitet. Ein Commando auf französischer Seite, und Feuerbrände schleudern die Feinde auf die hölzerne Feste. Das Feuer zündet, der Wind treibt die Flammen weiter, dichter Rauch erfüllt den Raum und verwehrt den heldenmüthigen Soldaten das Athmen.

Die Katastrophe naht. Man darf nicht mehr hoffen; den letzten Schlag gilt es vor dem Ende. Da führt Hauptmann Hermann, den

Degen in der Faust, mit begeisterndem Worte seine Getreuen aus dem brennenden Blockhause, um — wenn möglich — den Feindesgürtel zu durchbrechen und die nahen Berge zu gewinnen. Er blutet aus mehreren Wunden, aber seine Hand ist noch stark genug, den Degen zu führen und niederzustrecken, wer immer sich ihm in den Weg stellt. Von allen Seiten erheben sich gegen ihn die Bajonnette; erschöpft von Blutverlust, durchbohrt von den feindlichen Waffen, fällt er im Angesicht seiner brennenden Feste. Und seinem Beispiele folgen die Helden, denen er geboten; mit der Waffe in der Hand fallen sie, überwältigt von vielfacher Übermacht oder versengt von den Flammen. Nur wenige entrinnen wie durch ein Wunder dem Blutbade, Hauptmann Jankovič fällt schwer verwundet in Gefangenschaft, Feldwebel Golleck und einige Mann zieht man am Abend verwundet unter einem Berge von Leichen hervor. Sie sollten gefangen nach Klagenfurt geführt werden, entkamen aber der Escorte und kündeten im Vaterlande das Schicksal der Heldenschar, welche sich hier aufgeopfert hatte für Kaiser und Vaterland.

Wenige Thaten, groß und erhaben wie diese, verzeichnet die Geschichte: dem Heldenkampfe des Leonidas und seiner Spartaner in den Thermopylen sind sie gleichzuhalten, diese Kämpfe der Helden Hensel und Hermann in den Thermopylen der Karnischen Alpen. Eine Armee haben sie aufgehalten mit einer Handvoll tapferer Soldaten: dem Tode haben sie sich geweiht, mit klarem Blick und frohem Herzen! Die Straßen waren nun frei dem Feinde, aber über Berge von Leichen klommen die Soldaten seiner erschütterten Divisionen.

* * *

Mit unvergänglicher Dankbarkeit erinnert man sich in Österreich jener Helden. Ein Denkmal kündet auf dem Schauplatze ihrer Kämpfe der Nachwelt ihre Thaten. Die Genie-Waffe hat durch die Stiftung zweier Freiplätze für Söhne von Genie-Officieren in der Genie-Akademie (Genie-Abtheilung der technischen Militär-Akademie) — die „Hermann-Hensel-Stiftung“ — das Andenken an zwei ihrer größten Corpsgenossen lebendig erhalten.

Der Schwester Hermanns folgte Kaiser Franz eine Pension aus, und sein erlauchter kaiserlicher Bruder Ferdinand I. verdoppelte im September 1843 diese Ehrengabe an die alte Dame. Die Namen Hensel und Hermann bleiben theuer für alle Zeiten dem österreichischen Volke: sie mahnen unsere Jugend zur Nachfolge in der begeisterten Hingebung an ihre Soldatenpflicht, zur todesmuthigen Treue für den Fürsten und das Vaterland!



Der Sensenschmied von Volders.

(1797.)

Das war ein Tag der heißen Mahd,
Das war ein Tag der Heldenthat
Und blutigsten Geringes,
Die Bauern hielten Schnittertag
Und holten sich den Ritterschlag
Am Ehrentag von Spinges!

Wer steht dort in der Feinde Ring
Und achtet Kugeln so gering
Wie Beeren des Wacholders?
Die Wälschen packt ein heller Graus,
So riesig sieht, so rußig aus
Der Sensenschmied von Volders!

Das ist ein Mann, der mähen kann!
Er mäht so wie der Sensenmann,
Umhüllt vom Pulverqualme,
Im Schimmer seines Sensenblinks,
Franzosen rechts, Franzosen links,
Sie sinken wie die Halme!

Gewaltig stürmt der Feind herein,
Es wanken schon der Bauern Reihn,
Da stürzt sich in die Masse,
Dem Eber gleich, der Sensenschmied
Und bricht, wie weiland Winkelried,
Mit seinem Leib die Gasse!

Der ganze Boden färbt sich roth,
Der Schmied schlug ihrer Fünfzehn todt.
Die andern müssen weichen,
Und endlich er zusammenknickt,
Mit Bajonnetten wie gespickt,
Auf einem Wall von Leichen!

Und sterbend sieht der wack're Held
Die Seinen auf dem Siegesfeld
In hellem Jubel tanzen,
Nun schließt er gern die Augen ganz —
Tirol gehört dem Kaiser Franz
Und nimmermehr den Franzen!

Albrecht Graf Wickenburg.





Des Sandwirts Heimkehr.

Es war ein fremder Garten,
Drin sie den Sandwirt scharrten,
Kein Landsmann rief: „Lebwohl!"
Kein Denkstein sollt ihm werden
Und keine Handvoll Erden
Aus seinem Land Tirol.

Da kamen ihrer Viere,
Tiroler Officiere,
Die packte heller Zorn,
Sie riefen: „Schmach und Schande!
Soll unser Wirt vom Sande
In wälschem Sand verdorrn?"

Kurz machen's die Soldaten:
Sie wühlen nachts mit Spaten
Den Heldenleib empor,
Und eh beim Morgenwehen
Die wälschen Hähne krähen,
Sind sie aus Mantuas Thor.

Den Hofer weich in Linnen,
Als läg' ein Heil'ger drinnen,
So geht's in Procession,
Nur klingt statt der Gebete
Zum Himmel die Trompete
Vom Jäger-Bataillon.

Und als die wackern Männer
Wohl drüben überm Brenner
Beim Isel halt gemacht,
Die Jägerstutzen knallten,
Dass rings die Berge hallten,
Wie's anno neun gekracht.

Durch Innsbruck mit Frohlocken
Beim Läuten aller Glocken
Gieng's bald mit strammem Schritt,
Und, wie zum Hochwillkommen
Im Abendroth erglommen
Der Solstein und Frau Hitt.

Dem Kaiser thät man klagen:
Solch Handeln ohne Fragen
Verletz' die Disciplin —
Der sagt: „War's eigenmächtig,
So ist die That doch prächtig,
Drum sei's auch gern verziehn!"

Den Hofer ließ er betten
An hochgeweihter Stätten,
Zu Innsbruck in der Stadt,
Dort, wo im goldnen Gitter
Sein Ahn, der letzte Ritter,
Sein stolzes Denkmal hat.

Ihr Recken alter Zeiten,
Dem Kaiser Max zur Seiten,
Grüßt mit der Eisenhand!
Er focht so kühn wie einer,
Er starb so groß wie keiner,
Der treue Wirt vom Sand!

Albrecht Graf Wickenburg.



Leipzig.

> Wie hießen, die zogen ins Todesfeld
> Und ließen fliegende Banner aus?
> Die Völker kamen der ganzen Welt
> Und zogen gegen Franzosen aus;
> Die Russen, die Schweden, die tapferen Preußen
> Und die nach dem glorreichen Öst'reich heißen,
> Die zogen alle aus.
> — — — — — — — — — — — — —
>
> E. M. Arndt.

Auch „wir" sind dabei gewesen; auch „unser" muss man, wenn von der großen Völkerschlacht gesprochen wird, gedenken, jener Krieger, welche Kaiser Franz dem großen europäischen Kampfe gewidmet hatte, um die übermächtigen Heere seines Schwiegersohnes zu überwinden. Und doch vergisst gerade uns die Weltgeschichte so oft, wenn sie von den großen Tagen und Thaten der Befreiungskriege erzählt! Wie sehr vergisst sie dann, dass nur das politische und militärische Eingreifen des damaligen Österreich die Entscheidung gebracht, den gewaltigen Völkerbund festgeschlossen, den Armeen den festen Kitt und einen allen Parteien angenehmen, von allen anerkannten Oberfeldherrn gegeben hat.

In den Tagen vor der Entscheidung, da dachte man unseres Staates, da wusste man, dass keine Entscheidung möglich sei ohne das starke Schwert Habsburgs, das bei Aspern zum erstenmale den Nieüberwundenen niedergeworfen hatte. Sprach es doch Knesebeck offen aus, dass Preußen selbst unbedingtes Vertrauen nur auf Österreich habe, „denn nur durch

Österreich könne Preußens Macht wiederhergestellt werden". Und in der That, kein Staat hat ausdauernder und energischer, mit stärkeren Kräften die Sache Europas vertreten als die Habsburgische Monarchie. Auch der Kriegsplan, nach welchem 1813 die Heeresmassen der Verbündeten vorgiengen, ist unbestreitbares Eigenthum unserer Armee; der vom FML. Grafen Radetzky vorgelegte „Entwurf eines Operationsplanes für die alliierten Armeen" ist die Grundlage der ganzen Operationen geblieben.

Wenn im ganzen, und zwar nach den günstigsten Berechnungen, 240.000 (vielleicht nur 180.000) Mann Russen, Preußen und Schweden im Felde standen, so waren sie der französischen Gesammtmacht von 421.957 Mann entschieden unterlegen; erst die 220.000 Österreicher, welche im Jahre 1813 allenthalben, im Norden und im italienischen Süden, schlagfertig bereitstanden, dann die durch Österreichs Diplomatie gewonnenen Bayern wandten das Stärkeverhältnis zum Vortheile der Allianz.

Karl Fürst zu Schwarzenberg selbst, der gemeinsame Oberfeldherr der Verbündeten, der dem Schicksale der Verkleinerung seines Verdienstes ebensowenig entgangen ist wie das Gesammtheer Österreichs, hatte keinen größeren Schätzer als Napoleon selbst. Am 15. April 1771 zu Wien geboren, stand er 1813 im 42. Lebensjahre und hatte schon in den ersten Franzosenkriegen den Ruhm eines tapferen und tüchtigen Reiterführers erworben. Am 26. April 1794 errang er bei Landrecies durch seine schneidige Attaque an der Spitze der im heftigsten Kartätschenfeuer unaufhaltsam heranbrausenden Zeschwitz-Kürassiere den Sieg und sich das Theresien-Kreuz, gespendet durch des Kaisers eigene Hand. 1805, an dem Unglückstage von Ulm, rettete er, immer den blanken Säbel in der Faust, gemeinsam mit Erzherzog Ferdinand, das Häuflein von 1800 Reitern bis Eger. Bei Austerlitz setzte er sein Leben daran, um seines Kaisers Aufträge in das Hauptquartier Erzherzog Karls, des Siegers von Caldiero, zu bringen. In einem schwanken Kahne wagte er die Übersetzung der mit Eis hochgehenden Donau. Die Schiffer wollten für nichts einstehen an diesem Tage. „Mein Leben gilt mir nicht höher als mein Auftrag; ich setz' es willig daran," rief der General. „Dann vorwärts, in Gottes Namen," antwortete der Steuermann, „wenn Sie Ihr Leben wagen, was liegt an unserem!" Das Commandeur-Kreuz des Theresien-Ordens lohnte diese That.

Mit Klugheit wirkte Schwarzenberg als Botschafter in Paris; 1812 führte er mit Vorsicht und Weisheit die Hilfstruppen, welche Österreich Napoleon nach Russland senden musste. So war er 1813 der berufenste

Feldherr der verbündeten Heere Russlands, Preußens, Schwedens und Österreichs; er verstand es, sich geachtet von allen zu machen und alle Meinungsverschiedenheiten auszugleichen. Viel schwieriger war sein Feldherrnamt als das Napoleons; dieser war alleiniger Herr seiner Armee, Schwarzenberg war abhängig von mancherlei anderen Einflüssen, und dennoch verstand er es, den großen Corsen zu besiegen.

In den Tagen von Leipzig stand der kaiserliche Feldherr in der Vollkraft seines Wesens. „Von Gestalt groß, in seinem Mannesalter beleibt, doch gewandt und schnell in seinen Bewegungen“; — so wird er geschildert — „seine Haltung zeigte von Würde und Reinheit. Das schwarze Auge strahlte von Geist und Kraft und unnennbarer Milde, die auch über alle Theile seines Gesichtes ausgegossen war und am meisten am Munde sich wiederfand. Stolz und Demuth vermählten sich in seinen Zügen und breiteten hohen Adel darüber aus . . .“ Wie ergreifend wirken die Worte, welche er am 15. October 1813, am Vorabende des Schlachttages vom 16., an seine geliebte Gattin richtet:

„.... Morgen bricht ein wichtiger Tag an,“ schreibt er am 15. an seine geliebte Gemahlin, „die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürchterliche Schlacht erleben. Wenn der Herr uns seinen Arm leihen wollte, nur ihm gebürt die Züchtigung! Gern will ich auf alles Verzicht leisten, das weiß mein Gott, aber ein Unglück in diesem Moment wäre schrecklich. Die Schlacht muss mehrere Tage dauern; denn die Lage ist einzig und die Entscheidung von unendlichen Folgen.... Wenn ich bedenke, dass mir gegenüber der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten, ein wahrer Schlachtenkaiser steht, dann, meine liebe Nanni, ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach und müssten unterliegen unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, dass der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat....“

Österreichs Krieger sehen wir in allen Schlachttagen vom 14. bis 19. October 1813 unter den Tapfersten, und wiederholt bringen sie die Entscheidung. In dem am 18. October 285.662 Mann starken Gesammtheere der Verbündeten waren die Truppen Österreichs mit etwa 93.000 Mann vertreten — das bedeutet etwa ein Drittheil der Gesammtmacht, und das sollte sich übersehen lassen? Oder wären diese 93.000 Mann thatenlos gewesen? Auch das verneint jede wahrheitsgetreue Darstellung der Schlacht; wir wollen sie nur in flüchtiger Skizze versuchen.

Schon am 14. October bringt das österreichische Corps Klenau die erste Entscheidung im Kampfe bei Liebertwolkwitz. Fünf unserer Schwadronen und unsere Artillerie brechen die Reitermassen des „Königs“ Murat — Erzherzog Karl-Infanterie unter Oberst Graf Salis nimmt

mit Bajonnett und Kolben den Ort selbst und hält ihn bis zur dunkelnden Nacht. Der 15. October ist ein kritischer Tag; nützt ihn Napoleon aus, so kann er Schwarzenberg, der seine Vereinigung mit Blücher noch nicht vollzogen hat, tödlich treffen. Nachdenklich blickt Schwarzenberg auf die zahllosen Wachtfeuer ringsum.

Alle Völker Europas scheinen versammelt auf den Feldern von Leipzig. In diesem Lager sieht man das vielgestaltige Österreich: neben dem braunen Grenzer den flotten Wiener, neben dem Tiroler Jäger den ungarischen Grenadier, die blauen und grünen Husaren neben den herrlichen weißen Kürassieren des ehernen Nostitz; von der Pike des kaiserlichen Uhlanen winkt das schwarz-gelbe Fähnlein — dort drüben hat Poniatowski andere Söhne Polens unter die Adler Napoleons geführt. Und vereint mit dem pommerschen Grenadier, dem märkischen Dragoner, dem opfermuthigen Landwehrmann Preußens lagern Russlands Garden und Kosaken, die Chevaliers der Zaren-Garde neben Kalmüken und Baschkieren. Schwedens kleines Heer führt ein gewesener Marschall Napoleons (Bernadotte) zum Kampfe gegen den einstigen Gebieter — in des großen Corsen Lager aber sind neben Frankreichs Heeresmassen die gezwungenen Krieger Sachsens, Westphalen, Schwaben und Hessen, Spanier und Portugiesen, Schweizer, Italiener und Holländer zum letztenmal unter den Bannern des Eroberers zum Kampfe gegen Europas Befreier vereint ....

Schon der 16. October sieht es in gewaltigen Wogen aufbrausen, dieses Meer von Waffen; der brüllende Donner von tausend Kanonen erschüttert meilenweit die Erde, als wäre die Stunde ihres Unterganges gekommen. Ein Cyklus von Schlachten ist's, und fast überall greifen Habsburgs Krieger energisch ein. Bei Lindenau werfen sich FZM. Graf Gyulai und FML. Fürst Moriz Liechtenstein auf die Franzosen, um sie gegen Leipzig zu drücken. Das Corps Bertrand tritt ihnen mächtig entgegen, stundenlang kämpft man um die Orte Lindenau, Plagwitz und Klein-Zschocher; Ströme von Blut fließen um ihren unscheinbaren Besitz. Die 2er und 7er Jäger, dann Mariássy-Infanterie (heute Josef Nr. 37) bedecken sich mit Ruhm; aber 2000 Mann kostet dieser einzige Kampf Schwarzenbergs Heere. An demselben Tage sucht der tapfere und geistreiche General Graf Merveldt bei Konnewitz den Pleiße-Übergang zu forcieren; der französische Marschall Poniatowski (einst der Liebling Josefs II., gewesener österreichischer Uhlanen-Officier), ist sein Gegner; Polen gegen Polen. Das 24. Regiment (damals Strauch, jetzt Rheinländer) scheint allgegenwärtig. Übermenschliches leistet es an diesem Tage. „Ich nehme vor jedem Soldaten von Strauch-Infanterie den Hut ab," ruft

bewundernd FML. Fürst Alois Liechtenstein, als er die Reihen dieser Tapferen abreitet. Einer Compagnie der 24er ist General Graf Merveldt selbst weit vorangeeilt — er wird überwältigt, gefangen, nach 24 Stunden aber entläſst ihn Napoleon auf Ehrenwort. Er soll des Kaisers letztes Angebot dem erlauchten Schwiegervater (Kaiser Franz) überbringen. Der Kaiser empfängt den gezwungenen Unterhändler in Anwesenheit seiner Verbündeten; er kennt keinen Sondervortheil, er ist eines Sinnes mit seinen Bundesgenossen und verzichtet darauf, Napoleon zu erwidern.

* * *

Wieder ein anderes Bild: der Riesenkampf um Wachau: Russen und Preußen in der Majorität, die Österreicher unter Klenau bilden die auf Liebertwolkwitz losgehende vierte Angriffs-Colonne. Napoleon selbst commandiert drüben und setzt seine Hauptmassen für den Erfolg ein. Furchtbar tobt der Schlachtendonner, unruhig schreitet der Franzosen-Kaiser auf dem Galgenberge auf und ab. „Vive l'empereur!“ grüßen ihn seine Garden, aber lautlose Stille empfängt ihn bei den sächsischen Bataillonen. Sehen diese Sachsen seinen Stern erbleichen? 300 seiner Kanonen schleudern Tod und Verderben gegen die Alliierten — immer und immer wieder stürmen die blutenden Bataillone, einmal von dieser, dann von des Feindes Seite auf Wachau, auf den Kolmberg; jenes wollen die Russen, diesen will Klenau mit unseren Bataillonen gewinnen oder behaupten.

Da — um 2 Uhr nachmittags — erdröhnt der Boden unter den Hufschlägen von 12.000 Rossen. Die besten Reiter Napoleons führt König Joachim Murat heran — alles fegen sie hinweg, russische Batterien, Bataillone und Schwadronen. Bald sind sie dem Hauptquartier, den Monarchen nahe. Allen bangt; nur Schwarzenberg bleibt ruhig. „Wenn sie da sein werden, sind sie athemlos,“ sagt er beruhigend, den brausenden Anritt beobachtend. Die Monarchen bittet er, sich zu bergen, dann zieht er selbst den Degen, und das prunkvolle Leibgarde-Regiment der Kosaken führt er in wuchtigem Angriff gegen die heranbrausenden französischen Reitergeschwader; bald sind deren erste Reihen durchbrochen, neugesammelte russische und preußische Schwadronen fallen den ermattenden Franzosen in die Flanken und treiben sie zurück. So hat der Feldherr selbst in einer Schlachtenkrisis durch seinen raschen und heldenmüthigen Entschluſs das drohende Unheil gebannt.

* * *

Noch ehe die Reiterschlacht Murats im Gange ist, droht auch auf einem anderen Punkte des Riesenkampffeldes eine Katastrophe. Aus Mark-Kleeberg sind die Russen und Preußen delogiert; ihre Regimenter ballen sich in Gröbern zusammen, jubelnd nahen die französischen Sieger. Da schmettern österreichische Trompeten, und abermals brausen Reiter heran: diesmal jedoch sind es Weißröcke, über der Brust den schwarzen Harnisch, den schon die Pappenheimer bei Lützen getragen. Das ist FML. Graf Nostitz und die Eisenreiter Österreichs. Sie waren — das Schicksal der Kürassiere! — Reserve-Cavallerie; traten sie auf den Plan, dann galt es einen entscheidenden, rettenden Stoß. Wie schlugen da unter dem schwarzen Eisen die tapferen Herzen, wie sehnten sie sich dem Siege entgegen! Da kommt es, das erlösende Wort: Reserve-Cavallerie vor, auf nach Gröbern!

Schwere Cavallerie — und wie rasch weiß sie zu reiten, wenn die Kanonen brüllen und der Feldherr ruft! Sie müssen zurechtkommen, sonst ist Mark-Kleeberg, ist Gröbern endgiltig verloren. Zwei Escadronen Albert (heute Sachsen Nr. 3, Wiener Kinder) sind voran; nun bahnen sie sich mühsam den Weg durch das Defilé von Gröbern — ein Schwall von Flüchtlingen, Blau- und Grünröcke, flutet ihnen entgegen. Sie stemmen sich wider das flüchtige Fußvolk; kaum aber kommen sie vorwärts: die Flut kann sie zurückreißen. Da hebt Johann Nepomuk Graf Nostitz, der Führer dieser Helden-Regimenter, den Säbel und setzt sich an die Spitze der nächsten Schwadronen. Die Kartätschen reißen breite Lücken, die Musketen der Grenadiere und Voltigeure Frankreichs grüßen mit mörderischem Salvenfeuer; thut nichts, vorwärts, Kürassiere!

Nun stocken die französischen Colonnen: wenige Minuten nur, aber sie genügen, der ganzen Kürassier-Division Raum zu bieten zur Entfaltung. Ein großartiger Anblick! Unübersehbar sind die Scharen des Feindes vor ihnen: alte und junge Garde, polnische Lanzenreiter und französische Dragoner und 150 Geschütze Drouots! Sie öffnen die Mäuler, als wollten sie unsere Eisenreiter verschlingen. Aber sie sind schwer zu verdauen diese Kürassiere Österreichs! Man verschlingt und erdrückt sie nicht ....

Vorwärts, drauf und dran! Die Trompeter blasen, die Pallasche winken; das verstehen brave Reitersleute. Albert-Kürassiere auf die Front, geradeaus, Lothringen Nr. 7 unter einem herrlichen Helden, Ferdinand v. Hessen-Homburg, in die Flanke — das sind die ersten am Feinde. Und es wird ein wuchtiger Stoß. Wie zersplittern da die Piken der französischen Lanciers unter den Hieben der kaiserlichen Eisen-

hauer, wie zerstäuben des Feindes Dragoner unter dem Anpralle der schwarz gepanzerten Reiter! Die Front ist frei, aber nicht die Bahn. Da starren sie drohend den Kürassieren entgegen, die Vierecke der jungen Garde: Wälder von Bajonnetten, aus denen es krachend hervorbricht, Salve und Salve. Thut nichts! Auf die Quarrés zeigt der blitzende Säbel Nostitz', und in die Vierecke brechen sie ein wie das Ungewitter, die österreichischen Kürassiere, dass die Massen zerschellen und zersplittern — bedeckt ist die Ebene mit den Fliehenden der gebrochenen jungen Garde.

Dürfen sie nun rasten, die Eisenfresser, haben sie genug an der sieggekrönten Arbeit? Noch nicht: ungeduldig stampfen wieder die Rosse, sie wittern neue Gegner. Da nahen sie schon: ein würdiger Feind — die „Unsterblichen" sind's, die Grenadiere der alten Garde.

Ernst und geschlossen rücken sie vor, übermächtige Bataillone, und stauen die ersten Reitermassen zurück, geben den fliehenden Kameraden neuen Muth und neue Hoffnung. „Albert" und „Lothringen" haben des Guten genug gethan: vorwärts nun, ihr Schwarzen von Nr. 2 (Erzherzog Franz), und ihr Grünen vom Kronprinz-Regiment (Ferdinand Nr. 4), drauf und dran auf die Unsterblichen und lasst sie österreichische Hiebe spüren!

Und wieder braust es wie Ungewitter, hinein brechen die Reitermassen in die rasch geschlossenen Vierecke der „Alten" — auch sie zerstäuben und eilen aufgelöst zurück über die weite Fläche. Wohl sendet der Feldherr Frankreichs eine Reiter-Colonne links von Mark-Kleeberg vor; aber auch sie findet vor sich die alt-kaiserlichen Kürassiere. Die Schwadronen von Sommariva Nr. 5 werfen sich ihnen entgegen und hemmen den Anritt mit wuchtigem Stoße. Nun grollen und toben die feindlichen Kanonen über die Fläche herüber: sie wollen den Eisenreitern die Freude stören. Umsonst! Wozu wären sie auch von Eisen? Sie harren aus, hart und treu, dort, wohin sie ihr Siegeslauf getragen, bis sich die Weißröcke zu Fuß in der Ferne zeigen, die Division Bianchi heranzieht zur Sicherung des Errungenen ....

Das waren die Kürassiere Österreichs bei Leipzig. Kann es bessere geben? Auf dem Felde des Ruhmes wird Nostitz Commandeur, Hessen-Homburg Ritter des Theresien-Ordens, Oberst Graf Auersperg, der Führer von „Sommariva", General-Major — der Zar aber spendet den Annen-Orden erster Classe dem Helden Nostitz. Alte, schlachtenerprobte Reiterführer beugten ihr Haupt vor diesen Geharnischten und priesen sie als „die ersten Reiter der Welt".

* * *

Und wir wären trotzdem nicht dabei gewesen bei Leipzig, wir Österreicher? Oder bedeutet auch er nichts, jener Kampf von Auenhayn, auch einer der Kämpfe am Schlachttage vom 16. October? Feldmarschall-Lieutenant Freiherr v. Bianchi hat seine Division gegen Mark-Kleeberg herangeführt, Hohenzollern-Kürassiere Nr. 8, die alten, privilegienbedeckten „Dampierres", bahnen den Weg. Hessen-Homburg-Infanterie Nr. 19 (heute Franz Ferdinand) säubert die Gegend rechts und erbeutet sechs gute Kanonen; mit Hiller Nr. 2, Hieronymus Colloredo Nr. 33 und einem Bataillon Esterházy packt Bianchi selbst die Franzosen vor Mark-Kleeberg, jagt sie aus den Wäldern und treibt sie bis Dölitz, wo er den verwaisten Truppen Merveldts die Hand reicht: drei Kanonen sind der Gewinn seines Siegeslaufes.

Napoleon sieht und erkennt den Ernst der Lage. Das sind wieder die Österreicher von Aspern; lässt er sie weiterkommen, so ist sein rechter Flügel bedroht, vergeblich sein Fortschritt im Centrum. Rasch Verstärkungen also dorthin, sonst geht der Tag verloren! Da ballen sich aber schon die Colonnen Schwarzenbergs zusammen zum Sturm auf die Schäferei Auenhayn in der Lücke zwischen der Division Bianchi und dem Centrum der Alliierten: diesen Punkt muss man haben. Russen und Finnländer, Preußen und Weißröcke ziehen heran: das Dorf Gossa nehmen jene, auf Auenhayn wirft sich Oberst Dressery mit einem Bataillon Simbschen Nr. 48.

Ein wüthender Ansturm — vergebens, die braven Ungarn weichen. Doch da wirbeln die Trommeln und hurrah! jauchzen die Infanteristen. Die Bärenmützen sind da, die Grenadiere Weißenwolfs, das Elitecorps unseres Heeres. Wohl wüthen die Kartätschen des Feindes unter den mühsam durch Barricaden und Büsche vorwärtsstrebenden Grenadieren; aber sie kennen das. Hauptmann Steiner von Erbach Nr. 42 voran, so geht es durch Gröbern, immer höher — Haus um Haus wird genommen, eine russische Fahne den Franzosen entrissen, und nun haben sie Auenhayn — zurück müssen die Franzosen auf die Höhen von Wachau. Wittgenstein ist ebenso glücklich mit seinen Russen . . . Alles steht gut vor Leipzig: hat doch Blücher, der alte Held, am Abend Marmont niedergerungen, er steht in unheimlicher Nähe von Leipzig. Hoffnungsvoll ist man im Hauptquartier der Monarchen, und reich ist ihr Dank für die Helden des Tages: die Helden Österreichs sind nicht die letzten, sie lassen sich nicht vergessen. Vom Halse des Fürsten Wolkonski nimmt Kaiser Alexander I. von Russland das Großkreuz des Annen-Ordens und sendet es Bianchi: alle Generale und Oberste seiner Division werden

Ritter, er selbst und Reisner, der große Kanonier von Leipzig, Commandeur des Ordens Maria Theresias.

* * *

Siebzehnter October! Ein Tag der Ruhe, der ernsten Vorbereitung: nur Blücher treibt mit den russischen Husaren Arrighi bis Leipzig, Sacken nimmt das Dorf Gohlis. Schwarzenberg will warten; noch müssen Bennigsen mit der „polnischen" Armee (Russen und Preußen), Bernadotte, Colloredo und Bubna heran; diese österreichischen Colonnen marschieren rastlos, in fieberhafter Eile, immer dem Kanonendonner nach, und sie kommen am 17., sie werden dabei sein in den Stunden der Entscheidung. Wer aber bringt Blücher den Angriffsbefehl für morgen? Franzosen lagern zwischen ihm und den Bundesgenossen — das muss ein guter Bote werden. Rittmeister Stephan Graf Széchényi von unseren Uhlanen ist bereit dazu; im Fluge trägt ihn durch Franzosen oder vorbei an ihnen in der Morgenröthe des 18. sein rasches Ross, zu Blücher zuerst, zu Bernadotte dann und zurück zu seinem Feldherrn. Europa ist bereit, Napoleon zu schlagen.

* * *

Ein furchtbar-gewaltiges Bild: in weitausgreifendem Halbkreise bewegen sich die Heeresmassen der Verbündeten — sechs Colonnen — am dämmernden Morgen des 18. October vorwärts, um den erschütterten Feind zu umklammern und zu erdrücken. Wo sind wir, Österreichs Krieger, fehlen wir in dieser gewaffneten Versammlung der nichtfranzösischen Welt? Dort, die erste Colonne (40.000 Mann), gehört Österreich an: der Prinz von Hessen-Homburg führt sie, zwei Corps, dann Bianchis Helden-Division, Weißenwolfs Grenadiere und die Reiter-Regimenter der dritten Reserve-Division. Das Centrum, Russen und Preußen, gehorcht dem Russen Barclay de Tolly: in der dritten Colonne (Bennigsen) marschieren Klenaus und Bubnas Österreicher, neben Russen und Preußen, sie wollen Napoleons linken Flügel umgehen. Gerade aus auf Leipzig führt Bernadotte, Kronprinz von Schweden, seine Schweden, Preußen und Russen. Blücher, der Chef der fünften Colonne, hat nur 25.000 Mann behalten: sie sollen die Franzosen vom rechten Parthe-Ufer vertreiben und bei Leipzig festhalten. Und wieder Weißröcke: das ist Gyulai mit seinen 20.000, sie müssen Lindenau, das blutumflossene, gewinnen.

Dröhnende Kanonen! Der rechte Morgengruß ist's an diesem Tage: österreichische Kanonen von Homburgs Colonne bieten ihn dem Kaiser



der Franzosen und scheuchen ihn vom Frühstück auf. Schon haben sich zwei Schwadronen Homburg-Husaren auf die Franzosen bei Dölitz geworfen: einer gegen fünf. Aber die Brüder-Dragoner vom Regiment Riesch (Nr. 12) sind nahe; in wüthender Attaque stürzen sie sich auf den Feind. Sie haben keine Stimme mehr in der heiseren Kehle, ihr Hurrah aber ruft der schneidige Säbel, und die Husaren sind gerettet.

Das war die erste Reiterthat am Morgen. . . . Schon erzittert der Boden ringsum unter der tobenden Sprache von 1600 Kanonen. Mit 320 greifen die Österreicher in den furchtbaren Dialog ein, 62.000 Schüsse (7000 Granaten) senden sie dem Feinde, und der österreichische Vormeister versteht sein Metier wie der „höchste Kanonier", FML. Baron Reisner. Die Franzosen verstehen zu antworten. Die Kartätschen wüthen in den Reihen Hessen-Homburgs. Und dennoch kein Stocken, kein Halten. Dort rast eine Schwadron Riesch-Dragoner vor; eine Kanonenkugel zerreißt ihren Rittmeister Fellek; Oberlieutenant v. Wittmann weist der Schwadron die Siegesbahn — eine zweite Kugel, und den Kopf trennt sie ihm vom Rumpf. Und wieder ein Wink, Oberlieutenant Cerony führt die Schwadron. Da wendet auch er sich im Sattel und wankt; einen Arm reißt ihm die dritte Kugel vom Leibe — der Wachtmeister führt die verwaiste Schar vorwärts, zum Siege.

Schon ist auch der Erbprinz von Homburg, ein Held des Heeres, gefällt; schwer verwundet sinkt er vom Ross. Mit blutendem Haupte hält FML. Ignaz Graf Hardegg dort, aber seine Grenzer und seine Reiter harren aus, bis Bianchi zur Stelle ist. Ehern und unerschütterlich hält die Division Wimpffen vor Probstheida; des Feindes Kartätschen reißen breite Lücken in ihre Bataillone, sie schließen sich wieder, sie weichen nicht. Nun prellt ein Reiter-Regiment der Franzosen vor, geradewegs auf die Kanonen los, die Oberlieutenant Teleky weit voran aufgefahren hat: Eile thut noth, will er sich salvieren. Aber Teleky ist ein Bombardier von echtem Schrot und Korn; er zuckt mit keiner Wimper und läßt seine Kartätschen sprechen. Das sind die rechten Pillen für übermüthige Reiter. Und die Franzosen verdauen sie nicht: kehrt euch machen sie vor den beredten Mäulern der Kanonen, und fort sind sie, wie sie gekommen. Und die Division steht noch immer; gelichtet von den Geschossen des Feindes, hält sie aus ohne Wanken, bis die sinkende Nacht und unsere unübertroffene Artillerie die Donnerrede des Feindes verstummen macht.

* * *

Ein wüthendes Ringen überall! Was sind das für Weißröcke mit dunkelrothem Kragen, die — ungestört durch Granaten und Kartätschen — den Waldessaum von Lößnig erreichen? Die Bataillone von Reuß-Greiz Nr. 18 (Leopold Salvator heute) erkennt man an der Farbe. Und nun tauchen die Bärenmützen der weißen Grenadiere in Lößnig, in Dölitz auf, aus Gräben und Sümpfen scheinen sie emporzusteigen, Haus um Haus entringen sie Frankreichs besten Bataillonen, Berge von Leichen thürmen sich in der Dorfstraße von Dölitz, das Banner Österreichs aber erhebt sich in dunkelnder Nacht darüber, die Adler Frankreichs sinken zu Boden ....

Und wieder das Muttergottesbanner Habsburgs! Dort flattert es am rechten Flügel, Bubnas Bataillonen voran. Sie müssen zu Bennigsens Armee; seit dem ersten Hahnenschrei sind sie am Wege. Da stehen sie nun vor der reißenden Parthe, kein Steg, keine Brücke — thut nichts — hinein in die Flut, Gewehr hoch und hoch die Banner, die Kleider wird das Feuer der Schlachten trocknen! Um 10 Uhr ist die Division Bubna vor Paunsdorf. Ihre zwölf Kanonen beginnen zu sprechen — 25 antworten von drüben. Bald sind es nur 18; sieben haben unsere Kugeln die Mäuler gestopft, und mit dem Rest nehmen es unsere zwölf auf, wenn auch die braven Musketiere Rossesdienste machen müssen, die Pferde hat man uns erschossen. So kämpft Bubna zwei, vier Stunden lang gegen zwei Corps, bis die Spitzen der Truppen Bernadottes da sind, um die klaffende Lücke zwischen Blücher und Bennigsen zu füllen ....

Was aber wollen jene Blauen dort, die sich plötzlich von den französischen Fronten lösen? Eine Weile ziehen sie vorbei an diesen; nun biegen sie ein in den leeren Raum zwischen Österreichern und Russen. Unsere Husaren brechen los.... „Gut Freund, gut Freund!" tönt es herüber, und weiße Tücher winken. Das sind die Sachsen; sie sind müde geworden der französischen Freundschaft, heller Jubel grüßt sie, und Händedrücke tauscht man mit ihnen, wie sie, den französischen Kugeln entronnen, hinter Bubna einschwenken und Bernadotte zuziehen...

Noch einmal hat sich Bubna zu wehren: Nansoutys herrliche französische Reitergeschwader brausen über ihn herein, aber seine Vierecke sind von Eisen, und zischend und tödtend bringen die Raketen der britischen Batterie Bogue Hilfe gegen die feindlichen Schwadronen. Schon hat auch Klenau Liebertwolkwitz genommen, Oberst O'Brien von Kerpen Nr. 49 (Hess), der Held der „Schwarzen Lacke" (1809), sinkt blutend dabei vom Rosse; bis hinter Stötteritz wirft Klenau den erschütterten Gegner.

Und die letzte Colonne der Österreicher, Gyulai, misst sich in blutigem Kampfe mit Bertrands übermächtigen Scharen.

Überall fliegen die Banner der heiligen Allianz, bis an die Vorstädte von Leipzig aber ist Blücher gedrungen. Kampfesfrohe, begeisterte Truppen umjubeln den Monarchenhügel bei Probstheida; düster und schweigsam aber sitzt Napoleon auf seinem Feldstuhle bei der Avant'schen Tabakmühle — seine Trains brechen auf gegen Leipzig, der Kaiser bricht auf, die Flammen brennender Dörfer weisen ihm den Weg zurück zu der Stadt, aus der er ausgeritten zum bedeutsamen Kampfe.

* * *

Noch ein Tag — welch ein Tag, der 19. October! In wilder Hast flüchten die französischen Bataillone und Schwadronen: über zerschmettertes Menschengebein rasseln die Kanonen und Wagen des Trains, der Jammerruf der Verwundeten durchzittert die Luft, und noch immer brüllen die Kanonen und rasseln die Trommeln, schmettern die Hörner. Vorwärts! ruft es hier — Zurück! blasen Frankreichs Trompeter. Durch brennende Dörfer ziehen die Sieger. Ströme von Blut durchwaten sie, aber die Wonne des Sieges beflügelt den Schritt der Nationen. Poniatowski und Macdonald stemmen sich den Siegern entgegen; umsonst, sie werden mitgerissen von den Haltlosen, Verzweifelnden. Schon ist Napoleon aus Leipzig fort: noch einen Antrag macht er Schwarzenberg — kurz sind die Worte der Abweisung. Da enteilt der Franzosen-Kaiser der Stätte seines Unheils.

„Der Kaiser ist fort!" Das löst die Bande der Disciplin, das Gefüge der Bataillone. Badenser, Hessen und Schwaben kehren sich ab von den bisherigen Freunden; in dichtgedrängten Colonnen eilen Franzosen und Polen der großen Elster-Brücke zu. Tausende trägt die Brücke, Menschen, Rosse und Kanonen. Und nun ein erschütternder Schrei der Angst, der Verzweiflung aus tausenden Kehlen: eine voreilige Hand hat die Brücke gesprengt. Die Fluten der Elster tragen und verschlingen viele Hunderte und der Edelsten einen: den Fürsten Poniatowski, Frankreichs jüngsten Marschall, den ehemaligen Österreicher.

„Unser ist der Sieg!" meldet der Feldmarschall den Herrschern, und dankerfüllt beugen sie ihr Haupt vor Gott und reichen die Hand dem siegreichen Feldherrn. Ihre höchsten Orden für Tapferkeit, das Großkreuz des Theresien-Ordens, den russischen Orden St. Georgs und den preußischen vom Schwarzen Adler, überreichen sie Schwarzenberg. Und er nimmt sein eigenes Theresien-Commandeurkreuz vom Halse und

schmückt Radetzky damit, den Schöpfer des Schlachtplanes von Leipzig. „Dieses Kreuz hat vordem der große Loudon getragen; ich kann es keinem Würdigeren abtreten" — das sind die denkwürdigen Worte, welche die Auszeichnung begleiten.

* * *

So endeten die October-Tage von Leipzig. Ja, sie waren dabei, die Österreicher, sie waren bei Leipzig, das lassen sie sich nicht nehmen, diesen Ruhm haben sie mit Strömen von Blut, mit dem Opfer von viel tausend heldenmüthigen Kriegern erkauft, und die Bücher ihrer Geschichte wissen davon zu erzählen. Nach Frankreich führte Schwarzenberg noch die Heere des befreiten Europa; das Wappen Österreichs oder das von Paris durfte er nach dem Worte seines dankbaren Kaisers einfügen in sein eigenes Wappen; er wählte Österreichs Symbol. Unter diesem hatte er gesiegt, für seines Vaterlandes Ehre hatte er gestritten. Gedenken wir sein und gedenken wir „unser", deren wir so wenig gedenken, der Österreicher, welche dabei waren, als man den großen Corsen niederrang. Nicht „nebenbei" stritten sie bei Leipzig, nein, allen voran, unter dem eigenen, ruhmreichen Führer. Das dürfen wir betonen und können es beweisen; die Banner Österreichs krönt der Lorbeer von Leipzig.



Ein österreichisches Heldengrab in preußischer Erde.

Wanderer, kommst du nach Österreich,
Kündige dort an, du habest
Mich hier liegen gesehen,
Wie mir die Pflicht es befahl!

Sinnend stand eines Tages ein blutjunger preußischer Officier vor der Brücke von Thorn in Westpreußen und entzifferte diese Worte auf einem alten, verwitternden Denkmal, das fürstliche Pietät einst in sturmbewegter Zeit dort aufgerichtet und der treuen Hut eines fremden Volkes vertraut hat. Sein warmes Soldatenherz fühlte sich mächtig ergriffen von der schlichten Sprache des Monuments, seine Gedanken weilten lange bei dem Manne, dem sie gelten, der fern vom heimatlichen Herde, fern vom theueren Vaterlande den Heldentod und die stille Grabesruhe gefunden hatte. Eine zweite Inschrift auf dem Denkmal kündet den Namen, kündet das Schicksal des schlummernden Kriegers:

Franz Brusch von Neuberg,
österreichisch kaiserlich kgl. Oberster des Generalstabes
Marien-Theresien-Ordens-Ritter
fiel auf dieser Stelle am 15. May 1809 an der Spitze der Stürmenden auf den feindlichen Brückenkopf.
Ferdinand, Erzherzog von Österreich,
Befehlshaber des Armeecorps,
widmete diese Grabesstätte dem tapferen Waffengefährten.

Andachtsvoll las der preußische Lieutenant diese Worte, den knappen, kurzen Nekrolog eines Soldaten, der einst in kühnem Fluge seiner Ideen und Wünsche den Sternen zugestrebt, einen dieser strahlenden Sterne vom Himmel herabgeholt hatte und dann selbst erloschen war auf einem Seitenpfade der Ruhmesbahn, die er hoffnungsvoll beschritten hatte. Treu bewahrte der Mann im Kriegerkleide Preußens die Mahnung des Denkmals in seinem Herzen, und heilig gelobte er, den Kameraden in Österreich einst den Gruß zu überbringen von dem todten Helden, der fern dem Heimatheere unter dem Boden ruht, den sein Blut geheiligt hat im heroischen Kampfe.

Aber die Jahre kamen und giengen. Ins stürmische Leben trieben sie den jungen Officier hinaus; in ehrenvoller Laufbahn stieg er von Stufe zu Stufe, bis er als Commandant der Kriegsschule zu Glogau die Aufgabe erhielt, militärisches Wissen und Empfinden der aufstrebenden Jugend einzuprägen. Dann stellte ihn sein Herrscher an die Spitze eines tapferen Regiments — es war dasselbe, in welchem er zu Thorn den Dienst seines Königs angetreten hatte. Als Oberst trat er wieder in den Brückenkopf der alten Polenfeste, und wieder war es das Denkmal des österreichischen Kameraden, das seine Schritte hemmte. Nichts hatte den Schlummer des Todten gestört; laut, beredt wie damals aber sprachen die Worte des Monuments zu der Seele des treuen Besuchers. Ein stilles Gebet drängte sich auf seine Lippen, und mächtiger denn je empfand er die Mahnung, einen Gruß nach Süden zu tragen von dem einsam in fernen Landen ruhenden Helden.

Er hat sie befolgt. Oberst Janke, Commandeur des Regiments von der Marwitz — so hieß der preußische Officier — erschien in der altehrwürdigen Theresianischen Akademie zu Wienerisch-Neustadt; anheimelnd umwehte ihn der Hauch altösterreichischer Kameradschaft, bald fühlte er sich daheim im trauten Kreise, und lebendig wurde vor seinem geistigen Auge die Gestalt jenes österreichischen Helden, mit dem sich seine Gedanken so oft beschäftigten, an dessen stiller Grabesstätte er so oft sinnend geweilt hatte. Nun durfte er den Gruß aus der preußischen Feste bestellen, nun

konnte er erzählen von dem unauslöschlichen Eindrucke, den das Denkmal des österreichischen Helden von Thorn auf sein jugendliches Kriegerherz und auf das Gemüth des reifen Mannes, des militärischen Gebieters gemacht hatte. Als Herzensdank aber für die trauten Stunden, die er im ehrwürdigen Hause Maria Theresias verlebt, sandte er nach der Heimkehr das Bild jenes Monuments an den Commandanten der Akademie — es möge bewahrt werden unter den Erinnerungen an österreichische Tapferkeit und Treue.

* * *

Und wer war Brusch v. Neuberg, der Krieger, den die Pietät eines Fremden in das Gedächtnis des Österreichers zurückgerufen hat? Wer kennt, wer nennt heute seinen Namen in der Heimat? Verschollen, vergessen .... Und dennoch kannte man ihn einst, dennoch pries man ihn einst in kampfbewegten Zeiten unter denen, die Österreichs Schwert am kräftigsten geführt und mit heißem, unstillbarem Ehrgeize todeskühn emporgestrebt hatten nach dem höchsten Ruhme. Ein leuchtendes Meteor war er, erglänzend auf dem Himmel des Kriegsruhmes, und niedergehend, verlöschend! ...

Zu Neuhaus in Böhmen stand seine Wiege; kein Wappen zierte sie, nicht durch hohe Geburt besaß er ein Anrecht auf das Glück des Lebens. Und doch träumte der Knabe von einer glanzvollen Zukunft, von Rang und Ruhm und Ehren. Auf der Bahn des Kriegers wollte er dies alles erringen; sie lag ja dem Ärmsten offen, im Rocke des Kaisers hatte so mancher arme Teufel einen klingenden Namen, ein stolzes Wappen erworben; denn in österreichischen Landen war die Charge des Officiers dem schlichten Bürger und Bauer nicht verschlossen. Darum schwur Brusch als zwanzigjähriger Bursche im Jänner 1787 zu des Kaisers Kanone.

In der Artillerie keimten und entfalteten sich damals herrliche Talente. Zu derselben Zeit, da im königlichen Frankreich der junge Buonaparte am Geschütz seine militärische Jugend durchlebte und durchträumte, wuchsen in Österreich Josef Smola und andere Helden der Wissenschaft und des Krieges unter des Kaisers Kanonieren empor. Unsere „Bombardiere“ wurden die Gelehrten und die Recken der Armee. Ihnen zählte sich auch Franz Brusch zu. Vom Bombardier wurde er zum Fähnrich bei Alvinczy-Infanterie (Nr. 19) befördert und eröffnete im Kampfe mit den Türken seine Soldatenlaufbahn vor dem Feinde. Ihm war es vergönnt, den Triumph Loudons über Belgrad zu theilen, und als die französische Revolution Österreichs Heere zu einer fast unab-

sehbaren Reihe blutiger Kämpfe nöthigte, da war Brusch, der einstige Kanonier, mit seinem Feuergeiste überall voran, wo seines Regiments Fahnen flatterten.

Am 24. Juni 1795 sehen wir ihn recognoscierend vor den genuesischen Verschanzungen. Im Vereine mit einem Generalstabs-Hauptmann sprengt er, unbeirrt durch das Feuer der feindlichen Kanonen und Musketen, an der Spitze der Avantgarde dicht an den Feind. Man hat keine Geschütze, um die Franzosen aus den Bergforts zu vertreiben; man brächte sie auch nicht die steilen Höhen hinan; aber die Schanzen muss man haben. Mit Gewehr und Bajonnett klimmen die Soldaten Österreichs, denen der todesmuthige Lieutenant den Weg weist, die Berge hinan, dringen in die Festen ein und jagen den Feind davon. Dort wurde Brusch Oberlieutenant und Generalstäbler ....

Im März 1799 war Brusch Hauptmann, und wieder wurde er der unfehlbare Wegweiser zum Siege. Als Feldmarschall-Lieutenant Kraj den die Festung Legnago umspannenden Gürtel des Franzosenheeres Montrichards zu brechen suchte, fand Brusch an der Spitze der auf dem Damme von Angiari vorrückenden Colonne eine feuernde Batterie vor sich, die ihm den Weg versperrte, ja, seiner Schar den sicheren Untergang drohte.

Rasch galt es da zu handeln, sollte das Äußerste verhütet werden. Und Brusch verstand sich darauf. Flugs verschwand er mit einer Compagnie Nadasdy-Infanterie (Nr. 39) links abwärts in einem Graben, lautlos gieng es vorwärts, und plötzlich tauchte er im Rücken der französischen Batterie auf. Sofort schwiegen die Mäuler der sieben Kanonen; im Triumphe führte sie Brusch mit seiner Handvoll Krieger fort. Und wie bei Legnago, so war er bei Magnan, an der Trebbia, bei Fossano, Genula und Cabanne di Voltri unter den schneidigsten Soldaten und den trefflichsten Generalstäblern, die in schwierigen Augenblicken zu handeln, zu siegen und zu retten wussten. Nach der Schlacht an der Trebbia erhob ihn Melas zum Major und Flügel-Adjutanten. Im Jahre 1800 wurde er als Oberstlieutenant Mitglied jener Regimentsfamilie (Nr. 39), mit welcher er so oft Ehre und Ruhm getheilt hatte, und bei der Promotion vom 5. Mai 1802 nahm ihn das Ordenscapitel Maria Theresiens in die erlesene Schar seiner Ritter auf.

Groß war damals diese Schar, keine Seltenheit auf der Brust der in heißen Kämpfen immer hart am Feinde stehenden kaiserlichen Officiere. Mancher von ihnen hätte sich das Ehrenzeichen dreimal errungen, wenn es auf seinen Heldensinn allein angekommen wäre. So war auch Brusch

keineswegs zufrieden mit dem strahlenden Kreuze auf seiner Soldatenbrust — immer vorwärts eilte er bei Caldiero (30. und 31. October 1805), als Erzherzog Karl den Franzosen ein donnerndes Halt gebot. Er stand als Oberst an der Spitze des Regiments Vukassovich (heute Ernst Nr. 48). Es war am zweiten Schlachttage, 11 Uhr vormittags, als nach unheimlicher Kampfespause die französische Division Verdier mit Ungestüm den österreichischen linken Flügel bei Casa Bova anfiel. Fünf Stunden lang stellten sich 5 Grenadier-Bataillone dem übermächtigen Feind entgegen; ihre Kraft erlahmte, ihre Reihen wankten wie das Schlachtglück des Tages — da war es Oberst Brusch, der sich mit 3 Bataillonen Vukassovich den Weg gegen die linke Flanke des Feindes bahnte, die Communication der Franzosen nach Gambio bedrohte und durch seinen wuchtigen Stoß mit kampfesfrischen Truppen die Franzosen von dem gefährdeten österreichischen Punkte abzog. Die Grenadiere waren gerettet; vorwärts gieng es abermals, und der Sieg von Caldiero, ein Herzenstrost für alle Österreicher im Unglücksjahre 1805, war entschieden. Erzherzog Karl säumte nicht, diese entscheidende That des ehemaligen Kanoniers mit Worten der Bewunderung zu rühmen.

Von diesem Tage ab nannte man Brusch unter jenen, welche die Armee zu ihren Führern zählen wollte, wenn der blutige Tanz wieder beginnen, wenn Österreichs Doppeladler seine Schwingen abermals ausbreiten würde zum Kampfesfluge gegen Frankreichs Kaiseraar. Bald sollte dies geschehen; das Jahr 1809 sah Österreich allein die Sache Europas führen, auf sein eigenes Schwert vertraute es, und was die halbe Welt nicht wagte, wollte es vollbringen. Karl von Österreich gebot Österreichs Heeren, und seinem Rufe folgten begeistert alle, welche wussten, dass es nun einen echten, rechten Heldenkampf geben müsse, wie ihn die Welt noch nie gesehen, ein Duell zwischen Europas größten Heerführern. Brusch v. Neuberg war einer von denen, welche Karl in erster Reihe auf bedeutsamem Posten sehen wollte. Zum Generalstabs-Chef des Armee-Corps Erzherzog Ferdinand erhob er den einstigen Kanonier; schwere Verantwortung legt er auf seine Schultern, denn diesem Corps — 35.000 Krieger zählend — war eine ernste, selbständige Aufgabe vertraut.

Das Herzogthum Warschau, in welchem Napoleon eine starke Basis feindlicher Anschläge gegen Österreich im Osten besaß, war das Ziel seiner Operationen. Dort sollte der Erzherzog dem Marschall Poniatowski entgegentreten, welcher — in Österreichs Heere emporgewachsen — zu Napoleons treuesten Paladinen zählte und die Sache seines polnischen Vaterlandes mit der Napoleonischen innig verknüpfte.

Mit glänzenden Siegen begann die Campagne. An der Seite seines Erzherzogs konnte Brusch v. Neuberg am 22. April in Warschau einziehen; seinen Plänen und Entwürfen schien die Krönung, seinem Haupte der Generalshut sicher. Da wendete die Affaire bei Gora (29. April) das Schlachtenglück. Erzherzog Ferdinand musste auf die Beherrschung des rechten Weichselufers verzichten, Poniatowski sammelte seine Truppen, um im Rücken des österreichischen Corps in Galizien einzufallen. Brusch plante einen Gegenschlag. Durch einen Marsch auf Thorn, den Sitz der provisorischen Warschauer Regierung, den Hauptverbindungspunkt Warschaus mit der im Aufstande begriffenen preußischen Provinz Posen, sollte Poniatowski zur Umkehr gezwungen, eine völlige Wandlung auf dem Kriegsschauplatze geschaffen werden. Der Brigade Mohr war der Angriff der Festung Thorn zugedacht, und Brusch selbst schloss sich der Brigade an, um mit Rath und That bei der wichtigen Action zur Hand zu sein.

Am Frühmorgen des 15. Mai setzte sich das Infanterie-Regiment Vukassovich (Nr. 48) gegen den stark verschanzten Brückenkopf am linken Weichselufer in Bewegung. Diese Feste, welche 1500 Mann mit 3 Kanonen vertheidigten, musste man bezwingen. Franz Brusch hat bei Caldiero jenes Regiment zum Siege geführt. Nun sprengt er abermals vor dessen Front, und mit Jubel begrüßen die Tapferen den wohlbekannten Führer.

Ein Bataillon will er haben, mehr nicht — mit diesem will er's vollbringen. Brusch setzt sich an die Spitze des 2. Bataillons, und vorwärts, ohne einen Schuss, geht es gegen die feindlichen Schanzen. Der Säbel des General-Quartiermeisters (Brusch) winkt zum Siege; das erwarten die Tapferen, und keiner bedenkt sich, ihm zu folgen, wie auch die Kanonen aus den Schanzen donnern, die Musketenkugeln ihre Reihen lichten. Man ist knapp unter den Wällen; da entringt sich ein Schrei des Entsetzens den Kriegern. Im Sattel wankt Brusch; zwei Kugeln haben seine Brust durchbohrt, lautlos sinkt er vom Rosse .... Eine Weile stocken, trauern die Krieger, dann reißt sie das befeuernde Wort des Hauptmannes Rogats vorwärts, die Schanzen empor. Sie werden sammt den Kanonen genommen, die Besatzung gefangen. Über die Weichselbrücke stürmen die Krieger, den Tod ihres Führers rächend, weiter; sie hätten wohl die vor der Stadt liegende verschanzte Insel, ja Thorn selbst genommen, wäre die Unterstützung rechtzeitig nachgeeilt. Dies geschah nicht; man musste sich mit der Eroberung des Brückenkopfes begnügen.

. . . Noch im Tode war Brusch v. Neuberg der Führer zum Siege gewesen. Seine Leiche aber umstand trauernd das Heldenregiment. Thränen perlten in den Augen der Officiere und Soldaten, als sie ihn auf der Stätte seines Sieges, seines Todes in das kühle Grab betteten. Eine Pyramide aus Rasenziegeln thürmten sie darüber; Rogats, dem der Theresien-Orden die That von Thorn lohnte, und die Getreuen von „Vukassovich" weihten den Abschiedsgruß auf ferner fremder Erde dem treuen Kameraden. Und weinend erfuhr Erzherzog Ferdinand den Tod seines Berathers. Die schlichte Pyramide aus Rasen ließ er durch ein Gusseisendenkmal von Künstlerhand ersetzen, und darauf schrieb, nach seinem Gebote, der Griffel jene schlichten Worte des Gedenkens, der ewigen Mahnung. Diejenigen aber, welche den hochstrebenden Sinn Brusch' kannten, sie meinten, er sei zur rechten Zeit gefallen, er habe den Tod des Helden gesucht, als er erkannte, dass seine großen Pläne und Entwürfe dem Scheitern und Zerschellen nahe seien.

So endete Brusch v. Neuberg, der Kanonier von Neuhaus. In den Schanzen von Thorn, auf westpreußischer Erde, fand sein weitausblickender Geist, sein unstillbarer Drang nach Thaten die irdische Grenze, hier sank der Arm ermattet nieder, der auf den Blutfeldern der Türkei, Italiens und Polens unseren tapferen Kriegern den Weg zum Siege gewiesen; hier, wo er verblutet war, wo er den ersehnten Tod des Helden gefunden, grub man ihm das Grab. Fern der Heimat schlummert der einst Rastlose, verschollen, vergessen . . . Nein, nicht vergessen, nicht in der Fremde. Dort, wo es wahre, edeldenkende Krieger gibt, dort ist Österreichs tapferer Sohn nicht fremd, nicht vergessen. Die Worte, welche ein edler Prinz aus Habsburgs Stamme auf das Denkmal des Helden gesetzt, sie verwittern nicht; sie werden von Preußens Soldaten gelesen und verstanden.



Wie Luca Vukellić ausspeisen gieng.

Eine Geschichte aus der alten Militär-Akademie.

Im altehrwürdigen Dunkel lag sie da, inmitten der lustigen Welt, die Burg zu Wienerisch-Neustadt, und niemand, der an dem mächtigen Thore vorbeischritt, ahnte etwas von der unglaublichen Thatsache, dass jenseits dieser altersgrauen Mauern 400 Menschlein zu tüchtigen Officieren herangezogen wurden. Keines der pausbackigen Cadettengesichter war an den Fenstern zu sehen, welche der Welt zugekehrt waren; *ihre* Welt lag jenseits, aber wenn man sie genau anschaute, ließ sich's ganz gut darin leben.

Da gab es zum Beispiel herrliche Speisesäle, in denen man die duftigsten Mehlspeisen vertilgte, da gab es ebenso herrliche Schlafsäle, in denen man sich unter den melodischen Klängen des Zapfenstreiches zur Ruhe legte, um unter den belebenden Tönen der Tagwache zu neuem, frischem Schaffen zu erwachen; da gab es endlich einen weiten, weiten Park, in dem die Zukunfts-Generale, zwei Mann hoch, den großen und kleinen Spaziergang absolvierten, wobei jeder der hundertjährigen Akademiebäume seinen jungen Freunden mit seinen Zweigen einen verständnisinnigen „Guten Morgen!“ zunickte.

Aber ein besonders schönes Wort gab es in dieser vergangenen Akademiewelt, das Zauberwort „*Ausspeisen!*“ Das öffnete dem Zögling das Thor zur Civilwelt. Am Samstag flatterten die Zettel in die Burg, welche für die bunten Vögelein im sogenannten „Vogelhause“ einen vergnügten freien Tag erbaten.

So gieng es einstens unserem Freunde Luca Vukellić. Er war einer von der alten, alten Zeit. In Gospić, der Hauptstadt und Stabsstation der Liccaner Grenzer, war seine Wiege gestanden. Der Papa war ein eisgrauer Lieutenant, als der kleine kräftige Kroatenknabe dem Lichte der Welt zustrebte, und wie der braune Sohn der Grenze soweit emporgewachsen war, dass er dem Ilia Tonković, der Compagnie kunstfertigem Tambour, die Trommel auf den Exercierplatz nachtragen konnte, da war der alte Papa wohlbestallter Oberlieutenant. Ein großer Herr unter den Gemeinen, Gefreiten und „Caprälen" des Dorfes, dem er von regimentswegen als Vorsteher gesetzt worden war! Die Gage, welche er pünktlich vom Stabe bezog, reichte auch genau soweit, dass das Dutzend Kinder, das sich in der Zugsstation herumtummelte, beileibe nicht zu verhungern brauchte.

Und der Appetit war nicht zu verachten, den die braunen Söhnchen des Mars an den Mittagstisch mitbrachten. Bewegt hatten sie sich genug! Wenn sie die Beinchen rühren konnten, fielen sie von selbst in den vorschriftsmäßigen Marschtakt, und der erste Handgriff der dicken „Patscherln" gieng hinauf an die kleine blaue Holzmütze, um dem Papa-Oberlieutenant die vorschriftsmäßige Referenz zu bezeugen. Mit vier Jahren präsentierte Luca den Besen Ivans des Fourierschützen mit der Kunst eines dreißigjährigen Musketiers, und mit fünf Jahren konnte ihm der Papa ohne Gefahr das Zugs-Commando anvertrauen — die strammen Grenzer hätten um kein Haar schlechter defiliert und geschwenkt unter Luca, des „jungen Herrn Lieutenants", schwungvoller Führung.

Und gerade, wo er so viel Freude hatte an dem jüngsten Sprossen, da traf den alten Grenzer-Oberlieutenant der Marschbefehl ins Jenseits. Nachdem er noch in eigener Person die dienstliche Meldung von der bevorstehenden „Dislocations-Veränderung" seiner eigenen Persönlichkeit niedergeschrieben und seinem „Zugs-Capral" das Interims-Commando über Dorf und Zug feierlich übergeben hatte, berief er seine Familie zur letzten Revue an sein Bett und marschierte sanft aus der Zugsstation zu den himmlischen Heerscharen ab.

Von den sechs Söhnen trugen fünf bereits den weißen oder braunen Rock*) des Kaisers, und an einem schönen Morgen führte der Zugs-Corporal auch den kleinen Luca an der Hand in die Stabsstation, um ihm den historischen Regimentsrock an den Leib streifen zu lassen.

---

*) Die ehemaligen Grenz-Infanterie-Regimenter trugen einen brau[illegible] rock mit verschiedenfarbiger Egalisierung.

Die kleinen, braunen Rangen in der Regimentsschule empfiengen mit einem donnernden Živio (Hoch!) den Recruten und thaten noch ein Živio dazu, als sie ihn exercieren sahen wie einen Veteran. Zwei Jahre später schrieb er wie gestochen und turnte wie ein Chimpanse. Diese hervorragenden Eigenschaften, denen sich ein guter Kopf für die Arithmetik zugesellte, befestigte in dem Haupte des Schul-Commandanten den Plan, den kleinen Luca nach Wienerisch-Neustadt zu senden, damit er eingehe in das Paradies der militärischen Welt. Das Gesuch wurde in Anbetracht der verschiedenen empfehlenden Umstände anstandslos bewilligt. Dem nächsten Transport nach Wien packte man also unseren Luca bei und schickte ihn unter eines handfesten Corporals sicherem Geleite zur Aufnahme in das Cadettenheim Maria Theresias.

Seit jenem denkwürdigen Tage hatte Luca Bukellić keinen Schuh über die Schwelle der Akademie gesetzt. Er war die lebendige Vorschrift, das menschgewordene Reglement. Und nun sollte das Undenkbare Thatsache werden: Luca war zum Ausspeisen geladen! Ein Kamerad, dessen Papa als hoher General in Wien residierte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, dem Luca die Wunder der Kaiserstadt zu zeigen, und weil die holden Pfingstfeiertage eine willkommene Bresche in das akademische Schuljahr schlugen, sollte er an diesem lieblichen Feste mit ihm davonfliegen in die lustige, unbekannte Welt.

Wie raste da die Bürste über die an der Knopfgabel aufgereihten Messingknöpfe des Fracks, um sie à la Gold blitzen zu machen! Die Parade-Pantalons sammt Gamaschen hatte er schon seit zwei Tagen durch die Protection eines landsmannschaftlich-ergebenen Armeedieners aus dem Dunkel des Magazins erlöst, und in stiller Nachtstunde hatte er unter dem matten Schimmer des Nachtlichtes mit ärarischer Nadel ihren Umfang soweit eingeschränkt, dass sie an seinen wohlgeformten Beinen festsaßen, wie ein tadelloses Tricot!

Und wie es dann wirklich zum Reisen kam und Kamerad Baron von S. unternehmungslustig an seinen Nachtkasten trat, da erröthete er wie ein Jungfräulein, und das erste Reisefieber packte ihn mit unheimlicher Gewalt. Da stand er aber schon, der „Abholer“, ein strammer Unterofficier von Hoch- und Deutschmeister; die Abgeholten stülpten den vormärzlichen Czako auf das glattgeschorene Haupt, dass er bis auf die kühn geschwungenen Ohren herabfiel, setzten den Frack in Positur, schritten klangvoll dem Inspectionszimmer zu, um ihren Abgang „zum Ausspeisen nach Wien“ zu melden und trabten dann, eine Welt von Zukunftswonne in der uniformierten Brust, den Ausspeisezettel stolz in der Hand, an der Thorinspection vorüber in die weite Welt hinaus.

Sie lachte den „Ausspeisern“ so freundlich, so sonnig entgegen, dass Luca sogar das dringend nothwendige Schrittwechseln vergaß, um die Luft der Freiheit ungeniert einzusaugen.

Die Eisenbahn war anno dazumal noch nicht erfunden, und ihre Stelle vertrat ein Zeiserlwagen, der die Fahrt von Wienerisch-Neustadt ohne Übereilung aber sicher in einem halben Tage machte. Sprachlos staunte der Sohn der Grenze die grüne Welt an. Mit Selbstverleugnung verschlang er in Baden das erste nicht-militärische Mahl, das seine Kehle entweihte, und zärtlich begrüßte er die Linien und Bastionen, welche — ein riesiger militärischer Gürtel — die alte Kaiserstadt umsäumten. Mit Begeisterung schritt er dann durch das düstere Thor in die Stadt, welche als die Heimat seines Kaisers dem Grenzer heilig war.

Da gab es doch noch Soldaten, so viele sogar, dass er die Hand nicht vom Czakoschirm herabbrachte und in heiligem Respecte stillestand, wenn ein weißer Kürassier oder gar einer von der „deutschen Garde“ sporenklirrend an ihm vorbeischritt.

In diesem Wirrwarr aber war Luca fast die Besinnung vergangen; er verlor den „Abholer“ und den Kameraden, dessen Papa ihn „ausspeisen“ genommen. Und nun sah er sich allein, ganz allein auf weiter Flur, nein, inmitten eines wogenden Menschenmeeres, das den vereinsamten Liccaner-Krieger zu verschlingen drohte. Verzweifelnd tappte er umher und sah sich rechts und links herumgestoßen, wie ein armseliger Recrut in seiner ersten Eintheilung.

Da fiel ein Strahl der Erleuchtung in seine verzweifelnde Seele. Im „Erzherzog Karl“ (Hotel in der Kärtnerstraße) — hatte sein Führer erzählt — wartete Papa S., die alte Excellenz, Feldmarschall-Lieutenant und Regiments-Inhaber auf die ausgeflogenen Zöglinge mit dem köstlichen Mahle. Es handelte sich also nur um den Weg zu diesem ersehnten Gasthofe. Von wem sollte Luca diesen rettenden Pfad erfahren? Einen militärischen Vorgesetzten auf offener Straße befragen — dafür gab es keine Verhaltungsmaßregeln im Reglement. Einen Civilisten? Nein! Aber schließlich, gewagt musste es werden, wenn er nicht untergehen sollte in diesem hochwogenden Menschenmeere der Großstadt!

So nahm er endlich einen vertrauenerweckenden Mann, an dessen Knopfloch das Kanonenkreuz hieng — ein sicheres Anzeichen seiner kriegerischen Vergangenheit — aufs Korn, nahm die Habtacht-Stellung an und befragte den alten Krieger im Flausrock, wie man wohl auf das einfachste zum „Erzherzog Karl“ gelangen könnte, wo er zum Speisen geladen sei.

Mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit hält der Fremde dem „jungen Kameraden“ stand, begnügt sich nicht mit einem vieldeutigen Fingerzeige durch die Straßen, sondern geleitet den gerührten Zögling in eigener Person so lange, bis er auf ein prächtiges Haus zeigen kann, vor welchem gravitätisch ein Doppelposten strammer Grenadiere schildert. „Hier, junger Herr — sind Sie beim Erzherzog Karl,“ sagt er dann und lüftet respectvoll den Hut.

Luca Bukellic vergisst in freudiger Erregung den schuldigen Dank und schreitet beherzt dem Portale zu. Wahrscheinlich auch die Wohnung Sr. Excellenz des Regiments-Inhabers? denkt er mit einem bewundernden Blicke auf die durch die Bärenmützen ins Unendliche erhöhten Gestalten der Grenadiere, welche sich bereitstellen, seinen reglementmäßigen Salut zu erwidern.

Noch ehe er aber herankommt, schnellen sie noch höher empor und reißen die riesenhaften Gewehre zu einem Präsentieren vor, dass alles erzittert im weiten Umkreise. Eine prächtige Equipage ist vorgefahren, und in glänzender Parade-Uniform schält sich aus ihrem Innern ein stattlicher General los, der — huldvoll abwinkend — im Palais verschwindet. „Wahrscheinlich auch geladen?“ frägt in diesem Augenblicke, den goldbordierten Hut respectvoll in der Hand, der Portier den Zögling. Mit einem Knix der Verlegenheit bejaht Luca und geht — ein unerklärliches Gefühl von Bangigkeit in der Brust — auf dem mit schweren Teppichen belegten Wege weiter, klimmt die breite, prachtvolle Treppe empor, nicht ohne ab und zu durch einen geräuschlos passierenden Lakai in reicher Livrée erschreckt zu werden. Diese Vornehmheit des Hotels schnürt ihm die Kehle zu: so etwas hatte er weder in Gospić noch in Wienerisch-Neustadt gesehen.

Und plötzlich sieht er sich in einem weiten, goldstrotzenden Speisesaale, in welchem eben eine Gesellschaft stattlicher Herren, zumeist in den reichen Uniformen der Armee, einen Halbkreis um einen älteren General bildet und dessen Begrüßung durch demüthige Verbeugungen erwidert. Den Frack der Akademie und seinen Freund S. sucht Luca vergebens in der schrecklich vornehmen Gesellschaft. Ebenso vergeblich aber sucht er in seinem sonst so vortrefflichen Gedächtnisse nach den Verhaltungsmaßregeln bei einem beschleunigten Rückzuge aus einer vom Feinde besetzten Sackgasse und macht schließlich mit kühnem Entschlusse — allen Regeln entgegen — ein rücksichtsloses „Kehrt euch“, um sich im Doublierschritt nach rückwärts zu concentrieren.

Aber da hat ihn auch schon der alte, kleine Herr am Rockkragen. „Ja, was ist denn mit Ihnen, junger Kamerad? Wie kommen wir zu



der Ehre, und warum wollen Sie uns so schleunig wieder entwischen?" Und verwundert blickt der freundliche General in das vor Entsetzen zu Marmor versteinerte und erblasste, vormals braune Kroatengesicht.

Luca bringt keinen Ton aus der zugeschnürten Kehle; aus dem strammsten Habtacht fällt er in die verlegensten Knixe; denn dieses Gesicht — er hat es schon gesehen, und er erinnert sich dabei an herrliche Kriegerthaten.

„Nun, nur Courage — das müsste ja kein echter Neustädter sein, der nicht das Herz und den Mund auf dem rechten Flecke hätte!" spricht der General weiter mit einem wahrhaft herzgewinnenden Tone in seiner Stimme.

Das wirkt. Tapferkeit ist des Kriegers erste Tugend, wenn das Schlachtfeld auch ein teppichbelegtes Salonparquet ist. Und stotternd und stammelnd erzählt Luca dem freundlichen Herrn seine Geschichte und die Einladung zum Diner beim „Erzherzog Karl". Der General bricht in ein Lachen aus, dass er die Thränen trocknen muss, und im Halbkreise der Gäste gibt es ein kaum unterdrücktes Kichern.

„Also beim Erzherzog Karl sollen Sie speisen?! Da sind Sie gar nicht an den Unrechten gekommen, junger Herr; der Mann hat Sie recht geführt, denn, seien Sie mir herzlich willkommen — ich selbst bin der Erzherzog Karl!"

Was Luca bereits, erschauernd in seinem Innersten, geahnt, das hatte sich erfüllt. Er meinte, der Erdboden müsse ihn verschlingen, in dieser schrecklichsten und schönsten Stunde seines Lebens. Aber er verschlang ihn nicht, und starr und steif wie eine Statue stand er wortlos vor dem noch immer von herzlicher Heiterkeit erschütterten Prinzen und Helden. Der Schlachtendonner von Aspern konnte nicht fürchterlicher sein, als die Lage unseres armen Luca. Aber der Feldherr rettete ihn aus diesen Qualen. Mit wohlwollendem Lächeln musterte er den strammen Burschen, klopfte ihm mit sanfter Hand auf die Schulter und sagte: „Ja, ja, Sie sind ganz richtig gegangen und Sie speisen mit uns, Mann der Zukunft. Noch ein Couvert!" rief er zurück, winkte dem Adjutanten und wies dem jungen Akademiker einen Platz in seiner Nähe an.

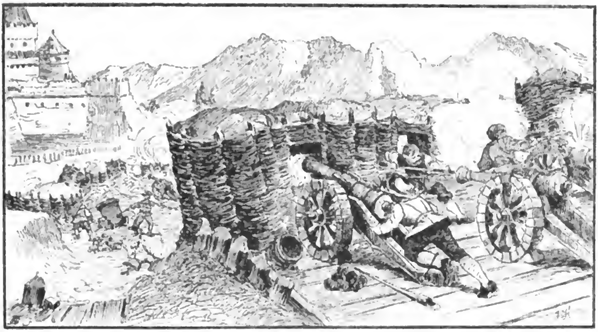
Halb bewusstlos ließ sich Luca auf dem weichen Sitze nieder, mechanisch ergriff er den Löffel, aber bald erwärmte die Sonne der Gnade, die aus den milden Augen des Erzherzogs ihm entgegenlachte, sein Herz und belebte seinen Muth; er antwortete frisch und beherzt auf die Fragen des Erzherzogs und seiner Gäste, und wohlgefällig lächelte ihm wiederholt der Erzherzog zu, wenn der Jüngling blitzenden Auges

bewies, dass er keine der Thaten des Helden vergessen habe, in dessen Heim ihn eines Zufalls wundersame Laune geführt hatte.

Und gnädig entließ der Erzherzog seinen jungen Gast, der allmählich doch die Courage gefunden hatte, von den köstlichen Tafelgenüssen zu profitieren; einer der Adjutanten aber gab ihm das Geleite auf seinem Gange zu jenem Hôtel „Erzherzog Karl", wo man ihn mit banger Sorge erwartete.

Das gab eine verschämte, dann aber begeisterte Aufklärung über die Wege der Vorsehung, die Luca bei seinem ersten Debut in der Kaiserstadt gewandelt war. Rasch machte die Geschichte die Runde in der Garnison, und sie flog bis nach Wiener-Neustadt zur Akademie-Direction. Der General und Local-Director machte nicht übel Miene, ein Marmorkämmerlein, den schwersten der Arreste, für den Verwegenen instand setzen zu lassen — aber ein wohlverbürgter und vortrefflich einbegleiteter Bericht über das tadellose, ja ausgezeichnete Benehmen des ungebetenen Gastes auf dem schwierigen Terrain glättete die Stirnfalten des Gestrengen und verschaffte dem zitternden Luca einen überaus gnädigen Empfang.

So blieb das Wiener Debut mit goldenen Lettern in der reichen Geschichte von Lucas Kriegsleben verzeichnet, und so oft ihn jemand hänselnd fragte, bei wem er denn ausspeisen gewesen sei in der Kaiserstadt, erwiderte er stolz und strahlenden Blickes: „Beim Erzherzog Karl!"



Die Jünger der heiligen Barbara.

Wenn wir in diesem Buche einzelner Heldenscharen unseres tapferen Heeres und ihrer ruhmreichen Geschichte gedenken, dann dürfen wir derer nicht vergessen, die das erste, das verheerendste Instrument im Schlachtenconcerte spielen — der braunen Jünger der heiligen Barbara.

Ihre Geschichte ist fast älter als die des stehenden Heeres. Sie führt uns zurück in die Zeiten Kaiser Max', des letzten Ritters, der auch der erste Kanonier war. Als der kriegerische Herrscher vor Kufstein lag und der Veste Trotz durch seine Eisenkugeln brach, da gab's freilich noch kein Artillerie-Regiment! da war die „Arkelley" eine löbliche Zunft, die Feuerwerker und Stuckmeister waren gar gelehrte Herren, geachtet, aber auch gefürchtet im Heere — war's doch ungewiss, ob nicht der böse Feind selbst der Helfershelfer dieser schweigsamen Fernhintreffer war! Aber wie man sich mit der Zeit an alles in der Welt gewöhnt, so befreundeten sich auch bald die Lanzknechte mit den gelehrten Kameraden von der Arkelley — erkannten sie ja bald die mächtige, kräftige Unterstützung der „Stücke" im Kampfe.

Schwerfällig war die Arkelley in des „letzten Ritters" Zeiten; ein gewaltiger Tross an Menschen und Pferden war zum Transport und zur Bedienung der Riesenkanonen erforderlich. So transportierte man z. B. eine einzige Doppelkartaune oder „Scharfmetze" auf 32 Fuhrwerken mit 213 Pferden. 107 Knechte und 12 Kanoniere zählte die

Bewaffnungsmannschaft dieses Geschützes. In maria-theresianischer Zeit bestand das Kaiserl. Artillerie-Corps aus 128 Geschützen, 875 Pferden mit 300 Fuhrknechten unter 3 Geschirrmeistern, 124 Büchsenmeistern und 390 Handlangern. Mit begreiflichem Bewußtsein schreibt ein Constabler jener Zeit: „Kanonen und Stücke, das sein gar schwere Sachen: das muß mit Verstand regiert werden; es ist nicht so wie bei den andern: wenn die [illegible], so laufen die Pferde."

Schon unter des Prinzen Eugenius glorreichen Zeiten gieng man daran, den ungeheuren Apparat der Artillerie zu vereinfachen, und bald wetteiferten die Heere Europas in Verbesserung und Vergrößerung ihrer Artillerien — immer aber blieben die Kanoniere des Kaisers die ersten im Wettstreite. Die Namen unserer berühmtesten Generale, wie [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und Daun finden wir mit dem Titel eines „General-Feldzeugmeisters und Hauszeugmeisters" des obersten Chefs der Artillerie geschmückt.

Aus den bürgerlichen Zeugmeistern entwickelten sich die österreichischen Feuerwerker, und von dem stammte auch der eigentliche Begründer und Organisator des Feld-Artillerie-Corps, Wenzel Fürst von Liechtenstein, dessen Namen unvergeßlich bleibt in der Geschichte der Artillerie-Waffe. In Böhmens residierte ihr „Stab", und am Berge von Moldaustein erhielten die Kanoniere die Ausbildung, die sie dem großen Schlachtenmeister Friedrich I. so gefährlich machte. Unter Liechtensteins Leitung wurde das Artillerie-Corps auf 3500 Mann gebracht und die Manipulation an den Feldstücken so vereinfacht, daß man in unglaublich kurzer Zeit 10—14 Schüsse abgeben konnte. Auch in theresianischer Zeit war der echte Kanonier der Gelehrte unter den Soldaten. Mit Leidenschaft studierte er jene mathematischen Wissenschaften, vor denen der „Haudegen" heiligen Respect hatte, und noch im verflossenen Jahrhundert konnte sich mancher Feuerwerker an mathematischer Gelehrsamkeit mit Professoren messen. Der vorzüglichen Ausbildung angemessen waren auch die Erfolge der kaiserlichen Artillerie die glänzendsten. Friedrich I. schrieb damals an Keith: „Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreich und wohlbestellten Artillerie; sie macht dem von Liechtenstein Ehre, der die Aufsicht darüber hat." In den Kämpfen bei Breslau, Hochkirch und Landshut, bei der Vertheidigung von Dresden und der Belagerung von Schweidnitz — immer und überall fand der Feind unsere Kanoniere am Platze. Bei Wenzel Liechtensteins Tode zählte man drei Brigaden Kanoniere mit insgesammt 4488 Mann und eine ihnen angegliederte Mineur-Brigade. Liechtenstein hat sich den Ehrenplatz unter den Palladinen der großen Kaiserin vollauf verdient!

Sein Erbe im Commando der Artillerie war Ulrich Fürst zu Kinsky; er führte die Theilung des bisher bestandenen Artillerie-Corps in drei Regimenter durch. 1772 erhielt die Artillerie den braunen Rock mit rothen Aufschlägen, der bis heute ihr historisches Kleid geblieben ist.

In Rouvroy erstand der Waffe ein neuer Held, dessen artilleristische Kunst und Beweglichkeit schon 1761 weltberühmt wurde. Rouvroys bedeutendstes Werk war die Schöpfung der Cavallerie-Batterien, die dem Feinde durch die unheimliche Raschheit ihrer Bewegungen im Gefecht so gefährlich wurden. Bei Schweidnitz errang er sich durch seine persönliche Tapferkeit, die ihn selbst, als ersten die Wälle der Festung erklimmen ließ, das Theresien-Kreuz. Nach seinen Heldenthaten bei Glatz und Breslau wurde ihm das Commandeurkreuz desselben Ordens zuerkannt; noch während der Belagerung Belgrads (1789) starb er — allzu früh — an der Ruhr. Sein Verdienst aber war es, dass die Festung fiel, ohne dass Erstürmung nothwendig gewesen wäre.

Smola hieß der artilleristische Held der Franzosenkriege. Aus dem Artillerie-Corps 1787 als Lieutenant hervorgegangen, wurde er Lehrer im Bombardier-Corps, dem Generationen wackerer Artilleristen ihre hervorragende Ausbildung dankten. Bei Neerwinden (18. März 1793) stand Smola mit seiner Batterie und drei Geschützen 8000 Franzosen des Revolutionsheeres durch fünf Stunden im standhaften Kampfe gegenüber. Immer wieder warf er ihre Sturm-Colonnen aus dem Orte Orsmael, bis ihn endlich die Demontierung mehrerer Geschütze zum Zurückgehen zwang. Wieder sammelte er neue Geschütze und jagte durch ihr verheerendes Feuer die Franzosen in panikartiger Flucht zurück. Noch im letzten Augenblicke der Schlacht wird der zähe Widerstand der Feinde in den Orten Orsmael und Gützenhoven durch Smolas Feuer gebrochen. Zum größten Theile ist Smola, dem schlichten Oberlieutenant aus Teplitz, der Erfolg des Tages zu danken. Das Theresien-Kreuz war sein Lohn! In 56 Schlachten und Gefechten wurde sein Name zu dem eines der hervorragendsten Artilleristen aller Zeiten!

Bei Wagram leitet er 400 österreichische Kanonen gegen 584 des französischen Gegners. Er ist Oberst geworden, und seine Leistungen an diesem für uns so traurigen Tage werden mit dem Commandeurkreuz des Theresien-Ordens. gelohnt. 1813 sehen wir ihn zum General befördert — in 36 Dienstjahren hat er die für Artilleristen seiner Zeit schier unerreichbare Charge erlangt. Mit Smola war ein frischer, schneidiger Zug in unsere Artillerie gekommen. Nicht mehr rasselten die schweren Geschütze im behäbigen Trab heran — unsere Artillerie

„attaquierte". Im Galopp rasen die Batterien bis auf kürzeste Distanz an den Feind, schleudern ihm ihre Kartätschladungen entgegen, und blitzschnell ist wieder aufgeprotzt und Position gewechselt!

Zahlreich waren die Artilleristen, deren Heldenbrust nach den Franzosenkriegen das Theresien-Kreuz schmückte. Aus der langen Liste seien nur die Namen der hervorragendsten Männer genannt. Häring hieß der Tapfere, der es vom schlichten Kanonier zum Baron und Feldzeugmeister gebracht. Bei Mehadia sprengte er mit seinen nie fehlenden Geschützen die feindlichen Carrés, und stets war sein Name den Feinden schrecklich. Schuhay bei Lüttich, Wenzel Frierenberger bei Austerlitz, Christ v. Ehrenblüh in 119 Gefechten bewiesen die glänzende Verfassung unserer Artillerie durch die herrlichsten Waffenthaten. 600 Stunden war z. B. Christ im feindlichen Feuer gestanden, 29 Tapferkeitszeugnisse bekunden seine Todesverachtung, und nur drei leichte Wunden hatte er in all den Kämpfen davongetragen.

Der Geist dieser Helden vom Geschütz aus den Befreiungskriegen hat schon in Radetzkys glorreichen Feldzügen die segensreichsten Früchte getragen, und heute noch lebt er in der Tradition der Artillerie-Waffe fort, die Söhne der heiligen Barbara immer wieder zu neuen erhabenen Thaten anfeuernd!

In Italien waren besonders die Raketen-Batterien vom Feinde gefürchtet; es war ein neues, gefährliches Kriegswerkzeug, das unsere Kanoniere meisterhaft bedienten. Bei Novara erringt Lieutenant Szechovini in standhaftem Kampfe mit 3 gegen 16 Geschütze das Theresien-Kreuz. Er war einer jener sechs Helden der österreichisch-ungarischen Armee, deren Brust sämmtliche Decorationen für Tapferkeit schmückten.

Eine merkwürdige, in der Kriegsgeschichte einzig dastehende That war die des Majors Eschenbacher vom 1. Artillerie-Regiment. Er hat es vermocht, mit fünf Batterien ein Werk der Festung Raab im wahrsten Sinne des Wortes zu stürmen. Die gestürmte Schanze hielt er mit seinen Geschützen so lange, bis ihm Infanterie-Unterstützung zugeführt wurde!

1848 wurde der Artillerie-Truppe die größte Auszeichnung, der höchste Lohn für ihre Heldenthaten zutheil. Des Reiches junger Herrscher Franz Josef I. ernannte sich selbst zum Inhaber des 1. Artillerie-Regiments!

Auch in den Kämpfen des Jahres 1859 blieb die Artillerie ihrer ruhmvollen Vergangenheit treu. Der alte Prokosch vom 1. Artillerie-Regiment holte sich bei Montebello das Theresien-Kreuz und den Leopolds-

Orden. Anton Prokosch war ein 42jähriger Oberlieutenant, als er sich diese höchsten Ehrenzeichen verdiente. Mit einer halben Batterie des 8. Regiments war er bei Montebello Brigade-Artillerie der Brigade Schaafgotsche. Bei Casteggio und Genestrello kämpfte er in dieser Schlacht mit einer Zähigkeit, die in der Kriegsgeschichte ihres Gleichen sucht. Er deckt die Ablösung seiner Brigade durch Stunden. Sechs feindliche Kanonen demontiert er, französische Regimenter zersplittern an dem Feuer seiner Zwölfpfünder. Um 6 Uhr abends erst geht Prokosch zur Ruhe — kein Franzose wagt mehr, sich dem Alten zu nähern!

Und wie anno 1859 in den glühenden Ebenen Italiens, so sehen wir 1864 unsere braunen Kanoniere im standhaften Kampfe auf den Schneefeldern Schleswig-Holsteins. Eisern, unerschütterlich, dem Feinde mit unheimlicher Macht die Stärke unserer Geschütze zum Bewusstsein bringend! Major Neubauer, ein Theresien-Ritter von 1859, commandiert bei Veile (März 1864) zwei Achtpfünder-Batterien des 1. Regiments. Nach zwanzigstündigem Marsche ist Neubauer in die Nähe des Schlachtfeldes gekommen und hört den Kanonendonner. Im Galopp zur gefährdeten Stelle eilen — ohne auf die Ermüdung seiner Truppe Rücksicht zu nehmen — das ist des Tapfern rascher Entschluss. Er kommt gerade zurecht, um der 4. Fuß-Batterie des Regiments die nothwendige Unterstützung bringen zu können. Voll Bewunderung spricht sich ein dänischer General über die Leistungen und das Material unserer Artillerie aus. „Es gibt keine Truppe, keine Artillerie der Welt, welche im Feuer diesen Batterien widerstehen könnte, wenn sie, wie hier, mit solcher Kaltblütigkeit bedient werden!“ — Das sind Worte aus Feindesmund! 3 eiserne Kronen, 8 Verdienstkreuze, 46 silberne Tapferkeits-Medaillen waren der Lohn unserer Kanoniere!

Im Unglücksjahre 1866 waren es die braunen Kanoniere, die Österreichs Heere durch ihren beispiellosen Heldenmuth vor dem sicheren Untergange retteten. In Bänden nur könnte man die Heldenthaten schildern, die unsere Artillerie in diesen Tagen des Schreckens vollbracht. Die schlichten Worte eines preußischen Majors über unsere Kanoniere aber seien das ehrendste Zeugnis für die Helden dieses verlorenen Feldzuges: „Die bei Königgrätz verlorenen 187 Geschütze repräsentieren eine ganze, dem Staate erhaltene Armee!“ Bei Hühnerwasser, Podol, Trautenau, Münchengrätz, Jičin und auch bei Aschaffenburg waren des Kaisers Kanoniere gefürchtet vom siegreichen Gegner, verehrt von den geretteten Kameraden. Bei Königgrätz aber erntete unsere Artillerie die unsterblichsten, aber auch die blutigsten Lorbeeren. Haupt-

mann August van der Groeben mit 8 Geschützen und kaum 100 Kanonieren stand dort an jenem unvergeßlichen 3. Juli einem Heere des Feindes gegenüber; er hielt stand und rettete dadurch seinem Kaiser ein Armee-Corps. Die 7. Cavallerie-Batterie des 8. Feld-Artillerie-Regiments war es, die durch ihren unübertrefflichen Heldenmuth, durch ihre todesmuthige Selbstaufopferung sich den Namen der „Batterie der Todten" verdiente, unter dem sie unsterblich bleibt in der Geschichte der Kriegsvölker aller Zeiten.

Bei Beginn des Gefechtes stand van der Groeben am Flügel unseres Geschützcentrums, das den feindlichen Batterien trotz bot und jede Vorwärtsbewegung lähmte. Schon schien das Glück uns treu zu bleiben, da erschien im rechten Moment Preußens Kronprinz am linken Flügel des Feindesheeres. Die preußischen Garden überfallen unsere tapferen Magyaren von Nr. 46, Benedek selbst und sein Hauptquartier sind bedroht, die todesmuthigen Stürme der 46er gegen Chlum werden zurückgewiesen — Preußens Grenadiere debouchieren aus Chlum in den Rücken des 3. Corps.

Diese furchtbare Lage erkennt van der Groeben. Er steht Chlum am nächsten; opfert er sich und die Seinen, so ist den überraschten Kameraden von der Infanterie und der Geschützreserve der Rückzug möglich. Im Galopp rast die Cavallerie-Batterie an den Westrand von Chlum, im Augenblick steht sie feuerbereit und wirft Kartätschladungen in die dichten, stürmenden Massen des Gegners. Einen Moment nur stocken die Garden im Siegeslaufe, dann überschütten sie Groebens Heldenschaar auf 200 Schritte mit verheerendem Schnellfeuer. Der Commandant, zwei Officiere und 68 Mann verbluten unter den preußischen Kugeln, 7 Geschütze sind bedienungslos — noch spricht aber eine Kanone ihre tödliche Sprache. Lieutenant Merkel mit den wenigen Überlebenden der Batterie rettet das letzte Geschütz — die Batterie hat ihre Schuldigkeit gethan. Im Tode zierte der allerhöchste Kriegsherr die Heldenbrust van der Groebens mit dem Theresien-Kreuze — unvergänglicher als dieser irdische Lohn aber ist das Andenken, das in jedem treuen Österreicher für diesen Spartaner der Neuzeit weiterlebt!

Und so wie die Helden der Todtenbatterie, so kämpften unsere Kanoniere überall, dem Feinde zum Schrecken, den Kameraden zum Heil.

Unzählig sind die Heldengräber, in denen unsere braven Kanoniere in heimatlicher Erde schlummern, wo sie verblutet sind im Kampfe für Österreichs Ehre. Der große Moltke selbst konnte nur in größter Bewunderung von den heroischen Leistungen unserer Artillerie sprechen. Sie

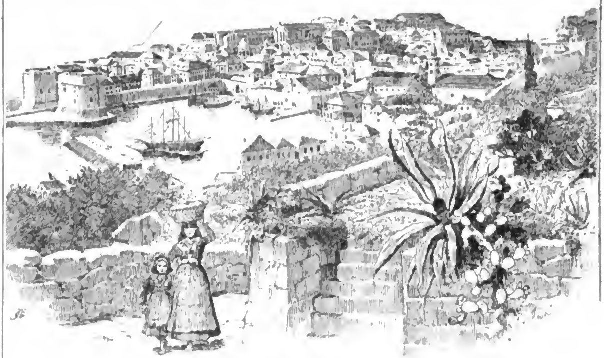
hat in diesen Tagen des Schmerzes von neuem ihren Ruf bewiesen — als die beste Artillerie der Welt!

Mit gerechtem Stolz blicken unsere braunen Artilleristen auf ihre Ruhmesgeschichte zurück. Wem eine solche Vergangenheit gegeben ist, dem braucht um eine ruhmvolle Zukunft nicht bange zu sein. Ewig werden sie die Tradition ihrer heldenhaften Vorfahren hochhalten, immer neue Ruhmesthaten werden die kaiserlichen Kanoniere vollbringen — als echte und rechte

Jünger der heiligen Barbara!



Ein österreichisches Nizza.



Ragusa.

Dalmatien erwacht aus dem tiefen, schweren Schlafe, in dem es versunken war seit Jahrhunderten. Die Welt lernt es wieder erkennen, dieses wundersame „steinreiche" Land, in dem sich Wüste und Paradies so nahe berühren, dieses Land, erfüllt mit den Trümmern einer großen Vergangenheit, harrend des belebenden Hauches, der ihm die blühende Zukunft bringen soll. Ja, es ist ein wundersamer Erdenstreif, den hier die Adria umbrandet. In mächtigen, grauen Bergesmassen lagert er an dem österreichischen Meere; wo aber diese rauhen Bergesriesen Raum geben der lauen Luft, der warmen Sonne des Südens, da duftet und sprießt es üppig empor, da breitet sich der Oliven dunkles Grün über hügelige Ufer, da ragt die Palme und Agave empor, der Cactus breitet in ungebundener Freiheit seine Stachelblätter aus, der Oleander blüht in vieläſtigen, hochstrebenden Bäumen, die Feige reift und die Citrone; in paradiesischer Schönheit scheint die dalmatinische Riviera hingegossen an das wild-zerklüftete, von Stürmen durchbrauste Hochland. Das waren die Reize, welche seit langen, inhaltreichen Jahrhunderten die Völker angezogen und zum blutigen Streite verlockt haben um das merkwürdige Land. Hieher streckte einst den weitreichenden kampfgeübten Arm der Römer weltgebietende Macht. Das alt-illyrische Barbarenreich schlugen sie zusammen; vor den siegreichen Legionen des Consuls Metellus flüch-

teten die wilden Krieger in die unwirtlichen Felsen, und ein neues, blühendes Leben zauberten die Römer in das eroberte Reich.

Da erwuchsen an den Ufern der Adria jene volkreichen, gewaltigen Städte, von denen uns heute trauernde und dennoch so herrliche Trümmer erzählen: da gewann das gewaltige Salonae seinen hellstrahlenden Glanz, seine Bürger wurden stolz und übermüthig, mit Rom selbst nahmen sie den Kampf auf. Um Salonaes Gunst und Heer bewarben sich Cäsar und Pompejus, und Octavius' Rückzug entschieden diese Salonenser. Und als dann Kaiser Diocletianus, müde der Sorgen und Lasten der Cäsarenwürde, einen Ruhesitz suchte im weiten weltumspannenden Römerreiche, da ruhte sein trunkener Blick auf den Reizen der dalmatinischen Riviera, und nahe dem mächtigen Salonae erhob sich sein noch mächtigerer Kaiserpalast, dessen altersgraue, verwitterte und zertrümmerte Mauern heute beinahe einer Stadt (Spalato) Unterkunft bieten, aus dessen Trümmern ein mächtiger Dom erstanden, in dessen Winkeln sich kopfreiche Familien ihre Häuser gebaut haben; jener gewaltige kaiserliche Bau, neben welchem die Prunkbauten der Gegenwart zu winzigen Zwergen werden.

Verweht, verrauscht ist diese Zeit der Römerherrlichkeit. Gothen und Avaren, Chrobaten und Sorben kamen mit ehernem Tritte heran, zermalmten die Römerherrschaft, schlugen in Stücke das Große, was jene geschaffen. Ein weites, weites Trümmerfeld ist heute die Weltstadt Salonae; vergessen und begraben war sie viele hundert Jahre, verstreut und verkommen das Volk, das sie bewohnt; die forschungsfreudige Gegenwart erst entringt Salonae Stein für Stein dem Grabe der Vergessenheit, erst die Gegenwart wendet ihren Blick wieder bewundernd jenen Resten des Römerthumes zu, welche aufrecht geblieben sind in den Stürmen der Zeiten. So stark war die kunstgeübte Hand, die sie geschaffen, dass sie der wüthendste Barbar nicht völlig zu vernichten wusste. Später gründete sich italienisches Bürgerthum stolze Stätten an diesen Küsten — eine Schöpfung der neuen österreichischen Zeit aber ist jenes einheitliche Dalmatien, das heute so kräftig nach Geltung ringt im Staate, das sich heute der Welt wieder in Erinnerung bringt mit all den Wundern der Natur, den Resten alter und ewig junger Kunst, mit all der blühenden Schönheit seiner Küsten, die so lange im Dornröschen-Schlafe gelegen und geharrt haben ihres Erweckers und Verehrers.

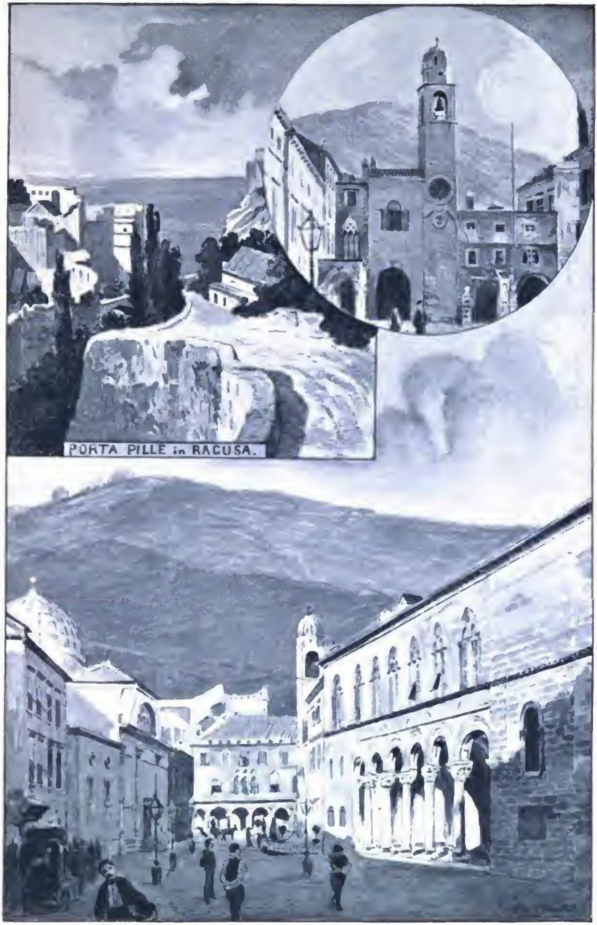
Ja, es war hohe Zeit, dass man sich des Landes erinnerte, um dessen Besitz Nationen im völkermordenden Wettstreite gerungen haben; es war Zeit, dass Österreich den Glanz dieser Perle erkannt, die so lange

unbeachtet geblieben ist im Strahlenkranze seiner Krone. Nahegerückt ist uns heute das Königreich, das vor Jahrzehnten noch ferner schien als die Küsten der Nord- und Ostsee, als die afrikanischen Meere. Der Österreicher liebt das Weite; er entschließt sich schwer zur Schätzung seiner selbst, zur Bewunderung dessen, was er selbst besitzt — der Fremde muss ihm sagen, was schön ist in seinem Lande. Nun aber entdeckt man Österreichs Küste; das reizende Erdenpünktchen Abbazia ist zum Mekka geworden für unsere Meerespilger, und es verdient die Sehnsucht seiner Freunde. Aber man blicke tiefer hinab an Österreichs Küste, und staunend, wonnetrunken wird der Blick an einem zweiten Erdenpunkte haften bleiben, den die Göttin der Schönheit hingezaubert zu haben scheint an die blaue Fläche der Adria.

Ragusa! Der Name ist schon heute dem Österreicher und dem Fremden geläufig. Hier will man zuerst die Kraft jenes Zauberstabes erproben, welcher Dalmatiens Schönheiten wiedererwecken soll zu neuem Leben. Und kein würdigeres Ziel konnte man erwählen, keine entzückendere Stätte entdecken als diese. Im raschen Laufe trägt uns der Dampfer von Triest hinüber an Dalmatiens Küste. Drei Tage, keinen darüber, brauchen wir, um an ihr vorbeizufliegen und ihren merkwürdigsten Stationen unseren Besuch abzustatten. Und wohler als in dem dumpfen, schwülen Waggon fühlen wir uns auf Deck der hochbordigen, eleganten Schiffe, die der österreichische Lloyd zu seiner dalmatinischen „Eilfahrt" benützt. Dort thürmen sich schon die Steine der dalmatinischen Küste zu langgedehnten Felswänden, hier ballen sie sich zu idyllischen Eilanden zusammen, die unser Dampfer umschifft. Und selten grüßt uns ein weißes Dörfchen, eine altersgraue Ruine, ein modernes Sperrfort von Küsten und Höhen; selten unterbricht ein Olivenwald, eine schüchterne Anpflanzung dieses steinerne Einerlei, über dem die goldene Sonne, der klare, blaue Himmel versöhnend lacht.

Ein Eildampfer fährt rasch . . . . in drei Tagen von Triest nach Süddalmatien! Vorbei sind wir schon an der geräumigen Insel Calamotta, rechts blicken wir hinüber nach der Halbinsel Lapad und laben unser Auge an dem frischen, vollen Grün, das sie bedeckt. Schon erspäht der erfreute Blick die ersten Exemplare jener hochaufgeschossenen „Natur"-Palmen, die uns allein als der untrügliche Typus des „echten" Südens erscheinen. Ja, hier wachsen sie bereits so wild als möglich und zieren im Verein mit den prächtigen Olivenwäldern den reizenden Gondola'schen Besitz auf Lapad.

Links aber öffnet sich vor dem noch entzückteren Blicke das breite und tiefe Omblathal, die Schiffsketten rasseln, wir werfen Anker im


PORTA PILLE in RAGUSA.

Hafen von Gravosa, den man schon Ragusa nennen darf. Man hält sich nicht lange damit auf; ein Wagen bringt uns in einer halben Stunde nach der Stadt. Und was für ein Weg, welche Fülle von Genüssen! „Bella Vista" heißt bezeichnend die Höhe dieser Straße, und wahrhaftig, ein Panorama, wie es uns nur entworfen wird von den herrlichsten Erdenpunkten an — nichtösterreichischen Meeren, fesselt unser Auge, unsere ganzen Sinne. Wir sind auf der felsigen Höhe der Küste, die hier steil abzustürzen scheint in die schwindelnde Tiefe.

Mächtige Agavenpflanzen grüßen über die niedere Brüstung herüber, rechts bleibt uns die waldige Halbinsel Lapad, vor uns aber breitet sich, vielfach mit bleichem Fels in die spiegelglatte, von der Sonne vergoldete See vorspringend, das Gestade von Ragusa. Hier der schmale Weg senkt sich hinab zu dem von Pinien beschatteten Friedhofe Monte Vierno; dort thront auf hoher Felszacke, vom Meer umgürtet, das Fort Lorenzo; links aber auf mächtiger Bergeshöhe, auf der Spitze des Monte Sergio blickt das gewaltige, aus napoleonischen Tagen in die Gegenwart hineinragende Fort Imperial herrschend herab auf die von massigen Mauern und Werken umkränzte Stadt.

Schon fahren wir durch die schöne Vorstadt Pille; moderne Villen wechseln mit schmucklosen, einförmigen Häusern, sie alle bergen sich in der schmucken üppigen Vegetation des Südens; hinter prächtigen Oleanderbüschen lugen sie hervor, an der Straße entfalten sich zu Riesenfächern die Cacteen, der Gärtner braucht sich nicht anzustrengen, um den Ragusaner Patriziern die Vorgärten der Villen mit „exotischen" Pflanzen zu schmücken. Und nun stehen wir vor der Porta Pille, dem einst so imponierenden, nun aber mit friedlichem Moos bewachsenen Festungsthore Ragusas. Links ragt das Fort Minzetto oder Manzetta empor; ein Patrizier hat es errichtet, zur Ehr' und Wehr seiner Vaterstadt. Einen Strohsack nur barg sein eigenes schlichtes Zimmer und ein Strick durchzog es, an dem sein Purpurmantel hieng — sein Vermögen gehörte der Heimat.

Solche Männer mit opfermuthigem Sinn und ehernem Charakter haben die Größe und Freiheit Ragusas, sie haben jene goldene Zeit begründet, von der man heute noch träumt und schwärmt. Ja, es ist historischer Boden, auf welchem wir stehen. Das alte Epidaurus, eine Korinther-Colonie an der Stelle des heutigen stillen Fleckens Ragusa vecchia (Alt-Ragusa) südöstlich der neuen Stadt, war deren „Wiege". Sie war die Hauptstadt des alten Reiches Unter-Illyrien und sank in Schutt und Trümmer, als die Avaren mit Barbarenwaffen dieses Reich über den Haufen warfen. Auf schnellen Schiffen flohen die Epidaurer in jenen

Eichenhain am Meeresstrande, welcher bald einer neuen, blühenden Stadt Platz machte. Ragusa nannten ihn die romanischen Bewohner, „Dubrovnik“ (nach jenen Eichen, duby) die Slaven, als sie ins Land kamen und in einen nicht immer friedlichen und noch heute nicht abgeschlossenen Wettbewerb mit den älteren Bewohnern traten. Die Stadt wurde aber auch schon im Jahre 663 ein Staat, eine Republik adeligen Charakters, ein Klein-Venedig, das sich jedoch niemals unter das Joch der stärkeren, weltberühmten Schwester beugte.

Ja, es waren merkwürdige, starre und kluge Bürger, diese Ragusaner — sonst hätten sie kaum das Wunder ihrer mehr als 1100jährigen Existenz in einem an blutigen Umwälzungen überreichen Zeitraume vollbracht. Jeden Monat wechselte ihr Staatsoberhaupt, dem der eiserne Rath der Zehn zur Seite stand, den überdies fünf „provedditore“ als Hüter der Verfassung, ein kleiner und großer Rath und ein Senat umgaben und controlierten. Die Einführung des Neugewählten in den stattlichen, säulengeschmückten Palast der „Rectoren“ — so hießen die Präsidenten der ragusanischen Republik — die Bekleidung mit dem Purpurmantel des Herrschers bedeutete für den Rector einen Monat strenge Haft; denn niemals, außer bei strengdienstlichen, feierlichen Anlässen, durfte er seine Residenz verlassen. Kein Wunder, wenn diese Monats-Fürsten froh waren, den Purpur wieder los zu werden und zurückzukehren in die freie Welt! Frei war sie übrigens nur für die Edlen — das übrige Volk war durch eine tiefe Kluft von den Herren der Republik geschieden.

So lebte und waltete die Republik jahrhundertelang. Um dem Löwen von San Marco, der Republik Venedig, deren Rachen Dalmatien nahezu verschlungen hatte, zu entrinnen, vertrugen sie sich gegen einen mäßigen Tribut an Ducaten mit den Türken und traten vorsichtigerweise zwei kleine Küstenstreifen, Klek und die Suttorina, an die Hohe Pforte ab. Das legte man den gefürchteten Türken, die der kleinen Republik kein Haar krümmten, zu Füßen; dieser türkische Länderstreif trennte Ragusas und Venedigs Gebiet und befreite die Ragusaner von der zudringlichen Nachbarschaft der Dogenrepublik. Seit 1697 bestand dieser Einschnitt türkischen Gebietes in Dalmatien bis zur Occupation der Hercegovina. Österreich hatte nur das Recht zum Truppendurchmarsch und übte es alljährlich einmal aus; eine Regiments-Musik mit einer Compagnie oder einem Bataillon durchquerte frisch und flott die „Suttorina“; es war rasch geschehen, und das Recht war behauptet . . .

Sechshundert ragusanische Segler belebten in der Blütezeit der Republik die Meere — jetzt kann man sehr leicht die Segel und die

dampfenden Schlote zählen, welche Ragusa und Gravosa berühren oder heimatsberechtigt in diesen Häfen sind. Die Katastrophen brachen über diese Miniatur-Republik herein, als die ganze Welt unter dem Siegestritte der französischen Heere erzitterte. Eines Tages ritten französische Reiter durch Ragusa. Höflich verlangten sie ein rundes Sümmchen und die Erlaubnis für ein Truppen-Corps des großen Kaisers, auf dem Gebiete der Republik zu rasten. Würdevoll, aber zitternd unter den goldgestickten Mänteln, „erlaubten" es die Rathsherren. Und es kamen die Bataillone; aber sie „rasteten" unter Gewehr, und während sie auf dem Hauptplatze aufmarschierten, klirrte ihr General in den Rathsaal und gab den Rathsherren den freundschaftlichen Rath, sich nicht länger mit dem „Berathen" abzuplagen, denn die Republik sei aufgelöst und das Banner von San Biagio (dem heiligen Blasius, dem Schutzpatrone Ragusas) weiche der französischen Fahne. Da gab es kein Zögern und Zieren; die Senatoren schwiegen und giengen. . . . Nun waren die Franzosen Herren im Lande, und manches von dem, was sie in dem frischaufgewärmten Königreiche Illyrien geschaffen, mancher prächtige Bau, manche noch prächtigere Straße hat gedauert bis auf unsere Tage. Nur kurze Jahre aber währte ihre Herrlichkeit. Als die Macht des Corsen gebrochen war, stiegen Russen und Montenegriner von den Bergen herab, überfielen die Franzosen in Ragusa, vernichteten die Garnison, verheerten und verwüsteten die ganze Umgegend.

Das war der härteste Schlag, der die gestürzte Republik betroffen. Wohl erholte sich Ragusa langsam von der Katastrophe, aber die Blüte, welche dagewesen, ist nie mehr gekommen, auch nicht unter dem milden Scepter Habsburgs.

Und dennoch gibt es genug zu schauen und zu bewundern in dem Ragusa von heute: genug ist übrig geblieben von der alten Herrlichkeit und gleich ist sich geblieben der Zauber der Landschaft, die laue Luft, die Sonne des Südens. Wenn wir die Porta Pille passiert haben, sind wir mitten drin in dem frischen Leben der Gegenwart, in der schnurgeraden Stradone, der Hauptstraße der Patrizierstadt. Kerzengerade, tadellos „ausgerichtet", stehen sie da, die alten Paläste der Signori; sie sind einander ähnlich wie ein Ei dem anderen, denn so wollte es der hohe Senat, als das Erdbeben des Jahres 1667 die alten Paläste vernichtet hatte. Keiner der Edlen und keiner der Paläste sollte sich über den anderen erheben; heute steht gar mancher öde und leer, verweht sind die Namen, gebrochen die Wappenbilder, in den Parterreräumen nur regt sich geschäftig der Hammer oder die Nadel. Hier in der „Stradone" entstehen jene prunk-

vollen, goldgestickten Gewänder und Kappen, auf deren Schmuck auch der schlichte, darbende Felsbewohner nicht verzichtet. Am Markttag steigen sie herab von ihren Höhen, die Morlaken und Herzegovzen und zahlen in blankem Silber die kecken Mützen mit den goldgestickten Buchstaben, die zierlichen, bunten Mieder ihrer Schönen, die zartgewebten Tücher. Neben „feschen" Herzegovzen sehen wir die nicht minder buntgekleideten braunen, wetterharten Morlaken, welche hoch zu Esel auf den Markt ziehen, um den noblen Städtern die Producte ihrer Thäler zuzuführen. Um den alterthümlichen Röhrbrunnen, der sich — ein Kunstwerk an sich — gegenüber der Franciscanerkirche erhebt, gruppieren sich in unbewusster Grazie einige schmucke Töchter des Brenothals; emsig walten sie daheim in ihrem von den hercegovinischen Grenzgebirgen umschlossenen Thale, und gern nimmt man ihnen ab, was sie mit fleißiger Hand schaffen.

Bei den Franciscanern treten wir ein und schwelgen in dem Anblicke des herrlichen Kreuzganges, dessen kunstvoll gebaute und geschmückte Pfeilerarcaden eine flache Terrasse tragen: dort wandeln die braunen Väter vom Orden des heiligen Franciscus, oder sie steigen herab in das trauliche Conventgärtchen, dessen tropische Vegetation sich bis in den Kreuzgang verbreitet und die Pfeiler umklammert.

Ebenso schön und ebenso romantisch aber wohnen auch am anderen Ende der Stadt die Brüder vom heiligen Dominik in ihrem „bewaffneten", starken Kloster, in dessen Bau sich romanische und gothische Formen wunderbar mischen. In den Arcaden des Kreuzganges schreiten, das Brevier in der Hand, zwei jugendliche Novizen im weiten, weißen Ordenskleide dahin. Aus dem mit frischem, dunklem Grün umsponnenen Fenster aber blickt ein ernster, grauer Mönch sinnend in den Conventhof. Hier ist alles, wie es war vor langen Jahrhunderten: Hier ist echte, unverfälschte Vergangenheit — diese Burg hat stand gehalten dem Erdbeben und den Franzosen . . .

Und abermals stehen wir auf alter republikanischer Stätte: der „Dogana" oder Sponza, der alten Münzstätte, gilt unser Besuch; die großartige Vorhalle zeigt in ihren Arcaden und Kreisbögen den reinsten Renaissancestil, sinnreiche lateinische Worte gemahnen an des Gebäudes einstigen Beruf. Durch eine Arcadenhalle schreiten wir in den Hof des altersgrauen Rectorenpalastes. In jener Halle saßen einst die Senatoren, wenn wichtige Ereignisse oder staatliche Feste die Entfaltung des ganzen republikanischen Pompes forderten, auf ihren steinernen Sitzen. Und den echten Regierungspalast kündet der Hof mit seinen weiten Hallen, seiner breiten Freitreppe. Der Kaiser von Österreich ist hier gestanden;

seine Anwesenheit bedeutete eine neue Zeit des Glückes und der Erhebung für die alte Rectorenstadt.

Der geharnischte Roland auf seinem Sandsteinsockel vor dem Palaste war wohl das Symbol der alten freistädtischen Macht und Stärke; er hielt das Banner des heiligen Blasius, und aufrecht blieb es vielhundert Jahre. Aufrecht steht dieser Roland noch heute; wenige der Namen aber, welche einst im ragusäischen Staate mit Ehrfurcht genannt wurden, haben noch heute ihren vollen Klang behalten.

Die neue, die österreichische Zeit Dalmatiens ist da, und Ragusa erblüht von neuem. Ein österreichisches Nizza soll es werden; ein österreichischer Verein widmet seine ganze Kraft dem wiedererwachten Dalmatien; unter den Auspicien des Lloyd hat sich auf dem herrlichsten Punkte Ragusas, vor der Porta Pille, im Angesichte der ehrwürdigen Stadt, ihrer Bollwerke und der weiten, blauen See ein zeitgemäßes Cur-Etablissement erhoben, das dem Fremden den Aufenthalt in diesem Paradiese mit aller leiblichen Bequemlichkeit verschönt. Ein Paradies, ja — das sagen wir, und noch haben wir es nicht ganz und genug bewundert; ein echtes, köstliches Juwel — es ist wert, gehoben und enthüllt zu werden in seiner unvergänglichen Schönheit.



Saïda.

(26. September 1840.)

In der Heldengallerie des ritterlichen Ordens der großen Maria Theresia fällt uns ein jugendlicher See-Officier in die Augen, der — kaum neunzehnjährig — seine Brust mit dem höchsten Ehrenzeichen der Tapferkeit geschmückt sah und frühzeitig, in der Blüte seines Lebens und Schaffens, im Angesichte einer großen und ruhmreichen Zukunft von dieser Welt scheiden musste. Das ist Erzherzog Friedrich von Österreich, des Siegers von Aspern dritter Sohn, des Siegers von Custoza würdiger Bruder, einer der ersten, welcher unvergänglichen Lorbeer der Kriegsflagge Österreich-Ungarns erworben haben. Neben den stolzen Schiffen Großbritanniens hat er sie entfaltet, mit den Söhnen Österreichs ist er den englischen Waffenbrüdern stürmend vorangeschritten auf steiler Siegesbahn; im fernen Asien, dort wo schon einmal ein Österreicher-Fürst neben dem mächtigen Britenkönig sein Banner erhoben hatte, hat er die Fahne seines Erzhauses aufgepflanzt und das Vaterland mit Stolz auf den erlauchten Sohn des Herrscherhauses, auf die seinem Degen folgenden Krieger Österreichs erfüllt.

Am 14. Mai 1821 hatte Friedrich Ferdinand Leopold, der dritte Sprofs der Ehe zwischen Erzherzog Karl und Prinzessin Henriette zu Nassau-Weilburg, in Wien das Licht der Welt erblickt, unter des ruhmreichen Vaters Fürsorge die beste und umfassendste Erziehung erhalten und frühzeitig schon den Beruf zum Seemann in seiner Knabenbrust entdeckt. Getreu seiner Devise

„Saevis tranquillus in undis“
„Ruhig auf wüthenden Wogen“

ist er ein echter, unerschütterlicher, tapferer Seemann geworden, als Jüngling schon ein leuchtendes Vorbild für seine Soldaten. Mit sechzehn Jahren begann er seinen Dienst zur See, auf weiten Reisen bildete er seinen Geist, mehrte er seine Kenntnisse und Erfahrungen, und viel hatte er gesehen und erlebt, als er im August 1840 berufen wurde, in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen.

Die europäischen Mächte hatten mit Besorgnis das Anwachsen der ägyptischen Vasallenmacht verfolgt, welcher die hohe Pforte völlig zu erliegen drohte. Mehemed Ali, der Pascha von Ägypten, war stärker geworden als der Großherr in Constantinopel und ruhte nicht, diese Stärke zu mehren. Sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha eroberte 1831 Syrien, erstürmte das altberühmte Saint Jean d'Acre (einst Ptolomais, Akkon), zertrümmerte die türkischen Heere und hätte ohne das Dazwischentreten Russlands den Thron des Sultans selbst zertrümmert; Syrien jedoch blieb ihm überlassen. Als er aber einige Jahre später seinen Ehrgeiz noch höher spannte und nach der ausgesprochenen Selbständigkeit strebte, als sein Sieg bei Nisib die Ohnmacht der Türkei gegenüber dem großen Vasallen erwiesen hatte, der Kapudan Pascha (Groß-Admiral) die ganze Flotte dem ägyptischen Vasallen überlieferte, da verpflichteten sich am 15. Juli 1840 auf der Londoner Conferenz England, Österreich, Russland und Preußen in einem Vertrage zu einer friedlichen und endgiltigen Regelung der ägyptischen Wirren. Da sich der Vicekönig, in der geheimen Hoffnung auf Frankreichs Protection, weigerte, den Forderungen jener Staaten zu entsprechen, wurden England und Österreich mit der Ausführung der großmächtlichen Beschlüsse betraut, und ihre Kriegsschiffe segelten kampfbereit nach dem Orient.

Die Segelfregatten „Guerriera“ und „Medea“ und die Corvette „Lipsia“ waren es, welche Österreichs junge Kriegs-Marine zu dieser Unternehmung der starken Flotte Großbritanniens und der türkischen Escadre zur Seite stellte. Contre-Admiral Baron Bandiera, ein geborener Venetianer, dessen seemännische Tüchtigkeit bereits erprobt war,

commandierte unsere Escadre und hatte seine Flagge auf der „Medea" gehisst, Erzherzog Friedrich die Fregatte „Guerriera", ein damals recht stattliches Schiff, mit 46 Kanonen, dessen Bemannung mit stolzer Freude den Sohn des Helden Karl an ihrer Spitze sah.

Am 9. September ankerte die vereinigte englisch-österreichisch-türkische Flotte auf der Höhe von Beirut. Den Oberbefehl führte Admiral Sir Robert Stopford, ein äußerst vorsichtiger und bedächtiger Herr, dem jeder Gedanke an kräftige Entschlüsse und Thaten fernlag. Den alten britischen Seemannsgeist repräsentierte der Commodore Sir Charles Napier, die türkische Escadre belebte der ehemalige englische Capitän und nunmehrige ottomanische Contre-Admiral Walker.

Ibrahim Pascha hatte keinen Anlass, dieser vereinigten Macht mit banger Sorge zu begegnen. 85.000 Mann zählte seine Armee; 35.000 vertheidigten das nördliche Syrien und Mesopotamien, 24.000 Mann des Libanon-Corps hatten einen Halbkreis um Beirut herum von Saïda bis Meruba und Djebel gezogen. Und nur 5000 Türken mit 12 bespannten Geschützen, 1500 Mann englischer, 200 österreichischer Landungs-Truppen vermochten dieser Übermacht zu begegnen. Die nächsten ägyptischen Truppen lagerten unter Soliman Pascha, einem französischen Renegaten (früher Oberst Sève), bei Beirut; nördlich dieser Stadt aber erhob sich nun nach gelungener Landung an der Bucht von Djuni oder Djounié (sprich Dschunieh) das befestigte Lager der Verbündeten mit kaum 7000 Mann. An dem das Lager begrenzenden Hundsflusse ankerte, die Verbindung mit der See sichernd, die österreichische Fregatte „Guerriera" unter Erzherzog Friedrich.

Der junge thatendurstige Erzherzog sah mit Unwillen und Missbehagen, wie wenig dem britischen Admiral an einer raschen, entscheidenden Action gelegen war. Er hatte darauf bestanden, dass ein Theil der Österreicher der Ausschiffung und der einzigen Unternehmung in die Gebirge zugezogen würde; willig unterstellte er sich dem Commando Napiers für einen eventuellen Kampf, und freudig lichtete er die Anker, als es eine scharfe Recognoscierung, die Eroberung eines festen Stützpunktes an der Küste galt.

„Sehen Sie sich einmal Saïda an!" hatte Lord Stopford dem Commodore Napier gesagt. „Ja, wenn ich mir eine Festung einmal ansehe, nehme ich sie auch", dachte Napier und fuhr frohgemuth mit dem Linienschiff „Thunderer", den britischen Dampfbooten „Cyklop", „Gorgon" und „Stromboli", der Brigg „Wasp", der österreichischen Fregatte „Guerriera" und vier türkischen Corvetten unter Walker

gegen Saïda. Mit kühnem Entschlusse verfügt Commodore Napier den Angriff der von 2500 Ägyptern vertheidigten Stadt durch ein Landungs-Corps von kaum 1500 Mann. Die Geschütze aller Kriegsschiffe donnern, da der ägyptische Commandant die verlangte Übergabe abgeschlagen hat, gegen Stadt und Forts: dann bringen die Barken 500 Türken gegen das Meerfort ans Land, 400 Engländer greifen die Ostseite der Stadt und das obere Fort an, 250 Engländer und die gelandeten Seesoldaten der österreichischen Fregatte dringen gegen die West- und Südseite vor. Der britische Commandeur Mansell von der Brigg „Wasp" leitet diesen letzteren Angriff, dessen Erfolg die österreichischen Krieger im stürmischen Anlauf entscheiden. In zwei Colonnen, eine österreichische und eine britische, getheilt, verlassen die Truppen Mansells ihre Barken. Cadet Chinca mit der österreichischen Fahne voran, 30 Matrosen unter Linienschiffs-Fähnrich Pöltl ihm nach — so ersteigt rasch und unaufhaltsam die kleine Schar das steile Ufer, die Engländer folgen unter stürmischen Vivat- und Hurrah-Rufen. Ein heftiges Kleingewehrfeuer begrüßt die in die Stadt eindringende Truppe; alle Häuser sind besetzt, jeden Schritt nach vorwärts suchen die Ägypter zu hemmen.

Da läßt Erzherzog Friedrich, welcher an Bord seiner Fregatte mit Spannung den Vormarsch seiner Tapferen verfolgt hat, ein zweites Detachement von 40 Matrosen unter Schiffsfähnrich Dembowski bereitstellen; er selbst will mit Oberst v. Lebzeltern landen, während Corvetten-Capitän Marinovich*) den Befehl über sein Schiff übernimmt. Der Abtheilung voraus eilt auf seiner Jolle der Erzherzog, um sich gemeinsam mit Napier den am Eingange einer Gasse haltenden Sturm-Colonnen anzuschließen. Commandeur Mansell empfängt ihn mit dem Ausdruck des höchsten Lobes für die außerordentliche Bravour der Österreicher, welche sich nicht einen Augenblick besonnen haben, dem vielfach überlegenen Feinde an den Leib zu rücken; zugleich sucht er um

*) Johann Marinovich war als der Sohn eines aus Perasto in Dalmatien stammenden, der Republik Venedig dienenden Seemanns 1793 in Venedig geboren, wurde 1814 von der bestandenen italienischen (napoleonischen) Marine als See-Aspirant in österreichische Dienste übernommen, avancierte bis zum Linienschiffs-Capitän (Oberst) und fiel am 22. Mai 1848 einem grauenvollen Schicksal anheim. Bei der Vertheidigung der Marine-Vorräthe im See-Arsenal zu Venedig gegen die offenen Verschleppungen der rebellischen Arbeiter stieß ihm einer dieser Wüthenden einen großen Schiffsbohrer in den Leib, dann schleifte man ihn die Treppen hinab, bis er unter schrecklichen Qualen den Geist aufgab. Er war ein in seiner Pflichttreue rücksichtsloser, aber unserer Kriegs-Marine mit ganzer Seele ergebener tapferer Mann.

schleunige Nachsendung des zweiten Detachements an, das unverweilt, durch eine Abtheilung Raketen-Artillerie unter Lieutenant Schewczik verstärkt, herbeieilt.

Der Erzherzog stellt es, vereint mit einer Abtheilung Engländer, in dem großen und solid gebauten Hause des österreichischen Viceconsuls Cattafago am Stadteingange in Reserve; er selbst setzt sich, begleitet von seinem getreuen Schiffsarzt Dr. Minonzio, dem bewaffneten Kammerdiener Barakovich und dem Leiblakaien Mancini, an die Spitze der mit Säbel und Gewehr ausgerüsteten Abtheilung Pöltls und stürmt, den Marinesäbel schwingend, mit seinem Zuruf die Tapferen begeisternd, unter dem Feuer aus allen Gassen und Häusern den steilen Weg zum Bergcastell empor. Da gab es kein Halten und Widerstreben. Friedrich und Fähnrich Pöltl erklimmen die Höhe, ersteigen die Mauern und bahnen den Engländern den Weg in die engen und finsteren Gassen. Österreichs Banner erhebt sich auf dem syrischen Fort, und bald pflanzten die von der Nordseite eindringenden Engländer das Banner Albions daneben. Die Türken erstürmen das Wassercastell und eilen über die Brücke in die Stadt, wo der ägyptische Commandant den Heldentod starb; was noch von Ägyptern die Waffen führt, streckt sie nunmehr eiligst vor den Siegern.

Um 6 Uhr abends war ganz Saïda in den Händen der Alliierten, 1500 Araber und Ägypter gefangen. Klein war die Zahl der Österreicher, welche an diesem Erfolge theil hatten, aber wesentlich war das, was sie beigetragen hatten zum Siege. In edler Bescheidenheit berichtet Erzherzog Friedrich über die Thaten des Tages, mit rühmenden Worten schildert er Bravour und Energie des Fähnrichs Pöltl — er sollte an unserer Kriegs-Marine noch hohen Rang erwerben — wenig spricht er von sich. Umso heller künden fremde Berichte des jugendlichen Habsburgers herrliche Tapferkeit. „Admiral Stopford" — schreibt Lord Beauval an den Fürsten Metternich — „erwähnt in seinem Briefe an Ponsonby des jungen Erzherzogs aufs vortheilhafteste; er rühmt nicht bloß seine persönliche Bravour, sondern auch sein Urtheil und seine Unterscheidungsgabe. Er besitzt den Unternehmungsgeist eines jungen Aspiranten, und das Interesse, welches er den Engländern einzuflößen verstanden hat, steigert den vollkommenen Einklang, der zwischen den zwei Flotten herrscht."

Capitän Barkley schrieb einige Monate später von seinem Linienschiffe „Thunderer": „Ich kann die österreichische Fregatte ‚Guerriera' nicht scheiden lassen, ohne Sr. kaiserlichen Hoheit Erzherzog Friedrich, den Officieren und der Bemannung dieser Fregatte öffentlich meinen

herzlichsten Dank für ihre eifrige Mitwirkung während der Periode, da sie unter meinen Befehlen gestanden sind, und für ihre freudige, unermüdliche Thätigkeit beim Bau der Vertheidigungswerke von Sidon auszusprechen." Capitän Barkley lenkte insbesonders die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf den Eifer, die Intelligenz und die Leistungen des Lieutenants Franz Schewczik von der kaiserlichen Marine-Artillerie.

Der Wirksamkeit des österreichischen Artilleriefeuers kann Napier nicht genug Lob spenden. An den Londoner Hof berichtet Lord Stopford: „Der junge Erzherzog ist ein ebenso ausgezeichneter Seemann als ein tapferer Officier. Sein Betragen wirkt auf unsere eigene Marine mit Begeisterung; es ist bei derselben nur eine Stimme über ihn."

Und mit hoher Freude hörte man in Wien, in der Kaiserburg, im Hause des erlauchten Vaters des jungen Seehelden wie im Volke von dessen syrischen Thaten. Das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens, den wohlverdienten Siegeslohn, sandte Kaiser Ferdinand I. dem Erzherzog Karl zur Übermittlung an den würdigen Sohn mit folgenden schönen Worten:

> „Es kann für Ew. Liebden nur ein erhebendes Gefühl sein, so früh einen Ihrer Söhne die Heldenlaufbahn betreten zu sehen, auf welcher Ew. Liebden so viele Lorbeern pflückten, und nicht ohne Grund die Hoffnung nähren zu können, dass auch in Ihm Unserem Hause und dem Vaterlande eine Stütze heranwächst, die Österreichs Waffen zum Ruhme zu führen wissen wird.
>
> Schönbrunn, den 25. October 1840. Ferdinand."

Der Zar sandte dem jungen Seehelden Friedrich seinen Georgs-Orden, der König von Preußen den Orden pour le mérite, Königin Victoria verlieh ihm 1842 das Großkreuz des Bath-Ordens. Die anderen Helden jenes Tages, Oberst v. Lebzeltern, Corvetten-Capitän Marinovich, Schiffsfähnrich Pöltl durften ihre Brust mit der eisernen Krone schmücken, See-Cadet Chinca hatte sich die goldene, Unterbootsmann Boncallo, die Matrosen Miani und Baldo die silberne Tapferkeits-Medaille erkämpft. Eine auf den erzherzoglichen Helden von Saïda geprägte Medaille (von Saidan) trägt die Umschrift: „Ante Omnes Augustior Emicat Heros. Erhabener über alle leuchtet der Held hervor."



SANTA LUCIA

Kopal ruft!

Auf der Wanderung von Verona gegen die Hügel von Custozza passiert man einen Ort, dessen Name das Herz jedes österreichischen Soldaten höher schlagen lässt. Stolz und schlicht zugleich ragt aus der weiten Ebene der schlanke „campanile“ (Glockenthurm) der Friedhofskirche von Santa Lucia empor. Er ist der Hüter so manches todten, braven Österreichers, der hier auf welscher Erde sein Leben lassen musste; er ist ein Wahrzeichen auf diesen blutgedüngten Feldern, gleich dem Ossarion am M. Belvedere, gleich den vielen Denkmälern, die Freundeshand den gefallenen Kriegern errichtet. Still und friedlich liegt das Hügelland vor uns. Ein leiser Wind spielt in den Wipfeln der Friedhofscypressen — er trägt Grüße hinüber zu den Tausenden von Kameraden, die bei Custozza, Sona, Sommacampagna, Vicenza, Solferino und Magenta den ewigen Schlaf schlafen bis zur großen Reveille. Flüsternd erzählt er uns die Geschichte vom Helden Kopal und seinen treuen Jägern, die unter den Grabkreuzen und Cypressen den Heldentod fanden.

* * *

Ein heißer Morgen war am 6. Mai 1848 angebrochen. Feldmarschall Radetzky hat das revoltierende Mailand verlassen müssen; er hat sein Heer gesammelt und dem Kaiser bewahrt; gestützt auf das Festungsviereck, will er den Angriff des piemontesischen Gegners abwarten.

Karl v. Kopal mit seinen 10er Jägern, einem Bataillon 45er Infanterie, zwei Escadronen und einer Batterie bilden einen vorgeschobenen Posten bei Santa Lucia zur Bewachung der Straßen von Sommacampagna.

Der Friedhof, die Ebene nur wenig überragend, wird als natürliche Deckung durch trefflich angeordnete technische Verstärkungen zur Festung. Verhaue, Geschützstände und Ausnützung der Friedhofsmauer machen die Stellung schier uneinnehmbar. Vom Thurm der Kirche aus beobachtet Kopal das Nahen des Feindes — er wird die Österreicher nicht unvorbereitet treffen!

Beim Heranrücken der ersten feindlichen Truppen haben die Compagnien ihre bestimmten Stellungen bezogen und lautlos, trefflich gedeckt, den Stutzen schussbereit, lauern die Jäger auf günstige Schussgelegenheit. Die „Brigade" Strassoldo (dies der Titel der beiden Bataillone) wird mit heftigem Geschützfeuer angegangen, das die eigene Artillerie kräftigst erwidert. Aber die Geschütze müssen der feindlichen Übermacht weichen, und Jäger beziehen die Geschützstände. Die braven „grauen Teufel" sparen ihre Patronen für den Nahkampf. Wozu schießen, wenn Treffsicherheit nahezu ausgeschlossen? Vater Kopal auf seinem Schimmel ist überall, anfeuernd und anordnend. Endlich nach viertelstündigem Kampfe — sehen die Piemontesen die Nutzlosigkeit ihres Schießens ein und formieren Sturmcolonnen. Da haben sie die Rechnung ohne die nie fehlenden Stutzen der grauen Teufel gemacht. Erst auf kürzeste Distanz feuern die Jäger — dann ist aber auch jeder Schuss ein Treffer. Die 5. Compagnie hat den schwersten Stand. Sie ist den unaufhörlichen Angriffen des Feindes völlig preisgegeben — jedermann aber bleibt auf seinem Posten, leuchtet doch der Bataillons-Commandant durch seinen Heldenmuth, seine Kühnheit allen voran. Der Feind dringt in eine Mauerbresche im Bereiche der 5. Compagnie — im Kampfe Brust an Brust wird er geworfen; ein heftiges Verfolgungsfeuer des ganzen Bataillons benimmt ihm die Lust, unverstärkt wieder zu kommen.

Als Retter in der Noth erscheint den Piemontesen eine Brigade der Reserve. Nun wendet sich der Kampf. Das Bataillon 45 in Santa Lucia muss dem wüthenden Ansturm des Feindes weichen, des Jäger-Bataillons linke Flanke ist gefährdet. Kopal muss an den Rückzug denken.

Cadet v. Klimburg und Oberjäger Sailer haben in diesen Kämpfen wunderbare Thaten des Heldenmuthes vollbracht. Klimburg, zweimal verwundet, weicht nicht vom Platze; er läſst sich den geladenen Stutzen reichen und feuert immer wieder; die äußerste Erschöpfung erst zwingt ihn zum Zurückgehen. Oberjäger Sailer erbeutet in der Nähe von Santa Lucia eine feindliche Standarte; vier Mann hat er bei sich, alle vier bringt er mit der Trophäe zurück. Und nun sollen die Thaten dieser Helden vergeblich gewesen sein?

Ja, die 10er Jäger müssen zurück! Längeres Ausharren wäre Wahnsinn. Sie haben ihre Pflicht mehr als erfüllt, und noch im Rückzug verrichten sie Wunder an Tapferkeit.

Fast ohne Munition deckt die 6. Compagnie unter Hauptmann Jablonskis Führung das Zurückgehen der 5. Wo keine Patronen mehr vorhanden sind, dort imponieren die Jäger durch die Kraft ihrer Bajonnette! Zurückgehen und dabei durch fortwährende Sprünge nach vorwärts den Gegner im Schach halten — das war Jablonskis Aufgabe. Er hat sie glänzend gelöst!

Um 2 Uhr nachmittags hatte Kopal sein Bataillon gesammelt, und bis zum Ende der Schlacht thaten die Stutzen der Jäger blutige Arbeit. Um 5 Uhr war der Feind geworfen; 2000 Österreicher waren Sieger geblieben über die doppelte Zahl der Feinde! Das stundenlange Ausharren von 12 Compagnien im Feuer von 3—5 Brigaden hat der österreichischen Armee den unvergesslichen Sieg gebracht, der ihr die Bewunderung ganz Europas errang. Held Kopal erhielt den Leopolds-Orden, Hauptmann Brand (5. Compagnie) die eiserne Krone. Der Mannschaft wurden fünf goldene, vier silberne Medaillen und zehn Belobungen zutheil. Der höchste Lohn aber wurde dem Bataillon, da Vater Radetzky am Tage nach der Schlacht den Helden Kopal umarmte. Diese Umarmung war der Dank des ganzen Heeres an die, die sich heldenhaft geopfert für Österreichs Ehre!

* * *

Am 16. Juni steht Radetzkys Heer und in ihm Strassoldos Heldenbrigade vor Vicenza, wo General Durando mit einem bunt gemischten Corps der österreichischen Feinde harrt. Der Monte Berico, die bedeutendste Erhebung im weiten Umkreise, ist von 8 Uhr früh an zum Mittelpunkt des Kampfes geworden. Eine Wallfahrtskirche und ein kleines Kloster krönen die Höhe, Arcaden verbinden die Kirche mit der Stadt, Durando hat den wichtigen Punkt mit seinen besten Soldaten, Schweizer Söldnern, besetzt. Diese tapferen, ihrem jeweiligen Soldherrn bis zum Tode getreuen Söhne der Alpen machen die Stellung fast uneinnehmbar. Jeden Angriff der Brigade Culoz weist ihr wohlgezieltes Feuer zurück, ja, sie wagen sich sogar vor und gewinnen Terrain.

Unsere 10er Jäger stehen heute in Reserve. Noch sind die Stutzenläufe kalt, noch die Bajonnette trocken. Aber Kopal liebt die Unthätigkeit nicht; er sieht Gefahr, und er ist der Mann, der einen tapferen eigenen Entschluss wagen kann. Er kennt den Feind und seine Schwächen, er kennt seine Jäger und ihre nimmer fehlenden Stutzen. Gedeckt führt er

sein Bataillon die Höhe hinan, findet dort Unterstützung an einem Infanterie-Bataillon, und nun geht's vorwärts in unaufhaltsamem Sturm gegen die Schanze, die die Feinde besetzt halten. Kopal ist an der Spitze der Stürmenden, hell übertönt sein Kampfruf die Hörner und Trommeln — schon ist das heiß umstrittene Ziel erreicht. Da bricht der Oberst zusammen; eine Kugel hat seinen rechten Arm zerschmettert, der Säbel entfällt der starken Hand, weinend tragen ihn seine Jäger zurück. Aber sein brechendes Auge, sein fiebernder Mund rufen den Vorwärtsstürmenden der Compagnien Muth zu; unaufhaltsam ist ihr Siegeslauf unter der Hauptleute Jablonski und Beckhs Führung. Noch zwei Schanzen werden gestürmt, die Jäger richten die eroberten Geschütze gegen die Feinde, immer weiter gegen das Kloster und die Kirche drängen die „grauen Teufel" den tapferen Gegner. Hauptmann Birkel mit der 2. Compagnie nimmt in längerem Kampf die zäh vertheidigte Villa links der Kirche. Der Tapfere zahlt seinen Heldenmuth mit dem Leben. — Nur in Kirche, Thurm und Gallerien tobt der Kampf noch weiter. Die Schweizer setzen dem österreichischen Angriff den letzten, verzweifelten Widerstand entgegen — doch was nützt ihr Heldenmuth gegen die Stutzen der Jäger? Sie rächen ihren Commandanten, ihren „Vater" Kopal. Pardon wird nicht gegeben. Auf den Stufen des Altares wälzen sich Sterbende, in den Gallerien, die sonst nur fromme Beter betraten, tobt der blutigste Kampf. Im wüthenden Handgemenge werden auch die letzten Feinde getödtet oder gefangen genommen. Mit dem Fall des M. Berico ist Durandos und Vicenzas Schicksal besiegelt. Die Österreicher bombardieren die Stadt, und noch am selben Abend zieht Durando — nach erfolgter Capitulation — mit seinen bunten Scharen ab.

Held Kopal vernahm die Siegesbotschaft am Sterbelager! Man hatte den Arm amputiert, aber schon in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni schloss der Tapfere die Augen für immer. Im Friedhofe von Vicenza begruben ihn die treuen 10er Jäger. Im Tode hatte der Kaiser den Helden Kopal des Theresienkreuzes gewürdigt, der gleiche Lohn wurde Hauptmann Jablonski zutheil, ebenso wurden Orden und Medaillen an zahlreiche Officiere und Mannschaft verliehen.

Kopal ist nicht todt! Wohl birgt das Grab seine sterblichen Reste; sein Geist aber lebt und wirkt, er ist lebendig nicht nur im 10. Jäger-Bataillon, sondern in der ganzen Armee. Kein schöneres, kein erhabeneres Beispiel für treue Pflichterfüllung, äußersten Opfermuth und Kühnheit gibt's als das des mährischen Jäger-Obersten. Sein Name bleibt unvergessen in Europa, solange es Soldaten gibt!

Noch im Jahre 1848 sehen wir die braven 10er bei Sommacampagna, Rosedo, Gambaloita, Borgo San Siro, Gambolò und im Kirchenstaate — wenn auch ihres Führers beraubt — unter den Tapfersten. Lieutenant Latour von Thurmberg, Hauptmann von Beckh, Cadet Tamassy, Hauptmann Brant und Jablonski, Oberlieutenant Siller erwarben in diesen Kämpfen neue Auszeichnungen. Bei Casa Gambaloita erobern die grauen Teufel sieben Achtzehnpfünder sammt Bespannung. Jubelnd bringen sie die Kanonen dem Corps-Commandanten Grafen Wratislaw. 41 Tapferkeits-Medaillen wurden dem 10. Jäger-Bataillon in diesem Siegesjahre noch zutheil. Das schönste Geschenk aber war die Widmung eines reich vergoldeten, silbernen Signalhornes seitens der k. k. Armee, das folgende Inschrift trägt:

„Dem tapferen 10. Jäger-Bataillon."
„Die italienische Armee unter dem Sieger Radetzky 1848."

Am Goldschild, das von einem kunstvoll ausgeführten Doppeladler getragen wird, stehen die Worte:

„Monte Berico! Kopal ruft!"

„Held Kopals Stimme ist in dem edlen Metall des Hornes eingeschlossen" — sagt das Begleitschreiben. Immer wieder bei allen Gelegenheiten, wo 10er Jäger sich mit dem Feinde messen dürfen, soll des Heldenführers Stimme seine Jäger zu glänzenden Thaten anspornen:

„Und wenn je das Horn erschallet,
Hebt sich Kopal aus der Gruft,
Und die alten Zehner folgen,
Denn sie wissen: Kopal ruft!"

So sagt das Festgedicht bei der Enthüllung des Kopal-Denkmals in Znaim.

Dem Horn werden dieselben Ehren erwiesen wie der Fahne, es ist das schönste Zeichen anerkannter Tapferkeit. In den schweren Tagen des Jahres 1859 tönte Kopals Ruf durch das Silberhorn zum erstenmale. Bei Buffaloro (Magenta) feuert es die Söhne Kopals zu neuen Heldenthaten an. Hauptmann von Tamassy (1848 Cadet), Cadet Schützenberger, Jäger Blach thaten Wunder an Muth und Todesverachtung. Tamassy fiel bei dieser Gelegenheit, der Leopolds-Orden war im Tode sein Lohn. Fast 300 Mann hatte das Bataillon verloren; zwei Leopolds-Orden, drei eiserne Kronen, sechs Militär-Verdienstkreuze, zwei goldene, 16 große und 15 kleine silberne Tapferkeits-Medaillen erwarb sich das Bataillon.

Im Jahre 1866 halten 10er Jäger mit Jazygierhusaren die Wacht am Po. Die Heldenschar stand einer Armee (Cialdini) durch Tage gegenüber und verhinderte deren Vereinigung mit dem Gros bei Custozza!

Wohin immer der Wille Seiner Majestät die tapferen 10er stellte, dort ernteten sie neue blutige Lorbeeren. Unvergänglich ist der Ruhm der Heldenlegion mit dem Silberhorn, immer werden unsere „grauen Teufel" von Nr. 10 die ersten sein unter den Tapferen.

Wenn Kopals Stimme sie zum Kampfe ruft, dann gibt's für sie nur zweierlei:

Siegen oder sterben für ihren Kaiser!



Der Tag von Veile.

(8. März 1864.)

Das war ein böses Reiten, auf grundlosem Pfade, in sturmvoller Märznacht. Aber was kümmert's die schneidigen Weißmäntler mit den bartlosen Gesichtern, die Dragoner von Windisch-Grätz. Wo sie waren, da war der Sieg. Das ist die stolze Reiterlegion, die bei Kolin mit frischer Jünglingskraft dem großen Preußenkönig den Lorbeer vom Haupte gerissen, die in Belgien mit felsenfester Treue des Kaisers Standarte hochflattern ließ, als alles um sie wankte und schwankte, die den Jacobinerscharen Frankreichs Achtung vor Österreichs Klingen gelehrt und in die Heere des corsischen Cäsars Furcht und Schrecken getragen hatte. Noch lebt dieser Geist in ihr, noch erfüllt er den Führer und den schlichten Krieger — „vorwärts!" ist die Losung.

Vorwärts ins Dänenland! Wieder wehen Habsburgs Fahnen in Europas eisigem Norden; nach Jütland sollen die Dragoner ihre mit den köstlichen Zeichen kaiserlicher Gnade geschmückten Banner tragen. Wie pochen da aller Herzen, mit welchem Jubel nehmen die Reiter das elektrisierende Wort auf, das sie von langem Stillstande erlöst. Herrliche Siege waren von den Kameraden auf Schleswigs Boden erfochten worden. Vom Königshügel bei Oberselk hatten die „Eisernen" der Brigade Gondrecourt die tapferen Krieger des Danebrog herabgeworfen, bei Översee

hatten die „schwarz-gelben" Steirer und Oberösterreicher mit der unwiderstehlichen Macht der Bajonnette der Dänen Scharen zersplittert — nun galt es, die bei Veile haltenden Colonnen, eine stattliche Macht an Fußvolk und Reiterei, zu treffen und zu schlagen, um die Bahn freizumachen für den Zug durch die jütische Halbinsel. Die Dänen mussten vom Festlande verschwinden, sollte der Friede und die Freiheit Deutschlands meerumschlungenen Herzogthümern gebracht werden.

Der Hauptcolonne des österreichischen Armee-Corps Gablenz immer voran ist das Dragoner-Regiment Windisch-Grätz von der Cavallerie-Brigade Dobrzensky. Man schreibt den 8. März 1864. Die Avantgarde-Escadron (Rittmeister Gradl) kommt am frühen Morgen beim Austritte aus dem weiten Walde von Viuf hart an den Feind: man sieht die Helme dänischer Dragoner blitzen; aber die feindlichen Reiter galoppieren eiligst zurück auf die Höhen von Vassehans, welche das vorliegende Terrain völlig verdecken. Nur ein Ausblick von dort kann Klarheit über den Gegner bringen. Eine entschiedene Action vor Ankunft des Regiments verbietet die Ordre; die Escadron muss hinter den Wald zurück. Mit sechzehn Reitern aber sprengt der die Avantgarde führende Generalstabs-Hauptmann Graf Uexkyll-Gyllenband im scharfen Trabe gegen die Höhen vor. Oberlieutenant Graf Czernin und Ordonnanz-Officier Rittmeister Baron Joë sind bei der Truppe. Schon setzen sie im Galopp an, da bricht eine dänische Dragoner-Escadron aus einem Knick (Gehölz) hervor und stürzt der kühnen Schar entgegen. Kaum einen Augenblick stockt der Ritt. „Ein Windisch-Grätz-Dragoner kehrt auch vor einem hundertfach stärkeren Feinde nicht um!" ruft Hauptmann Graf Uexkyll, und ein stürmisches Hurrah der Dragoner antwortet seinem befeuernden Worte.

Schon sind des Kaisers Dragoner mitten unter den feindlichen Reitern. Neuer Succurs sprengt diesen zu; ohne Unterstützung, eingeengt von allen Seiten, fechten unsere Braven. Fünf Dänen kommen auf einen kaiserlichen Dragoner, aber rastlos sausen die Pallasche nieder auf den Gegner, im wüthenden Kämpfen wollen sie sich den Ausweg bahnen. An ihrer Spitze ficht löwenmuthig Graf Czernin, ihr würdiger Führer. Schon ist er umringt von feindlichen Reitern. Ein Hieb nimmt dem Haupte den schützenden Helm, Säbelhiebe treffen seinen Kopf, sein Gesicht, seine Hand — kraftlos sinkt er vom Rosse. Die Dänen bieten dem Tapferen Pardon an. „Ich brauche keinen Pardon!" ist seine heroische Antwort; ein neuer Kopfhieb raubt ihm das Bewusstsein, und schwer verwundet wird er fortgeschleppt in die Gefangenschaft.

Aus einem zweiten Knäuel von Kämpfenden sieht man den grünen Federbusch Uexkylls emporragen: er ist der Zielpunkt feindlicher Hiebe, aber auch der Generalstäbler ist seines Zeichens ein schneidiger Reiter und gewohnt, eine kräftige Klinge zu führen. Da durchhaut ein Däne die Zügel seines Rosses, andere lassen ihre Säbel auf sein Haupt niedersausen, mühsam bringen zwei Dragoner den Schwerbedrohten aus dem Getümmel... Es wäre Wahnsinn, noch länger der Übermacht trotzzubieten; das hieße die sichere Vernichtung suchen. Noch versucht ein Zugsführer — Jakuba ist des Tapferen Name — obwohl ihm ein dänischer Hieb den Arm entzweigehauen hat, mit drei Reitern den verlorenen Oberlieutenant zu retten — umsonst! Schon sind drei Unterofficiere und sechs Dragoner verwundet, mehr als die Hälfte des ganzen Häufleins, Rückzug ist Gebot. Und nur drei Mann lässt man in den Händen des Feindes, die übrigen rettet Graf Uexkyll glücklich aus dem Melée zum Regimente.

Nun aber bricht dieses selbst zur scharfen Recognoscierung vor: Der Feind muss seine Kräfte entfalten, die Brigaden Nostitz und Gondrecourt sind bereit, ihm mit ganzer Macht entgegenzutreten. Es ist schon 3 Uhr nachmittags, als die Dragoner aus dem gegen Veile sich hinziehenden, mehrfach verhauten Defilé vorstoßen und unmittelbar südlich vor dem Orte die dänische Infanterie hinter Verhauen und Barricaden hervorlugen sehen. Ihre Mission ist erfüllt — man steht vor der feindlichen Vorhut-Position, deren Stützpunkte der Wald bei Petersholm und die Windmühle sind; nun haben die Geschütze und Gewehre ihr gewichtiges Wort zu sprechen. Die feindliche Hauptmacht steht im Norden der Stadt und des tief und steil eingeschnittenen Thales der Veile-Au in einer dominierenden, theilweise bewaldeten und durch Verhaue verstärkten Stellung.

Die „schwarz-gelbe Brigade" ist es, von Översee her den Dänen furchtbar, der auch hier des Angriffs Ehre zufällt. Die gelben „Belgier" und die Neuner-Jäger aus der grünen Steiermark, deren Reihen dort schwer gelichtet sind, sie lassen hier den Kameraden von Nr. 14 den Vortritt. Schon sieht man das erste Bataillon der tapferen, schwarzen „Hessen", Söhne der oberösterreichischen Berge, unter Major v. Tanlow, gegen Veile heranziehen. Die Geschütze senden den Dänen den ersten Kartätschengruß, und im unaufhaltsamen Anlaufe dringen unsere „Hessen" gegen Windmühle und Wald. Wohl überschütten die Dänen aus ihrer Hauptstellung im Norden die anrückenden österreichischen Colonnen mit einem heftigen Shrapnelfeuer, aber sie treffen schlecht. Umso mörderischer wirken unsere Avantgardegeschütze bei der Windmühle; sie beschießen die

große Stadtbarricade in der Tiefe und die feindlichen Batterien auf den Höhen so glücklich, dass Hauptmann Mayern v. Hohenberg mit der zweiten Compagnie Hessen ohne Unterstützung im vehementen Sturmlauf die große Barricade nebst den anliegenden Häusern nehmen und Hauptmann Benesch mit der ersten Compagnie rechts in die Stadt dringen konnte.

In wilder Flucht eilen die Dänen durch die Gassen — ihnen nach die tapferen Söhne Oberösterreichs. Oberlieutenant Kern wirft mit einer halben Compagnie im Bajonnettkampf alles vor sich nieder und nimmt mit dieser kleinen Schar wohl vierzig Gegner gefangen. In die Häuser stürmen die Soldaten, mit Bajonnett und Kolben treiben sie den Feind daraus; die jüngsten Cadetten wetteifern mit wetterharten Veteranen in ungestümer, todesmuthiger Tapferkeit. Tödlich verwundet, fordert einer von jenen Jünglingen, Cadet Richter, noch seine Mannschaft auf, ihn liegen zu lassen und keinen Moment innezuhalten in des Feindes Verfolgung. Die goldene Medaille ist sein Lohn. Der fidele Tambour der 2. Compagnie, Franz Sommerauer, überschwenkt seine Trommel, nachdem er wacker den Sturmstreich geschlagen, entreißt einem Dänen Gewehr und Munition und ist nun glücklich, selbst kämpfen zu können, gleich seinen Kameraden. Die Brigade-Pionniere machen zuerst mit der Waffe die Bahn frei, nehmen einen Officier und sechs Mann gefangen, dann erst greifen sie zur Haue und räumen die Barricaden von den Straßen. Major von Taulow hat sich das ihm verliehene Stadtcommando von Veile ruhmvoll verdient.

Und siegreich rücken nun hinter den braven „Hessen" vom ersten Bataillon das zweite, die Neuner-Jäger und die steierischen „Belgier" vor. Die Stadt ist erfüllt von österreichischen Kriegern. Es ist viel gewonnen, aber bei weitem nicht alles. Auf den Höhen stehen unerschüttert die Dänen und überschütten die freiliegenden Gassen und Straßen der Stadt mit einem nachdrücklichen Feuer. FML. Baron Gablenz ist nicht der Mann der halben That. Er weiß die Brigade Gondrecourt im Anzuge, er darf etwas Entscheidendes wagen. Schon fahren die beiden schweren Batterien der Geschützreserve auf, nehmen den Feind in ihr verheerendes Feuer, und die steierischen Jäger gehen, unbeirrt durch den Kugelhagel des Feindes, im offenen Felde und unter steten Hemmnissen des schwierigen Terrains gegen die, westlich des Greismühlthales liegenden Höhen von Sofienlund vor, um den rechten Flügel der Dänen zu umgehen. Aus allen Weidenbüschen hervor knallen dänische Büchsen, und mancher jugendkräftige Alpensohn färbt mit seinem Blute den Boden Jütlands. Ein weiter Wassergraben hält das Bataillon auf; im mörderischen Feuer der

Dänen wird ein Nothsteg hergestellt, und drüber geht es, immer voran, bis der Feind auf Lile Grundet zurückgeworfen ist. Kein Jäger will fehlen bei diesem blutigen Strauße; ein Clarinettist der Bataillonsmusik sogar (Unterjäger Ferlitsch) eilt freiwillig mit der 3. Division vor, bläst lustig den Neunerjäger-Marsch und verstummt keinen Augenblick im Sturmes-laufe. So treiben die Jäger, geführt von Oberstlieutenant von Schid-lach, die Dänen vor sich her; General Graf Gondrecourt sprengt an der Spitze der wackeren böhmischen Jäger von Nummer Achtzehn heran, auch die linke Flanke der Dänen wird umgangen, die Höhe von Sofien-lund genommen.

Der Feind ist tödlich getroffen, gebrochen seine Kraft. Bei der Windmühle haben ja auch die beiden Achtpfünder-Batterien der Geschütz-reserve eine furchtbare Zwiesprache mit den feindlichen Geschützen eröffnet. Major v. Neubauer, einer unserer trefflichsten Kanoniere, seit 1859 Ritter des Ordens Maria Theresiens, commandiert diese sechzehn Ge-schütze, deren niederschmetternder Wirkung die dänischen Kanonen nicht zu widerstehen vermögen. In dem Augenblicke, als sich die kaiserlichen Colonnen zum letzten entscheidenden Sturme massieren, fahren die dänischen Kanoniere ab. Die Infanterie-Regimenter Hessen und Belgier, die berühmten Schwarzgelben von Översee, folgen den schneidigen Jägern von Nr. 9 und 18 auf dem Fuße. Um halb 6 Uhr sieht man die Österreicher überall mit stürmischem Hurrah gegen die Höhen vorbrechen. Es ist, als gieng's zu einem Freudenfeste, nicht zu einem blutigen Strauße. Kein Verhau hält diesem Anlauf stand; im Nu ist es genommen, geöffnet und über-setzt; das ist die Energie und Wucht des altösterreichischen Sturmangriffes, den man später so arg verdammt und geläftert hat. Die aufgeklärte Jetztzeit lächelt vielleicht darüber, aber es lag unerreichtes Heldenthum in diesem Kampfe Mann gegen Mann, in dieser heroischen Tapferkeit des einzelnen, in dem herrlichen Geiste der Gesammtheit, der sich in so manchem ergreifenden Kampfmomente ausprägte.

Mit welcher Ausdauer und Frische rückten diese „Belgier", die bei Översee schwere und blutige Opfer gebracht hatten, hier abermals vor! Ein Lieutenant, v. Joannossich (heute ein höherer Stabsofficier), macht als Verwundeter den Sturm mit, bezieht dann die Vorposten und ruht erst, als das Wundfieber ihn auf das harte Lager niederstreckt. Mit blutigen Füßen hat sich ein Cadet, Abel Conte Graziadei, der sich als besondere Gunst die Versetzung von einem italienischen Regiment zu den berühmten „Belgiern" erbeten hat, mühsam bis Veile geschleppt; das Gefecht belebt die sinkende Kraft des zarten Jünglings, er stürzt sich mit

seinen braven Leuten in die dichtesten Feindesschwärme, schlägt mit eigener Hand zwei Dänen nieder und nimmt sechs der Feinde gefangen. Jeder will dort sein, wo die Gefahr am größten ist, niemand will auf den Verbandplatz oder in den Marodewagen.... So erstürmen die „Belgier" die waldige Höhe von Horsens; überall senkt sich die Fahne des Danebrog vor dem Banner des Doppeladlers.

Sobald das Gehöfte von Klein-Grundet in unseren Händen ist, schleppt man vier Geschütze von der Brigade-Batterie Nostitz mit der äußersten Mühsal auf steilem, grundlosem Hohlwege auf die Höhe nächst dieses Gehöftes; wohl stürzen die Rosse und stocken die Räder, aber Feuerwerker und Kanoniere helfen weiter und rasten nicht, bis die Höhe erreicht ist. Von dort senden unsere Batterien den Dänen den Abschiedsgruß des Siegers zu; sie sprechen mit Recht das letzte Wort in einem Kampfe, der unserer Artillerie neuen, unvergänglichen Ruhm erworben hat. „Ich rechne auf Euch; Ihr sollt zeigen, was eine gute Artillerie vermag!" Das hatte der Artillerie-Chef, Oberstlieutenant Weisser, den Vormeistern einer Batterie vor Veile zugerufen, und wahrhaftig, der österreichische Vormeister blieb dem Rufe treu, den sich seine Vorfahren in der Armee auf den Schlachtfeldern des Südens erworben hatten.

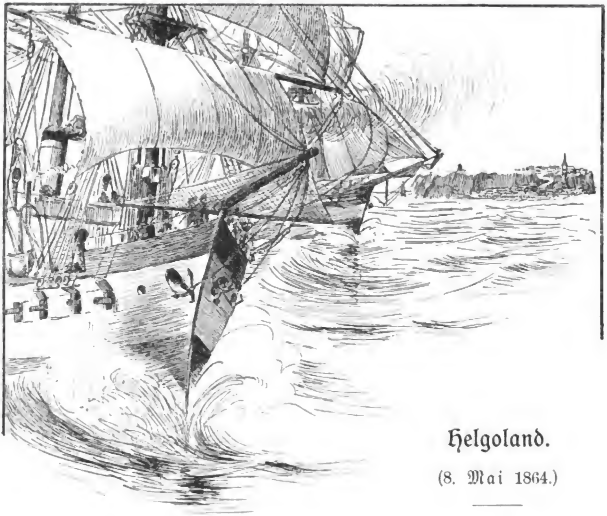
Noch lange donnern unsere Geschütze; sie verjagen die nochmals haltenden Kanonen des Feindes, reißen klaffende Lücken in die abziehenden Bataillone, bis auf 4500 Schritte senden die Achtpfünder ihre Geschosse den Fliehenden nach. Und auch die Bedeckung der Kanonen, Liechtenstein-Husaren unter Oberlieutenant Prinz Thurn und Taxis, will Antheil an dem Siege haben und attaquiert die feindlichen Tirailleurs.

Es ist beinahe 7 Uhr, dunkel ist es geworden, müde und matt sinken die Soldaten auf den Boden nieder, den sie dem Feinde abgerungen haben. Von 3 Uhr morgens sind sie zwölf Stunden auf dem Marsche gewesen; Hunger und Durst, Mühsal und Beschwerden haben sie ertragen, ihr Leben gewagt und ihre Waffen geschwungen im vierstündigen Kampfe; nun beziehen die frischesten Truppen, ein Bataillon Martini Nr. 30 (Polen) und ein Bataillon Belgier die Vorposten, die anderen ruhen auf ihren wohlverdienten Lorbeern, aber hellauf klingen ihre Juchezer dem Sieger Gablenz entgegen.

Wieder haben sich die Kämpfer von Översee miteinander gemessen: die Dänen unter Generallieutenant v. Hegermann-Lindencrona und Oberst Müller standen ihren alten Feinden gegenüber, und wieder mussten sie ihnen erliegen. 200 Gefangene ließen sie in unseren Händen, beinahe 200 andere waren todt oder verwundet, und kaum 100 Mann hatte

unseren Truppen der Tag gekostet. Voll Bewunderung sprach selbst der feindliche General von ihren Thaten. Der österreichische Achtpfünder, erklärte er einem Parlamentär, sei das beste Geschütz der Welt, unwiderstehlich seien die Wirkungen der Geschützreserve auf Distanzen gewesen, auf denen andere Artillerien kaum annäherungsweise Treffer erzielten. Keine Truppe vermöchte diesen so kaltblütig bedienten Batterien trotzzubieten. Und warm beglückwünschte der Obercommandant der alliierten Armee, der greise Wrangel, die Sieger von Veile. „Ich habe viel begehrt," sagte er, „aber FML. Baron Gablenz und seine Truppen wussten, bei Gott, auch viel zu leisten!"

So dürfen wir mit stolzer Freude des Tages von Veile gedenken. Noch wandeln Hunderte mit der Medaille am schwarz-gelb-weißen Bande auf Erden; sie gedenken jener Ruhmestage mit doppelter Freude, weil das Bundeszeichen heute neue Geltung errungen hat, weil Österreichs und Preußens Fahnen wieder in Frieden und Freundschaft nebeneinander wehen, wie damals, als wir ausgezogen waren zum deutschen Befreiungskampfe nach den meerumschlungenen Herzogthümern.



Helgoland.

(8. Mai 1864.)

Blutige Siege waren erfochten auf dem historischen Boden der meerumschlungenen Herzogthümer. Das Banner Dänemarks war niedergeworfen in erbittertem Kampfe. Nur in den Meeren wehte stolz und drohend die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze, die Flagge des seebeherrschenden Dänemark. Wehrlos schienen die deutschen Küsten gegenüber den starken Kreuzern und gepanzerten Schlachtschiffen des Feindes. Dänemark vermochte 1864 31 moderne Kriegsdampfer, darunter 3 Panzerschiffe, 4 Schraubenfregatten, einige starke Corvetten und Kanonenboote in See zu stellen; 26 Dampfschiffe mit 363 Geschützen und 50 Ruder-Kanonenboote mit 80 Geschützen waren sofort bei Ausbruch des Krieges disponibel, und eine Anzahl älterer Segelschiffe stand in Reserve. Alle diese Fahrzeuge waren mit tüchtigen Matrosen bemannt, und was an Menschenmaterial fehlte, wurde durch erprobte Handelsmatrosen oder schwedisch-norwegische Freiwillige ergänzt. Mit diesen Kräften konnte man nicht nur den deutschen Seehandel in der Ost- und Nordsee gefährden, sondern auch eine, allerdings nicht vollkommene, Sperrung der Ostseehäfen ins Werk setzen und den Land-Streitkräften wirksame Hilfe leisten.

Der „Rolf Krake", ein dänisches Panzer-Kuppelschiff, spukte an den Küsten der occupierten Herzogthümer und mischte den Donner seiner

Kanonen in das Knattern des Gewehrfeuers, ohne dass man ihm zur See an den Eisenleib konnte! Bei den nordfriesischen Inseln hauste Capitän Hammer mit seinen Schaluppen und Jollen, deren Bemannung er sich in Schleswig selbst zusammentrieb; die dänischen Corvetten und Fregatten aber begründeten wesentlich jene Hartnäckigkeit und Ausdauer, mit welcher das kleine Inselkönigreich den Kampf mit den Truppen Österreichs und Preußens führte.

Wie arm stand Preußen mit seiner ansehnlichen Küste Dänemark gegenüber! Es vermochte kaum 23 Kriegsdampfer mit zusammen 117 Kanonen und 22 Ruderschiffe mit 40 Geschützen zu mobilisieren — mit Ausnahme dreier Corvetten durchaus kleinere, bei unruhigem Wetter unverlässliche Fahrzeuge mit einer nur theilweise geübten Mannschaft! Unter solchen Umständen blickte man im Norden Deutschlands sehnsuchtsvoll nach Österreich aus, von wo die unentbehrliche Hilfe zur See kommen muſste.

Und sie kam. Zehn Schiffe unter Contre-Admiral Freiherr von Wüllerstorf-Urbair verließen in zwei Staffeln die Gewässer des Mittelmeeres, um nach Norden zu dampfen. Unter den Fahrzeugen, welche Österreichs Flagge gegenüber dem Danebrog entfalten sollten, waren: das Linienschiff „Kaiser" (91 Geschütze), die Schraubenfregatten „Schwarzenberg" und „Radetzky" (51, beziehungsweise 32 Geschütze), Panzerfregatte „Don Juan d'Austria" (16), Schraubencorvette „Erzherzog Friedrich" (12), der Raddampfer „Elisabeth", die Kanonenboote „Seehund" und „Wall", endlich in Reserve Panzerfregatte „Kaiser Max" und Aviso „Santa Lucia". An der Spitze der ersten Staffel („Schwarzenberg", Radetzky", „Seehund") stand ein Seeofficier, dessen Name bereits in der Kriegs-Marine mit Hochachtung genannt wurde, und der durch seine bisherigen selbständigen und erfolgreichen Thaten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen hatte: Linienschiffs-Capitän Wilhelm von Tegetthoff. Für ihn schlugen die Herzen seiner Leute, von ihm erhoffte man Ruhm und Sieg für Österreichs Flagge. An Bord des „Schwarzenberg" commandierte ebenfalls ein „Mann der Zukunft", ein würdiger Genosse Tegetthoffs: Fregatten-Capitän Baron Sterneck, an Bord des „Radetzky" der tapfere Fregatten-Capitän Jeremiasch.

Nicht ohne Widerspruch blieb der Entschluss Österreichs, seine Streitkraft zur See für die deutsche Sache einzusetzen. England verwahrte sich dagegen; Parlament und Presse verlangten die gewaltsame Verhinderung der Durchfahrt durch den Canal; ein in den portugiesischen Gewässern kreuzendes britisches Geschwader wurde eiligst heimberufen und

britischerseits alles gethan, um die Sympathien für Dänemark der österreichischen Flottenbewegung gegenüber zu bezeugen.

Unbeirrt durch die Wuthschreie der Briten und Dänen, verfolgte Tegetthoff seinen Curs. Am 28. Februar hatte er, in der Levante kreuzend, den Befehl zur Concentrierung seiner Flottenabtheilung bei Corfu erhalten, am 1. Mai traf er mit seinen beiden Fregatten (Kanonenboot „Seehund" muſste wegen einer Havarie vor Sheerneſs bleiben) im holländischen Hafen von Nieuwediep ein, wo sich die drei preußischen Schiffe „Adler", „Blitz" und „Basilisk" unter seinen Befehl stellten. In Kopenhagen hatte man gute Londoner Nachrichten; Mitte April zog sich bei Helgoland ein Geschwader, dem die Fregatten „Niels Juel" und „Jylland" sowie die Corvette „Heimdal" angehörten, unter Linienschiffs-Capitän Suenson zusammen und kreuzte im Skagerrak. Am 8. Mai traf Suenson in der Höhe der Lister Tiefe die englische Fregatte „Aurora", welche nordöstlich von Helgoland das österreichisch-preußische Geschwader in Sicht bekommen und mit entsprechender Neugierde betrachtet hatte. Aber auch dem Commodore von Tegetthoff war das fremde Kriegsschiff nicht entgangen. „Schwarzenberg" jagte drei Stunden hinter ihm drein und holte es ein — nur die entfaltete Flagge Großbritanniens rettete den fürwitzigen Kreuzer. Nun kannte Suenson die Stärke und Anwesenheit des Feindes, mit dem er zu rechnen hatte, suchte ihn zunächst bei den Schleswig'schen Nordsee-Inseln, dann aber wandte er sich entschlossen gegen Helgoland.

Nicht minder entschlossen handelte Tegetthoff. Eben war er (am 9. Mai morgens) mit der Flottenabtheilung, welche keinen Feind aufgetrieben hatte, auf dem Wege nach Cuxhaven zur Ergänzung der Kohlenvorräthe der preußischen Kanonenboote, als ihm der österreichische Consular-Agent entgegeneilte und nach einem Telegramme die Gegenwart dreier dänischer Fregatten in den Gewässern von Helgoland meldete. Augenblicklich wandte der Commodore, und um 1 Uhr mittags kamen die Dänen in Sicht. Die ziffermäßige Überlegenheit der Verbündeten war keine thatsächliche. Während der dänische Commandant über drei wirkliche Schlachtschiffe mit zusammen 102 Geschützen verfügte, kamen bei der österreichisch-preußischen Flottenabtheilung als Schlachtschiffe nur die beiden österreichischen Fregatten in Betracht, denen die kleinen preußischen Schiffe (sie zählten zusammen nur 8 Geschütze) bloß beschränkte Unterstützung leihen konnten — im ganzen hatte man den 102 dänischen nur 89 österreichisch-preußische Geschütze entgegenzustellen.

Trotzdem begann man jubelnd den Kampf. „Unsere Armeen haben Siege erfochten, thun wir das gleiche!" ließ Tegetthoff den

Schiffen telegraphieren. „Klar Schiff zum Gefecht" signalisierte er dann und nahm den entsprechenden Curs, um den gegen Helgoland steuernden feindlichen Schiffen den Weg abzuschneiden. Die Dänen ihrerseits wendeten gegen Südost, um den Verbündeten den Rückweg nach der Elbe zu verlegen.

Ruhig und klar war das Wetter, frei der Ausblick, als gegen 2 Uhr von den Pivotgeschützen des „Schwarzenberg" die ersten Schüsse erdröhnten. Bald sandten die Batterien der Breitseiten Tod und Verderben gegen die Dänen, und die anderen Schiffe thaten es dem Flaggenschiffe des Commodore nach. Immer näher rückt Tegetthoff dem Feinde an den Leib, bis auf zwei Kabel schließlich, so dass Suenson das Durchbrechen seiner Linie befürchtet. Mit doppelter Heftigkeit arbeiten deshalb seine trefflichen Kanoniere. Der „Schwarzenberg" ist der Zielpunkt aller dänischen Kanonen. Hageldicht schlagen die Schüsse hier ein; eine der ersten Granaten explodiert in der Batterie und setzt fast die ganze Bemannung eines Geschützes außer Gefecht. Eine in der Bordwand explodierende Granate zündet, eine andere crepiert im Banjerdeck über dem Eingang zur vorderen Pulverkammer und steckt das Segeldepôt in Brand; die braven Matrosen löschen das Feuer, und keinen Augenblick halten die Kanoniere in ihrer mörderischen Arbeit inne. Da fährt — gegen 4 Uhr — eine Granate durch den Bauch des Vormarssegels: Eine mächtige Flamme lodert empor und verbreitet sich mit rasender Schnelligkeit.

Zu den Spritzen! Die Trommeln wirbeln, Signale tönen; man richtet die Schläuche — sie reichen nicht in die Höhe; die Maschinenpumpe will arbeiten, da durchschneidet eine Kugel ihren Schlauch, und unaufhaltsam wächst der Brand. Ein frischer Ostsüdost treibt die Flamme nach Achter. „Schwarzenberg ist verloren, wenn man im Curse bleibt." „Man falle ohne Zeitverlust vom Wind ab", „Frontlinie nach der natürlichen Ordnung", telegraphiert, innehaltend im Siegeskampfe, Tegetthoff. Und vorwärts geht es gegen Helgoland; das Flaggschiff in Flammen gehüllt und doch seine tödlichen Geschosse nach den Dänen zurücksendend, voran. Fregatten-Capitän Jeremiasch sieht die Noth des „Schwarzenberg", legt sich mit dem „Radetzky" in dessen Kielwasser und deckt mit dem Körper seiner eigenen Fregatte das brennende Schwesterschiff, bis ihn ein erneutes Signal zum Einrücken in die Frontlinie mahnt. Aber auch die Dänen sind des Kampfes müde; nach einigen Schüssen nehmen sie Curs nach Nordost, und bald sind sie außer Sicht.

Rauch und Flammen steigen vom Bord des „Schwarzenberg" zum sonnigen Himmel empor; meisterhaft manövrieren Tegetthoff und der Commandant des „Schwarzenberg", um das Schiff stets vor dem Winde

zu halten und das Feuer zu bemeistern. Die Flammen zischen und prasseln, Verwundete, Sterbende stöhnen und ächzen, und alle Mann sind zur Hand, um ihnen beizustehen und dem Brande zu steuern. Nach und nach stürzen die verbrannte Vormarsraa, die Fockraa, die Vormarsstenge und das stehende Gut des Fockmastes auf Bord, der Klüverbaum geht über Bord, und der weiterbrennende Untermast muss gekappt werden. Muthvoll arbeiten die Zimmerleute; brennende Stücke stürzen unaufhörlich von der Höhe, lebensgefährlich ist jeder Handgriff. Erst um 11 Uhr nachts ist das Kappen des Fockmastes zu Ende, die Fregatte kann wieder gegen den Wind steuern und, einem Wrack ähnlich, auf der Rhede von Cuxhaven Anker werfen.

„Auf Sr. Majestät Fregatte ‚Schwarzenberg'" — sagt Tegetthoff in seinem officiellen Bericht — „wurde von der Beendigung des Gefechtes an bis zum nächsten Morgen 4 Uhr amputiert und operiert, und haben die beiden königlich preußischen Ärzte, den Schiffen ‚Adler' und ‚Basilisk' angehörig, den Ärzten der k. k. Kriegsschiffe den ersprießlichsten Beistand mit wahrhaft unermüdlichem Eifer geleistet. Sr. Majestät Fregatte ‚Schwarzenberg' hat zwischen 70 und 80 Schüsse im Rumpf, hievon zwei in der Wasserlinie, Sr. Majestät Fregatte ‚Radetzky' mehrere Schüsse in der Wasserlinie, beide Schiffe haben ihre Masten und Rundhölzer zum Theile stark beschädigt, jede der Fregatten hat nur mehr ein brauchbares Boot, da alle übrigen zerschossen sind." Ungetheiltes Lob zollt Tegetthoff den Officieren und Soldaten der österreichischen und preußischen Schiffe, welch letztere keinerlei Verluste erlitten hatten; die Schüsse der Dänen waren über sie hinweggegangen.

Schwere Verluste an tapferen Soldaten und Seeleuten hatte der Tag der Kriegs-Marine Österreichs gebracht. Unter den Todten der „Schwarzenberg" war Hauptmann-Auditor Kleinert; er hatte eine Blessur erhalten und sollte eben vom Verdeck weggebracht werden, als ihm eine Kugel einen Fuß wegriss; bald darauf hauchte er seine Seele aus. Auf „Radetzky" blieb Seecadet Belsky todt. Verwundet waren Schiffslieutenant Gaal, Marine-Infanterie-Oberlieutenant Pokorny, die Seecadetten Turkovics und Schönberger; außerdem 35 Mann todt, verwundet 88 Mann. Fregatten-Capitän Jeremiasch wurde von einer vorbeifliegenden Granate niedergeworfen, aber nur leicht verletzt.

In Hamburg und Cuxhaven wetteiferte alles, den Verwundeten Hilfe zu bringen, den Österreichern Sympathien zu bezeigen. In der Heimat selbst hörte man mit Stolz von dem Heldenmuth der Landsleute, von der Umsicht und Kühnheit ihres Führers, den der dankbare Monarch zum Contre-Admiral erhob.

Thatsächlich durfte sich jede Partei mit einer gewissen Berechtigung den Sieg zuschreiben. „Von beiden Seiten," schreibt das preußische Generalstabswerk über die Kämpfe des Jahres 1864, „war der Kampf mit Kraft und Hingebung geführt worden. Die österreichischen Seeleute hatten sich unter den schwierigsten Umständen durch Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit ausgezeichnet. Den Dänen war ihre Überlegenheit hinsichtlich der Zahl der eigenen Schlachtschiffe und der Geschütze, aber auch der Ausbruch des Feuers auf dem österreichischen Flaggschiff wesentlich zustatten gekommen. Hatte letzterer Umstand den Escadre-Commandanten der Verbündeten auch verhindert, den Kampf fortzusetzen, so war sein kühnes Auftreten dem überlegenen Feinde gegenüber, kurz vor Beginn der Waffenruhe, doch von wesentlicher Bedeutung für die Stellung der Verbündeten."

Die Absicht der Dänen, den Verbündeten den Rückweg nach der Elbe zu verlegen, war vereitelt; ihre Schiffe hatten schwere Beschädigungen erlitten, sie verzichteten auf jede Verfolgung des brennenden „Schwarzenberg" und ließen den Verbündeten auch den Weg gegen Helgoland frei. Die Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit der österreichischen Flotte war glänzend erwiesen; der Name Tegetthoff war in aller Munde — zwei Jahre später sollte der „Held von Helgoland" Sieger von Lissa sein!



Ein Deutschmeister-Kampf.

Das 4. Infanterie-Regiment im Kampfe um Rozběřic, 3. Juli 1866.*)

Es tobt die Schlacht, und ihre Donner dröhnen.
Aus dunklen Schlünden zuckt der Blitz,
Und krachend und knatternd und zischend kündet
Den Tod uns des Feindes Gewehr und Geschütz.

Auf dampfendem Rosse sausen die Reiter
Das weite erbebende Feld dahin;
Sie bringen des Feldherrn letzte Befehle
Dem Heere, dem Regimente von Wien.

---

*) Das Infanterie-Regiment Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 in der Brigade Rosenzweig sollte nach 3 Uhr — am Wendepunkte der Schlacht bei Königgrätz — zunächst Chlum nehmen; doch zwang es das mörderische Feuer der preußischen Garden aus Rozběřic zum Sturmangriff auf diesen Ort. 400 Schritt drangen die Soldaten im mörderischen Feindesfeuer gegen das verbarrikadierte Dorf, räumten die Barrikaden weg, stürmten in und durch das Dorf und nahmen 200 preußische Garde-Grenadiere gefangen, von denen 24 durch Führer Julius Kämpf nach Königgrätz eingeliefert wurden. Dann stürmte das Schwesterregiment der Brigade, Gondrecourt Nr. 55, das Dorf Chlum; Deutschmeister eilten jubelnd nach. Drei Geschütze fielen in österreichische Hände. Der preußische Generallieutenant Hiller v. Gaertringen blickte verzweifelnd um sich. In dem Augenblicke, da man ihm den rettenden Anmarsch des Corps Bonin meldete, traf ihn ein Granatsplitter in die Brust, er sank todt vom Pferde. Aber das Unheil des Tages nahte nun der österreichischen Armee.

Da stehen sie ehern, die Bataillone —
Man kennt sie: Die Blauen von Numero Vier,
Stolz leuchten die Augen und sprechen die Lippen:
Die Edelknaben des Kaisers sind wir.

Erlöst man uns endlich? fragen die Blicke:
Genug ist's der Ruhe im Schlachtengebrüll,
Genug des Harrens! Das ist uns're Rolle
Nicht länger im blutigen Waffenspiel!

„Wer sind sie, die lachend und jauchzend dort drüben
Die furchtbaren Bahnen des Todes zieh'n?"
Frägt staunend der Preuße. „Das ist die Garde
Von Öst'reich, das Regiment ist's von Wien!

Schon klaffen die Lücken, sie schließen sich wieder,
Ein Gruß, ein „pfüat Gott" dem verhauchenden Freund!
Dann vorwärts, dort über die Mauern und Zäune;
Da sind wir; das Bajonnett ist am Feind

Wohl kracht es und knattert's aus Hecken und Häusern,
Wohl sucht uns und trifft uns das tückische Blei —
Wir trotzen ihm heute mit Stahl und mit Eisen,
Wir bannen der Zündnadeln Hexerei!

Ein blutiges Ringen mit Faust noch und Kolben,
In Flammen und Rauch nun um Rozběřic —
Nun sind sie umklammert; rasch auf die Kanonen,
Stopft ihnen die Mäuler, nehmt das Geschütz!

Auch das ist vollbracht . . . Stolz flattern die Fahnen,
Die alten mit Österreichs heiligem Aar,
Hurrah, wir haben's! Der Sieg ist gewonnen,
Gewendet des blutigen Tages Gefahr!

— — — — — — — — — — — — — —

Umsonst! Ein Blick nur der Sonne des Sieges,
Der letzte für Österreichs blutendes Heer!
Umklammert schon sind wir von Divisionen,
Das ist ein Morden, kein Kämpfen mehr!

Und fest hält Habsburgs lebende Mauer,
Die Schar der Blauen von Numero Vier;
Zu Bergen thürmt sich ihr Leichenhügel,
Stolz flattert darüber ihr heilig' Panier.

Schon flammet es auf in feuriger Lohe
Im Dorfe dort drüben, am Hügel von Chlum,
Schon grüßt uns der Feind mit bleiernen Pillen,
Soldaten sind wir und nicht Publicum!



Dort — seht ihr sie stürmen, die Grenadiere,
Des Feindes Garde? Und wir stehen hier?
Vergessen sie uns, gedenkt man nicht endlich
Der Bataillone von Numero Vier?

Jetzt hält er vor unseren Reihen, der Bote
Des Feldherrn, und donnert: „Deutschmeister vor,
Euch bleiben die Besten, ihr fasset die Garden,
Denn ihr seid dem Kaiser sein Gardecorps!"

Da braust es aus eisernen Bataillonen
Aufwärts im herrlichen, heiligen Chor,
Das Lied des Kaisers; im Gruß der Kanonen
Dringt es zum düsteren Himmel empor.

Und segnend erhebt die Hand zum Gebete,
Zum letzten für manchen nun der Kapellan.
Dann brechen sie jubelnd, die Divisionen,
Im Sturme die steile, die blutige Bahn.

Da hagelt's — Halloh! Oder ist's nur ein Regen,
Ein Regen von Blei? Man spürt ihn im Blut —
„Nur alleweil vorwärts! Halt's enk, ihr Leuteln,
An' Schirm braucht kein Weaner, sein Schädel is' gut!

Die Zündnadeln treffen an' Jeden net immer,
Und fallen m'r alle, so sein m'r beinand,
A' schöne Gesellschaft für d'Engerln im Himmel,
A' Freud für Sanct Peter, fürs himmlische Land!"

So hallt's aus den Reih'n, und die krachenden Salven
Des Feinds übertönt der Wiener Humor;
Da gibt's kein Halten kein Zögern und Zagen,
Schon sind wir am Ziele — Deutschmeister vor!

Nun treibt sie zurück mit reißenden Fluthen
Des wankenden Heeres wildwogendes Meer,
Doch ehern bleibt sie; dem Schlachtengewühle
Gebietet der Ruf: „Deutschmeister hieher!"

Sie brechen die Wogen, sie ziehen durch Flammen
Und Blut die Bahnen des Schreckens dahin,
Und fällt die Armee auch, die stolze, in Trümmer —
„Wir gehen nicht unter, wir Männer von Wien!"

— — — — — — — — — — — — —

Das waren die Männer von damals. Und heute
Steht aufrecht wie einst die Legion Num'ro Vier;
Sie blühet im Herzen des Reichs und der Heimat,
Die Erben der Alten, ihr Wiener, sind wir!

Nicht alle, die damals im Toben der Schlachten
Das Banner entfaltet, in Donner und Sturm,
Nicht alle erschauten im Schimmer des Friedens
Noch einmal Sanct Stefans hochragenden Thurm.

Sie schlummern im Norden, in heiliger Erde
Den ewigen Schlaf . . . Kein Kreuz und kein Stein
Benennt ihre Namen; sie ruhen und träumen
Von Wien dort, vergessen, verschollen . . allein!

Drum laßt sie uns grüßen, drum soll sich erheben,
Ein Denkmal der Treue: Ihr Monument!
Es gilt uns'ren Helden, gilt unseren Brüdern,
Es gilt des Deutschmeisters Regiment!



Ein Reiterkampf.

(Střesetitz, 3. Juli 1866.)

Es war um die fünfte Stunde am Tage des Unheiles von Königgrätz. Vorbei war alles, gebrochen alle Hoffnung, zertrümmert Bataillone, die nie gewankt, nie gewichen waren auf einem Kampfesfelde, verloren Chlum und Rozběřitz, umsonst geflossen das kostbare Blut um jene Stätten; das Verhängnis hat sich erfüllt, und Abend wird es am 3. Juli 1866, Abend für Österreichs Heer. Ingrimmig folgen die Besten dem traurigsten aller Befehle; sie führen die decimierten Regimenter vom aufgegebenen Schlachtfelde. Aber stumm und still ist es noch nicht auf diesem Felde des Schreckens. Noch sprechen die österreichischen Kanonen ihre furchtbar beredte Sprache; dem triumphierenden Sieger senden sie niederschmetternde Grüße, ihr Mund will sich nicht schließen, es sei denn, das Leben wäre aus ihren Linien gewichen, und einsam würde es da und dort um eine — Batterie der Todten.

Noch andere aber sind da, die den Tag nicht beschlossen haben, die dem eilenden Laufe des Schicksals steuern wollen — das sind die Regimenter der Reserve-Cavallerie Österreichs. Eisenfest stehen ihre Divisionen; eisenfest steht die III. seit vier vollen, bangen Stunden hinter jener gewaltigen Linie der 160 Kanonen, die mit den preußischen Geschützen von Höhe zu Höhe tödliche Zwiesprache halten.

Kürassiere sind's; die weißen, weiten Mäntel heben sich ab von dem nassen Grün der Wiesen und dem braunen, zerwühlten Ackergrunde,

Uhlanen ihnen zur Seite. Die Kugeln des Feindes finden ihre Reihen und trennen sie mit verderbenbringenden Geschossen. Und sie schließen sich wieder, immer wieder. Murren möchten die Alten und die Jungen, aber die eiserne Disciplin lebt auch im Donner der Schlacht, und nur die Officiere vorn gestatten sich ein Wörtlein der — Ungeduld in diesen kritischen Stunden. „Warten, bis ihr daran kommt," tröstet der Chef, und doch prickelt es auch in den Adern des kühnen, schneidigen Generals, der nun die Front seiner Brigade — Preußen- und Wrangel-Kürassiere — abreitet. „Bravo, Kürassiere! Wie am Exercierplatz steht das Regiment!" sagt er und betrachtet die Reiter mit den scharlachrothen Aufschlägen. Ein altes Regiment, „uralt" und das reichste an Kriegsruhm und Privilegien in Österreich! Die Nachfolger jener Arkebusiere und Kürassiere Dampierres, die einst Kaiser Ferdinand II. in der Burg zu Wien Leben und Krone gerettet haben und deshalb allezeit frei passieren dürfen im Hause der Kaiser aus Habsburgs Stamme.

Das wissen die strammen Reiter, die all diesen Kaiserdank geerbt haben, und deshalb sind sie von Eisen geblieben, auch als man ihnen das schwarze Panzerkleid genommen und sie modern gemacht hatte, zu Kürassieren ohne Küraſs. Darum wollen sie es nicht begreifen, daſs man eine Schlacht schlägt ohne sie, daſs sie sich mit Kugeln bewerfen und die Klingen in den Scheiden rosten lassen sollen, ohne einen guten Hieb zu thun nach der Väter Weise. Warten! Auch an euch kommt die Reihe.

Nun endlich, in der Stunde des Unterganges! Schon ist auch Gablenz abgezogen mit dem 10. Corps, die 3. Reserve-Cavallerie-Division soll seinen Rückzug decken. Starke preußische Cavallerie-Massen tauchen im Centrum und auf dem linken Flügel der Österreicher auf; sie wollen die Früchte des Sieges pflücken, die Weichenden vernichten. Und sie könnten es, wenn es keine österreichischen Reiter gäbe, den Kanonieren gleich an Heldenblut und Opfermuth. Schon sind die Kürassiere von Dampierre*) — sie tragen an diesem Tage den Namen eines edlen Feindes, des Prinzen Karl von Preußen, der ihnen gegenübersteht, fast Klinge an Klinge mit ihnen — im Kreuzfeuer der preußischen Batterien zwischen Problus und Střesetitz. Neue Lücken reißen die Projectile des Gegners ins Regiment; es rührt sich nicht; ein Granatsplitter reißt einem Lieutenant, dem lustigsten von allen, die Essschale vom Mantelsacke. „Schaut's, Kürassiere," meint er lachend, „nicht einmal das Essen gönnen einem die da drüben" — es war sein letzter Scherz: die nächste Granate schließt ihm den Mund.

*) Heute Dragoner-Regiment Graf Montecuccoli Nr. 8.

Der Divisionär GM. Graf Coudenhove will die Regimenter aus der Nähe der feindlichen Batterien bringen; langsam reiten sie ab. Da zeigen sich zwei Cavallerie-Divisionen des Gegners und noch mehr, Bataillone und Batterien — denen darf man nicht entrinnen, man muss sie packen. „Umkehrt-Schwenken und Attaque!" ist das Commando. Hurrah! Das ist Erlösung; nun kommen sie doch daran, des Kaisers Kürassiere. Preußen Nr. 8 vorwärts, Wrangel, die Schwarzen von Nr. 2, im zweiten Treffen, Bayern und Neipperg Nr. 10 und 12, alles Kürassiere, rückwärts, Alexander-Uhlanen Nr. 11 seitwärts und in Reserve, so geht's zur Attaque.

Blauröcke drüben: das sind die neumärkischen Dragoner von Nr. 3, die Spitze der preußischen Cavallerie-Division Hann. Sie sehen verwundert die Weißmäntel heranbrausen. Ist das ein geschlagenes Heer? Vorsichtig weichen sie, nur drei Schwadronen stark, dem Anpralle aus, aber schon sind die brandenburgischen Uhlanen nahe, Infanterie und Artillerie nicht weit: da dürfen sie's riskieren. An der Spitze der Kürassiere von Nr. 8 reitet ihr Brigadier GM. Alfred Fürst zu Windisch-Graetz, von gutem Soldatengeschlechte also, ein alter Eisenreiter vom 8. Regiment, Rittmeister damals. Nun ist er ihr Führer; sein wehender grüner Federbusch, sein blinkender Säbel weist den Reitern die Bahn. Suchen ihn auch des Feindes Kugeln und Klingen, er will der erste sein, der erste am Feinde. Dreißig Schritte vor der Front ist er, allen sichtbar, allen ein leuchtendes Beispiel. Sein Blick wendet sich prüfend zurück. Werden diese Schwadronen die blutige Probe bestehen? Abgetriebene Gäule, aber frische Reiter mit blitzenden Augen und blitzenden Pallaschen — mit diesen Reitern kann er's wagen.

Über eine ebene Wiese führt der Weg. „Prächtiger Galoppierboden," meint der Fürst, und Major Beales, sein Nachbar, glaubt es gern. „Marsch, Marsch!" donnert es nun, und „Hurrah, Hurrah!" antwortet es aus allen Reiterkehlen. Generale und Officiere voran, keine Klugheit, kein Decken und Überlegen, nichts als flammender, versengender Reitergeist. Aug' in Aug' mit dem Feinde, Säbel an Säbel, die schnaubenden Rosse hart aneinander. Schon grüßen die letzten, versprengten Jäger die anbrausenden Brüder zu Pferde. Wer noch kann, hebt den Kolben und läśst ihn niedersausen auf den feindlichen Reiter — wer aber da unten liegt auf dem bebenden, feuchtkalten, blutgetränkten Boden, den tausend, zweitausend Hufschläge treffen, der hebt schirmend die Hand über das Auge und blickt angstvoll dem sicheren Ende entgegen. Furchtbar ist der blutige Ernst des Kampfes, der einzelne ist nichts in der Stunde der

Entscheidung. Seid barmherzig, ihr rasenden Rosse, der Sturm trage euch hinweg über die blutenden Kameraden!

Den ersten mächtigen Stoß der Weißen gilt's gegen die Blauen! Hier sieht man allen voran den Brigadier, einen echten Windisch-Graetz; im Sattel hebt er sich, hoch auf zeigt sein Säbel, niemand übersieht ihn, alle kennen das Ziel, die Ehre der österreichischen Reiter. Mitten unter den Blauen, den Seinen weit voran, kreuzt Oberst James Baertling, der Commandant der jungen Dampierres, die Klinge mit einem erlesenen Gegner: Major von Schleinitz. Hart an ihm reitet Oberstlieutenant von Willisen, der Führer der Neumärker, vor, er zeigt den Schwadronen den würdigen Feind, dem sie am Abende des Sieges staunend begegnen — ein Kampf, Mann gegen Mann, wie es einst war, als die Ritter noch ihre Speere und Schwerter zerbrachen im männlichen Kampfe. Die flatternden, zerrissenen Standarten hoch über dem Kampfesgewoge, Wahrzeichen des Vaterlandes, für das sie streiten, diese Krieger ruhmreicher Heere!

Mächtig ist der Stoß unserer Reiter; er trifft und zersplittert die Front der Blauen. Und vorwärts jagen die „Achter“, gefolgt von Wrangel (heute Paar) Nr. 2, vorwärts am Abende des 3. Juli. Da donnern des Feindes Batterien, da knattern die Zündnadelsalven, und in der linken Flanke flattern die schwarz-weißen Fähnlein der brandenburgischen Uhlanen. Kanonen haben unsere Reiter nicht mehr zur Hilfe; sie sind längst verbraucht in früherer Stunde. Der Pallasch also muss wieder allein entscheiden. Hier die Säbel der Kürassiere, dort die Piken der feindlichen Uhlanen, und mitten hinein in dieses wogende Meer des Kampfes senden die preußischen Batterien, Freund und Feind tödlich, ihre Geschosse.

Da löst sich das Gefüge des Regiments; in seine Theile muss es sich trennen — hier ein Häuflein Tapferer, und dort, umringt vom Gegner, ein zweites, und dennoch brechen sie durch, wo immer es geht, durch Säbel, Piken und Bajonnette.

Alles ist im Streite, Mann an Mann. Noch flattert hoch die Standarte, ja das Banner der Brandenburger ist bereits zwei Kürassieren zur Beute geworden — aber von ihren Rossen sinken beide blutend, sie müssen ihre kostbare Beute lassen. Es geht ums Leben! General und Oberst sind im dichtesten Schlachtgewoge — schwer verwundet trägt man Alfred Windisch-Graetz zurück zum Verbandsplatze. . . . Endlich löst sich der Knäuel, die brandenburgischen Lanzenreiter selbst ziehen sich aus dem Kreuzfeuer ihrer Kameraden, bei der theuren Standarte ralliieren sich, von den „schwarzen“ Brüdern des 2. Regiments gestützt, die Trümmer

der 8er Kürassiere. Zweihundert sind übrig von den 580 Reitern, welche die Blutarbeit des Tages begonnen haben. 23 von 28 Officieren sitzen nicht mehr im Sattel, 3 sind todt, 20 verwundet, dazu 269 Mann und 363 Pferde — so viel Opfer hat kein Reiterregiment der Armee zu beklagen, der Rest aber zieht, nach vollbrachter Pflicht, ernst und ehern ab; Schritt für Schritt, Ehrfurcht gebietend dem Feinde, ein Schutzwall den gebrochenen Bataillonen.

Das war der Reiterkampf bei Střesetitz; so endete das Drama, dem eines Malers Kunst die bewegteste Scene entnommen hat. Er hat sie als Meister getroffen; der Geist jener Eisenreiter flammt in den Männern seines Bildes. Und dieses Bild wird es der Gegenwart und kommenden Geschlechtern sagen, dass die Kürassiere von Dampierre auch am 3. Juli 1866 blieben, was sie in denkwürdiger Stunde waren, die treuen und eisernen Reiter ihres Kaisers.



Regimentsfamilie und Kameradschaft.

Wie in einem wohlgeordneten Familienleben die Ehrfurcht vor dem Haupte der Familie, vor dem Vater, niemals die Liebe zu demselben, noch weniger die Liebe der Geschwister untereinander beeinträchtigt, ebensowenig verliert in der strenggeordneten Heeresfamilie das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der brüderlichen Liebe seine Kraft. Im Gegentheile, alle die Tausende und Hunderttausende, welche die Heeresfamilie bilden, sind ja als Kinder eines und desselben Vaters gekennzeichnet durch seinen Namen, vereint durch die Bande gemeinsamer Pflichten, durch das Streben nach gemeinsamen Zielen. Daraus entwickelt sich jene gegenseitige Liebe und aufopfernde Freundschaft, welche wir „Kameradschaft" nennen. Ja, die Kameradschaft ist die schönste Frucht des militärischen Familienlebens, ein starkes Band, das nicht zerreißt, auch wenn der Soldat den Waffenrock auszieht und in das bürgerliche Leben zurückkehrt.

Vor kurzem erst ist in dem republikanischen Frankreich ein schlichtes Büchlein erschienen, dessen Inhalt dem zum Truppendienste einrückenden

Recruten Lust und Liebe zum neuen Stande einflößen soll. Das Büchlein ist gewidmet: „Jenen jungen Leuten, welche zur Ehre, Soldaten zu sein, berufen sind!“ Und in der Vorrede dieses ausgezeichneten Buches heißt es: „Wir dachten, es würde vielleicht nützlich sein, ein Buch zu schreiben, das all die Einzelnheiten dieses Lebens vereinigt, um sie den jungen Leuten bekanntzumachen, seien sie vom Lande oder aus der Stadt, welche zur Ehre, Soldat zu sein, berufen sind, insbesondere für jene, für welche das Wort ‚Militärdienst‘ ein Schreckensbild ist, und welche sich häufig, in Voraussicht so trauriger Tage, durch Verstümmelung dieser jedem Franzosen vorgeschriebenen Pflicht zu entziehen suchen. Das Regiment ist eine Schule der Männlichkeit, in der man anständige, arbeitsame Männer bildet, die zu allen Opfern bereit sind und in der man euch von den edelsten Gefühlen, wie vom ‚Vaterlande‘, der ‚Familie‘ und dem ‚wahren Bürger‘ sprechen wird. Wir haben gleichzeitig gedacht, dass, wenn die zwanzig Jahre alten Franzosen einige Begriffe von dem, was man beim Regimente von ihnen verlangen wird, besitzen, sie ihre Heimat nicht ohne Rührung verlassen werden, beseelt von dem edlen Gedanken, dass es die erste Pflicht des französischen Bürgers ist, sich für die Vertheidigung des Vaterlandes auszubilden.“

So denkt man im republikanischen Frankreich über das Heer; sollen wir nicht zum wenigsten ebenso denken?

Blickt nur hinein in die Regimentsfamilie und ihr werdet wahrhaftig bei uns ebenso wie in Frankreich eine ernste Erziehung zur Arbeit, eine „Schule der Männlichkeit, in der man anständige, arbeitsame Männer bildet“, finden. Welche Mühe das Haupt der Regimentsfamilie und der „Vater der Compagnie“, der Hauptmann, allein schon mit seinen „Kindern“ hat.

Aus mannigfaltigen Lebensverhältnissen, aus verschiedenen Ständen und Berufsclassen kommen sie unter seine Obhut. Wie verschieden ist ihr Charakter, ihre Bildung, ihr Talent, ihr guter Wille! Beobachten wir doch in unserer eigenen Familie, unter den Kindern desselben Vaters, derselben Mutter Charakterverschiedenheiten, moralische und geistige Unähnlichkeiten, welche den Eltern die Erziehung erschweren. In welcher Lage ist nun erst der militärische Erzieher, welcher alle die ihm zugesandten Kinder zur Erfüllung derselben Pflichten und Aufgaben geeignet machen soll! Wie oft verstehen die Angehörigen derselben Regiments-, ja selbst der kleineren Compagniefamilie nicht einmal gegenseitig ihre Sprache, wie oft fehlen ihnen die einfachsten Kenntnisse und Begriffe; der Officier hat sie ihnen erst beizubringen, er setzt sie auf die Schulbank, lehrt sie

das, was sie eigentlich längst gelernt haben sollten, macht ihnen den Unterschied von Recht und Unrecht klar, sucht zu erkennen, was er von jedem einzelnen erwarten oder nicht erwarten darf — er muss die Besseren aus der Masse erwählen, um sie zu seinen Gehilfen, zu Unterofficieren, heranzuziehen.

Das ist eine schwere, mühevolle Arbeit. Heilige Geduld muss in der Brust des militärischen Lehrers und Erziehers wohnen, er muss sein Temperament zügeln, Nachsicht mit fremden Schwächen üben, wenn er eine Schar ungleich gearteter, im bürgerlichen Leben nur zu oft verbildeter junger Männer zu brauchbaren Menschen und Soldaten erziehen soll, wenn er sie körperlich und geistig kräftigen, ausbilden, kurz zu Männern machen will.

Wie oft muss dieser Lehrer den Übelwollenden rügen, den Stumpfsinnigen aufrütteln, den Schwermüthigen beleben, den Übermüthigen zähmen! Welche Arbeit kostet es ihm, all diesen so grundverschiedenen Menschen den einen und einzig möglichen Geist, jenen der militärischen Ordnung und Pflichterfüllung, einzuprägen!

Und es gelingt! Das sehen wir alle Tage, wenn wir nicht nach den unvermeidlichen Ausnahmen suchen, sondern die Früchte der militärischen Familienerziehung betrachten. Wenige Monate genügen, um „wildfremde" Menschen einander zu Brüdern, zu Freunden zu machen, sie aneinanderzuschließen, als wären sie gemeinsam aufgewachsen, demselben Hause entsprossen. Die Ehre ihrer Compagnie, ihres Regiments ist ihnen so theuer wie die Ehre der Familie; die Anhänglichkeit an den Vorgesetzten, der seine Aufgabe edel erfasst, ist nicht weniger innig, als die kindliche Ergebenheit für den Vater.

Man lese nach in den Blättern der Kriegsgeschichte, und man wird herrliche Beispiele dieses Familiengeistes, dieser Liebe zum Officier, dieser brüderlichen Kameradschaft finden. In der Stunde der Gefahr, im Angesichte des Todes allerdings muss der Soldat seinen Führer vor sich sehen, ihm voranleuchten an Unerschrockenheit und Furchtlosigkeit, und so sind Österreichs Officiere immer gewesen. Sie waren (das sagen mit der überzeugenden Sprache die Ziffern der Verlustlisten) die ersten im todbringenden Kampfe; sie achteten nicht darauf, dass sie, vor allen kennbar, der Kugel des Feindes vor allen ausgesetzt waren. Da sehen wir am Tage von Trautenau, 27. Juni 1866, als das Zündnadelgewehr seine fürchterliche Zwiesprache mit unserem alten Vorderlader hielt, die Bataillone der Brigade Knebel (von den Regimentern Kaiser Nr. 1 und Karl Nr. 3) den Kapellenberg hinanstürmen. Hauptmann Moller von Karl-Infanterie

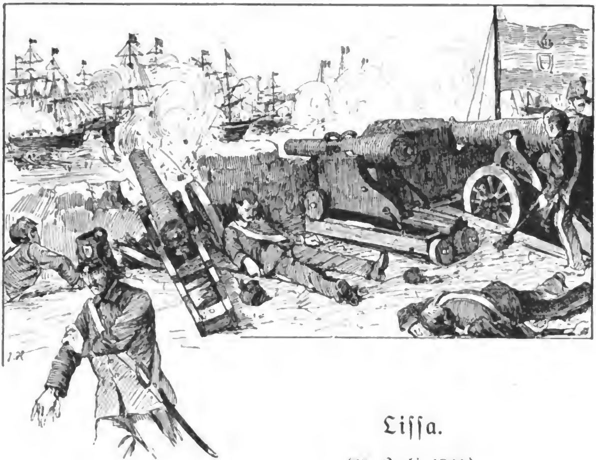
sinkt, tödlich getroffen, nieder; gleich darauf brechen drei andere Officiere, schwer verwundet, zusammen. Den Regiments-Commandanten Oberst Prehm und den Oberstlieutenant Baron Stenglin erreicht die tödliche Kugel. Oberlieutenant Petzold kann sich, obwohl schwer verwundet, nicht vom Regimente trennen. Da bricht sein Pferd, zu Tode getroffen, zusammen und begräbt ihn unter seinem zuckenden Leibe. Noch in dieser verzweifelten Lage feuert er seine Krieger an, bis ein vierter Schuss seinen Kopf trifft — bewusstlos sinkt er zurück. Hauptmann Czedik ringt sich unter seinem erschossenen Rosse empor und übernimmt an des Obersten und Oberstlieutenants Stelle das Regiments-Commando; eine Kugel trifft seine Hand, doch keinen Augenblick stockt er, den Berg hinanklimmend. Unter der hochflatternden Fahne fällt ihr tapferer Träger; dem Zugsführer Cunek, der sie erfasst, zerschmettert eine Kugel die Hand, eine andere streckt ihn nieder, aber von Hand zu Hand wandert das heilige Panier, es wird emporgetragen zur Höhe. Schon sind vier Officiere todesmuthig vorangeeilt auf die Kuppe; auch ihre Leichname decken bald den Rasen, aber ihren Spuren folgen todesmuthig die Soldaten, und der Berg wird genommen.

Das war Familiensinn, das war Liebe zum Regiment und Begeisterung für dessen Kriegerehre, das war aber auch ein glänzendes Beispiel für die Thatsache, dass österreichische Officiere in der Stunde des blutigen Ernstes immer die ersten gewesen sind und ihren Soldaten auf dem Gange zum Tode vorangeleuchtet haben. Nicht weniger als 189 Officiere und 4553 Mann hat das Corps Gablenz an jenem 27. Juni 1866 eingebüßt — wahrhaftig eine Ziffer, welche beweist, wie innig Officiere und Mannschaft zusammengewirkt haben, um den kaiserlichen Fahnen den Sieg zu gewinnen!

Und fest geschlossen, treu zusammenhaltend, sehen wir die Familie des Regiments auch in der Stunde des Unglücks. Wie freudig folgten die braven Mährer von „Prinz Emil" Nr. 54 am 23. Juli 1848 dem Helden Oberstlieutenant Baron Sunstenau zum nahezu sicheren Tode! Erschöpft von anstrengenden Märschen im glühenden Sonnenbrande, hungernd und dürstend, waren sie in Sommacampagna angekommen und hatten Rast und Labung gesucht, als sie der Feind anfiel. Eine Armee führte König Karl Albert von Sardinien an diesem Tage gegen unsere schwache Brigade Simbschen ins Treffen. Gegen zehnfache Übermacht fechten die zwei mährischen Bataillone, viele Officiere und Soldaten sind bereits verblutet; da reitet Oberstlieutenant v. Sunstenau, den Hut hoch schwingend, vor die Front und ruft die befeuernden Worte: „Držte se,

hanáci!“ (Haltet euch, Hanaken!) Und sie hielten sich bis zum sinkenden Tage, bis sie von allen Seiten umklammert, ihres Heldenführers und der meisten Officiere beraubt waren. Dann erst wichen sie von dem Schauplatze des mörderischen Kampfes. Der sardinische König selbst bewunderte diese Heldenschar und ließ den gefangenen Officieren die Säbel reichen zum Zeichen der Anerkennung für diese That.

Ja, in diesen Regimentsfamilien der älteren Zeit lebte ein starker Geist der Gemeinsamkeit; man wagte alles um des Regiments Ehre. Bei Kapolna (1848) stockt eine Escadron Montecuccoli-Dragoner (damals Hardegg-Kürassiere) vor einem heftig feuernden Bataillon. Da reitet Held Schlick vor die Front und ruft die denkwürdigen Worte: „Das alte Dampierre-Regiment ist noch niemals geworfen worden — vorwärts!“ Und vorwärts geht es; die Kürassiere sprengen das todbringende Viereck und erringen den Lorbeer.



Lissa.

(20. Juli 1866.)

Große Entscheidungen waren auf den Schlachtfeldern gefallen; der große Doppelfeldzug des Jahres 1866 neigte seinem Ende zu, und mit schweren Opfern sollte Österreich im Hauptquartiere seines mächtigsten Gegners den Frieden erkaufen. Aber auf den Wällen der italienischen Festungen wehte noch immer das siegreiche schwarz-gelbe Banner, und scharfe Wacht hielten in den Bergen Tirols, an den Grenzen Italiens, an den Küsten des Reiches wenige, aber tapfere Soldaten. Und diese Wacht war nöthig, denn wie der italienische General Cialdini zu Lande, so empfand nun Admiral Graf Persano zur See den verspäteten Drang zu Thaten.

Jetzt erst, nahe dem Abschlusse der kriegerischen Operationen, ließ sich Admiral Persano aus seiner Ruhe aufrütteln. Es musste etwas gethan werden, um Österreich die Überlegenheit Italiens zur See fühlen zu lassen und die Schlacht von Custoza auf der Adria wettzumachen. Ein Handstreich auf Venedig, Triest oder Pola schien allzu gewagt bei der Wachsamkeit der schwachen, aber raschen Flotte Tegetthoffs. Persano entschloss sich deshalb zu einer bescheideneren Kriegsthat. Die kleine dalmatinische Inselfestung Lissa, schon 1811 von den Engländern zu einem Stützpunkte ihrer Operationen in der Adria erkoren, seit 1815 von den Österreichern besetzt und verstärkt, war das Object des Persano'schen Angriffes.

Mit Landungstruppen wohlversehen, lief seine Flotte am 16. Juli gegen die Insel aus, welche eine Reihe von Forts und Batterien wohl vertheidigungsfähig, aber nur im beschränkten Maße widerstandsfähig machten. Nur fünf Compagnien Marine-Infanterie, zwei Compagnien Küsten-Artillerie und schwache Detachements von Matrosen und Genie-Truppen, im ganzen 1833 Mann hielten unter dem Theresien-Ritter Oberst Urs de Margina die mit 88 Geschützen dotierte Festung besetzt.

Nicht ohne Besorgnis sah die tapfere Schar die ganze italienische Flotte gegen die Insel herandampfen. Ein erbitterter Kampf entspann sich am 18. Juli. Die mächtigen Panzerschiffe donnerten gegen die Höhen, und unbehaglich wurde es bald in der berannten Veste. Von den Riesengeschützen des Admiralschiffs „Rè d'Italia" heimgesucht, hatte vor allem die Batterie „Schmid" einen heldenmüthigen Kampf auszukämpfen. Da flog ihr Pulvermagazin in die Luft, 40 Tapfere unter den Trümmern begrabend. Ein „Evviva" der italienischen Matrosen begrüßte diesen Erfolg. 433 Kanonen donnerten nun gegen das Fort „St. Georg" und die Batterie „Mamula", welche kaum 24 Geschütze unter Oberlieutenant Girtler und Feuerwerker Gomola vertheidigten. Die Wirkung war verheerend: die Mannschaft schwand zusammen, die Steinbrust des Forts war rasiert, die Hälfte der Geschütze zerstört; mehrere Wallkästen explodierten.

Erschöpft stellten die Kanoniere ihre Arbeit ein. Und schon dampften feindliche Panzerschiffe gegen den Hafen, um den Eingang zu erkämpfen; zwar zwang sie das Feuer der Batterien zum Rückzuge — mit verdoppelter Heftigkeit aber begann am 19. Juli der Kampf. Alle noch arbeitsfähigen Geschütze donnerten neuerdings von den Werken, die Marine-Infanteristen eröffneten ihr Feuer von den Bergabhängen und aus den Häusern auf die Panzerschiffe. „Formidabile" verbiss sich förmlich in den Kampf, bis er, von der Batterie „Madonna" schwer verwundet, ohne Anker, mit zerfetzter Takelage loskam.

Trotz alledem schien Lissa am Rande des Unterganges; am 20. Juli sollte der entscheidende Kampf und die Landung der Italiener erfolgen. Schon aber hatten auch die Hilferufe des Festungs-Commandanten den kaiserlichen Admiral ereilt; zur Rettung bereit, dampfte er am 19. Juli um 2 Uhr nachmittags mit 27 Schiffen von der Rhede von Fasana gegen Lissa ab. In drei Divisionen theilte sich seine Flotte. Die erste, welcher der Lloyddampfer „Stadium" als Aviso verangieng, umfasste die Panzerfregatten: „Erzherzog Ferdinand Max" mit der Flagge des commandierenden Contre-Admirals an der Spitze; „Habsburg", „Sala-

mander", „Kaiser Max" zur Linken; „Don Juan", „Drache", „Prinz Eugen" zur Rechten in Keilformation (vorspringender Winkel). In Kielwasserlinie folgten die großen Holzschiffe: Raddampfer „Elisabeth" als Repetiteur voran, das mächtige Linienschiff „Kaiser" mit der Flagge des Commodore von Petz an der Spitze, rechts rückwärts die Schraubenfregatten „Radetzky", „Donau", „Novara"; links die Corvette „Erzherzog Friedrich", die Fregatten „Adria" und „Schwarzenberg". Die Division der Kanonenboote unter Fregatten-Capitän Eberle machte den Schluss mit „Hum" (Flaggschiff), „Seehund", Dalmat", „Reka" links; „Velebich", „Streiter", „Wall" rechts; „Kerka", „Narenta" und dem Raddampfer „Andreas Hofer" zum Schlusse.

Ein trüber, kühler Morgen leitet den 20. Juli ein. Dichter Nebel umhüllt die Insel Lissa, vor welcher Admiral Persano seine Flotte zum dritten Angriff sammelt. Gegen 10 Uhr bricht die Sonne durch den Nebelschleier, und die Besatzung von Lissa, welche kampfbereit auf den Wällen steht, begrüßt mit stürmischem Jubel das Schauspiel, das sich ihren Blicken bietet. In vollem Anlaufe, die kleine Flaggengala an den Masten, die Flagge Österreichs stolz entfaltet, durchfurchen Tegetthoffs Schiffe die hochgehende See, und Italiens Flotte sammelt sich, mit voller Kraft den kühnen Angriff abzuwehren. Die Seemannsbrust geschwellt von kriegerischen Hoffnungen, gehen die Kaiserlichen dem Kampfe entgegen: heller Jubel grüßt die Signale des Admiralschiffes: „Klarschiff zum Gefecht, Distanzen schließen, Ausluger auf ihre Posten, mit ganzer Kraft fahren, Panzerschiffe den Feind anrennen und zum Sinken bringen!"

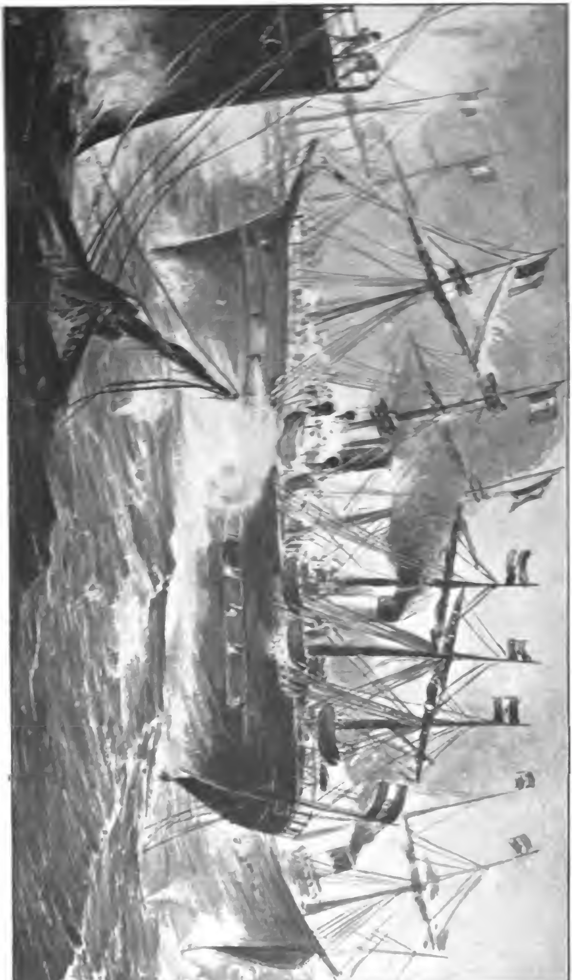
„Muss Sieg bei Lissa werden!" ist das letzte Signal, das Tegetthoff vorbereitet, und schon stürzen sich seine Schiffe kampfesfroh auf den noch nicht völlig gesammelten Feind. Angesichts der österreichischen Flotte wechselt Admiral Persano sein Flaggschiff; er übersiedelt vom „Rè d'Italia" auf den Widder „Affondatore", sein — wie er meint — sicherstes, raschestes und rammtüchtigstes Panzerschiff, dessen zwei Thürme ebensoviele 300pfündige gezogene Kanonen bergen und dessen langer Sporn dem Gegner sicheren Untergang zu drohen scheint.

Die Kanonen des „Principe Carignano" eröffnen den Kampf, und einer der ersten Schüsse bringt dem Commandanten des „Drache", Linienschiffs-Capitän Baron Moll, den Tod. Die italienische Linie ist durchbrochen, zwischen die erste und zweite Gruppe der italienischen Panzerschiffe haben sich im stürmischen Anlaufe kaiserliche Fahrzeuge geschoben und die Tete von den übrigen Gruppen getrennt. Jedes Schiff sucht sich seinen Gegner; mit unbeschreiblicher Heftigkeit rennen unsere

Schiffe theils gegen den Feind, theils wenden sie ihre Breitseiten einem ihre Genossen bedrohenden Gegner zu. Mehrere feindliche Panzer suchen die österreichische Holzflotte, welche sich — sehr im Gegensatze zu der unthätigen Holzflotte der Italiener — von vorneherein mit regem Eifer auf dem Kampfplatze bewegt, zu fassen, aber österreichische Panzer sind bald schützend zur Stelle und stürzen sich auf jene. Ein wildes Kampfgewoge entsteht; dichter Pulver- und Kohlenrauch hüllt die Streitenden ein, verhüllt die beiderseitigen Nationalflaggen, nur an der grauen Farbe der Schiffe erkennen die Österreicher den Feind.

Es ist seit Anwendung der Dampfkraft unter den modernen Geschützverhältnissen, in der Zeit der Panzerschiffe wohl der erste mörderische Seekampf in großem Stile. Bis nach Dalmatiens Küsten hin hört man den tobenden Donner der Riesenkanonen; in diesem mit Kleingewehrfeuer gemengten Getöse der mächtigen Schiffsgeschütze begegnen sich auf Pistolenschussweite Freund und Feind. Die Panzer suchen zu rammen, die bedrohten Fahrzeuge weichen aus. Schneidig gehen die österreichischen Holzfregatten und Corvetten, vor allem aber das Linienschiff „Kaiser", den gepanzerten Gegnern an den Leib, und, bösartigen Wespen gleich, umschwärmen die Kanonenboote die imposantesten Schiffskolosse, jede Luke ausspähend, in die sie einen glücklichen Schuss zu senden vermöchten — sie lenken in ernsten Momenten die Aufmerksamkeit des Feindes von wichtigeren Angriffsobjecten ab. Sie scheuen keinen Gegner, selbst dem gefürchteten „Affondatore" nahen sie verwegen. Auf Deck der Kanonenboote sind Glühöfen zur möglichen (aber nicht erfolgten) Verwendung glühender Kohlen, Enternetze und Lecktücher bereit, alle Holzschiffe haben ihre empfindlichen Leibestheile mit schweren Ankerketten verkleidet — für alles ist gesorgt, alles ist vorgesehen.

Ein grimmiger Kampf umtobt das Linienschiff „Kaiser". Die italienische Holzflotte zum Streite zu locken, war die Absicht des Commodore Petz und seiner Holzschiffe gewesen. Da stürzt sich der schwergepanzerte Widder „Affondatore" auf sie — hier und dort sucht er seinen Sporn anzubringen, bis er endlich das Linienschiff anrennt und mit seinen 300-Pfündern den mächtigen Holzbau erschüttert. Ein Deckgeschütz ist beschädigt, Peilscheibe, Maschinentelegraph und Steuercompass weggerissen, sechs Steuerleute sind gefechtsunfähig. Aber das Linienschiff kämpft weiter; mit allen Kanonen erwidert es den Angriff, und so nahe ist es dem Feinde, dass sich die Schützen im Kleingewehrfeuer erreichen. Tödlich getroffen sinkt Linienschiffs-Fähnrich Proch von der Kreuzmars auf Deck. „Affondatore" lässt los, aber „Rè di Portogallo" rückt nun dem helden-



müthig kämpfenden „Kaiser“ und seinen Holzgenossen an den Leib. Ein Hagel schwerer Geschosse überschüttet sie, der Commandant der „Novara“, Linienschiffs-Capitän Erik of Klint, fällt, Corvette „Friedrich“ ist schwer beschädigt.

Da wagt „Kaiser“ eine entscheidende That; mit ganzer Wucht wirft er sich dem „Rè di Portogallo“ entgegen. Der Stoß ist von ungeheuerer Gewalt, der Bugspriet und das ganze Scheg des Linienschiffes reißen ab, der Fockmast überkippt und bedeckt den Maschinenschlot, ein Theil des Gallions und die Kaiserkrone der Gallionsfigur fallen auf das feindliche Deck. Das getroffene Panzerschiff hat zwei Anker, einige Boote und Geschützlafetten verloren, auf 60 Fuß Länge ist seine Schanzverkleidung zertrümmert; unter einem andauernden Kugelregen zieht es sich zurück. Noch einen Gegner, die „Maria Pia“, schüttelt der brennende „Kaiser“ ab, bis ihn zwei feindliche Hohlgeschosse verderbenbringend treffen. Der Brand über dem Schlote erweitert sich, die Maschine arbeitet schwer; langsam ringt sich das Schiff auf eine Weile von dem ungleichen Kampfe los . . .

Auch die Fregatten „Schwarzenberg“, „Novara“ und „Adria“ haben tapfer gekämpft. Der „Adria“ hat eine 80pfündige Granate ein riesiges Leck beigebracht; zwei wackere Kalfater (Civilarbeiter) wagen es, in mörderischem Feuer zu stopfen und werden von einer zweiten Granate in Stücke zerrissen. Brennende Splitter übersäen die Vorkammer des Pulvermagazins, aber rechtzeitig öffnet man alle Hähne, und die Katastrophe ist abgewendet.

Indessen tobt die Schlacht auch auf anderen Punkten. Während die Mehrzahl der österreichischen Holzflotte mit feindlichen Panzerschiffen engagiert ist, ist das Centrum und der rechte Flügel unserer Panzerflotte mit anderen gepanzerten Gegnern im Kampfe. Mit besonderer Kraft und Ausdauer kämpfte von der ersten Minute der Schlacht das Admiralschiff „Ferdinand Max“. Unbeirrt durch das Sausen der Projectile, durch den tosenden Schlachtenlärm, steht auf der Commando-Brücke Wilhelm von Tegetthoff. Sein scharfer Blick durchdringt das scheinbar unentwirrbare Gewühl; von der Besahnwarte aus leitet Linienschiffs-Capitän Baron Sterneck das Schiff selbst. Schon hat der „Ferdinand Max“ zwei feindliche Schiffe angerannt; beim zweiten Stoß stürzen die Kreuzmarsstenge und Besahngaffel des feindlichen Panzers mit einer Riesenflagge auf das Vordercastell des „Ferdinand Max“. Vergeblich versucht Steuermann Carcovich die Leine abzureißen — nun macht er im heftigsten Kleingewehrfeuer die Flagge an einer Belegsklappe fest,

sie bleibt als Trophäe an Bord zurück. Vier österreichische Panzer haben sofort nach erfolgtem Durchbruche der feindlichen Linie das scheinbare feindliche Admiralschiff, den „Rè d'Italia", umdrängt; „Palestro" eilt ihm zuhilfe, zwei österreichische Panzer verlegen diesem den Weg, „Ferdinand Max" macht einen vergeblichen Rammstoß, dafür aber dringt eine Granate durch das ungepanzerte Deck in den Officiersraum nächst der Pulverkammer, zündet dort, und eilig flüchtet der brennende „Palestro" aus dem Gedränge.

Nun gilt die ganze Aufmerksamkeit Tegetthoffs und Sternecks dem „Rè d'Italia" der, wie es scheint, mit zerschossenem Steuerruder, isoliert seinen Feinden gegenübersteht. Verzweifelt feuert er seine Breitseiten rechts und links, alle Mann sind auf Deck — da dirigiert Linienschiffs-Capitän Baron Sterneck den „Ferdinand Max" mit ganzer Kraft auf die linke Flanke des Gegners. Er will vorwärts ausweichen, aber ein kaiserliches Panzerschiff verlegt ihm den Weg. Er arbeitet zurück, doch diese entgegengesetzten Bewegungen heben sich auf; das Schiff ist regungslos, und in diesem Augenblicke wird es mit entsetzlichem Stoße von der ganzen Masse des „Ferdinand Max" (4500 Tonnen) in die Flanke geworfen. Alles zerschmetternd, Panzer und Fütterung, Planken und Rippen durchbrechend, bohrt sich der Sporn in den Schiffsleib ein. In den unteren Räumen des „Ferdinand Max", wo man diese That nicht ahnt, wird alles zu Boden geschleudert; an Bord des „Rè d'Italia" herrscht starrer Schreck, grenzenloses Entsetzen. Und kaum ist der Stoß gethan, so arbeitet auf ein heftiges, starkes Läuten der von Sterneck dirigierten Telegraphenglocke die Maschine des „Ferdinand Max" mit ganzer Kraft rückwärts, der $6^1/_2$ Fuß tief eingedrungene Sporn zieht sich zurück, der Sieger ist von der gefährlichen Verbindung mit dem tödlich getroffenen Gegner gelöst.

Langsam neigt sich „Rè d'Italia" gegen Steuerbord, dann ein plötzliches Überkrengen, die klaffende Wunde (137 Quadratschuh) taucht in die Fluten, welche sich darein ergießen, und — die Katastrophe ist gekommen. Gefechtsbereit steht die Bemannung des „Ferdinand Max" auf Deck, gefechtsbereit aber ist auch die tapfere Besatzung des dem Tode geweihten „Rè d'Italia". Schon richtet sich — ein furchtbar großartiger Anblick für den Gegner — das ganze Deck auf, da gibt die Mannschaft die letzte Salve, eine Flintenkugel verwundet den Adjutanten Tegetthoffs, Linienschiffs-Lieutenant Baron Minutillo, schwer; dann verlieren die Italiener allmählich an Boden, gleiten nach Lee, und in einem Abgrund verschwindet für immer mit flatternder Flagge das stolzeste Panzerschiff Italiens.

Eine Weile stummen Staunens und Entsetzens, dann erschüttert ein tausendstimmiges Hurrah der kaiserlichen Officiere und Seeleute die Luft. Es ist 11 Uhr 20 Minuten (kaum eine halbe Stunde seit Beginn der Schlacht), und schon ist die Entscheidung gefallen; denn, wie sehr erbittert auch stellenweise noch gekämpft wird, die Schlacht ist für Persano nicht mehr zu gewinnen. Bald nach dem furchtbaren Stoße — man will eben Boote lösen und die Schiffbrüchigen des versunkenen feindlichen Panzers retten — rennt ein zweiter italienischer Panzer gegen den „Ferdinand Max", der jedoch gewandt ausweicht. Auch „Elisabeth", die an diesem Tage unter Linienschiffs-Capitän Österreicher Großes leistete, „Kerka" und „Narenta" wurden in ihren Rettungsversuchen auf der Grabesstätte des „Rè d'Italia" durch feindliche Panzerschiffe gestört.

Rasch drängen sich nun allenthalben die Ereignisse. Feindliche Schiffe gerathen im Wirrwarr selbst aneinander. Ein heißer Kampf war entbrannt, als die feindliche Spitze der Panzerschiffe in den Rücken der kaiserlichen Holzflotte gelangte und diese zu durchbrechen suchte. Neben den Fregatten sah man da die kaiserlichen Kanonenboote regsam mitstreiten.

Das Linienschiff „Kaiser", welches mit den Flammen am eigenen Bord kämpfte und, von mehreren Fregatten und Kanonenbooten gefolgt, auf Lissa zusteuerte, sah sich auf dem Wege nochmals von seinem bösen Feinde „Affondatore" bedrängt. Noch einmal überschüttete der schwerverwundete „Kaiser" aus all seinen 99 Geschützen den Widder mit seinen Geschossen. „Don Juan" und „Prinz Eugen" standen ihm hilfreich bei, obwohl fünf feindliche Panzerschiffe aus der Entfernung ihre Geschütze spielen ließen. Endlich nahm „Affondatore" einen letzten Anlauf; der furchtbarste Stoß schien unvermeidlich, da besann sich der feindliche Admiral Persano eines anderen, ließ plötzlich abfallen und kehrte, nachdem er dem verwundeten Linienschiff noch eine Zeitlang gefolgt war, mit beschädigten Ankern, vielen Kugeln im Leibe und einem kleinen Brande an Bord, gegen die eigene Holzflotte um. Einer seiner 300-Pfünder hatte noch dem „Don Juan" den Bugsprietstuhl zerschmettert und den Panzer verletzt. Der „Kaiser" lief gerettet in den Hafen von Lissa ein.

Die übrige Flotte hatte sich auf Tegetthoffs Signal „Sammeln" vereinigt und in neuer, geschlossener Gefechtsformation aufgestellt. Vergebens versucht Persano den Kampf zu retten, indem er seine unthätige Holzflotte persönlich aufsucht und aufrüttelt, er muss sich geschlagen geben. Der „Rè d'Italia" verloren, „Palestro" in hellen Flammen, „San Martino" kampfunfähig! — seine Flotte kann nicht länger das Feld be-

haupten und nimmt den Curs gegen den Canal zwischen Lissa und Busi; die Schlacht ist zu Ende.

An eine Verfolgung kann Tegetthoff bei der noch immer bestehenden Minderzahl seiner Schiffe und bei der Schwäche ihrer Geschütz-Kaliber nicht denken — er begnügt sich damit, seine Flotte in voller Gefechtsordnung dem abziehenden Gegner zu zeigen, und läſst sie um 2 Uhr, die Kanonenboote zuerst, in den Hafen von Lissa einlaufen. Schon sind sie auf dem Wege, da geht mit betäubendem Krach der brennende „Palestro" mit seiner todesmuthig an Bord ausharrenden Mannschaft in die Luft — noch im Hafen von Ancona aber besiegelte der Untergang des Admiralitätsschiffes „Affondatore", das die Hoffnung der italienischen Flotte war und nun an den Folgen seiner Verwundungen am hellen Tage versank, die entschiedene Niederlage des Feindes.

Schwere Verluste hatten die Italiener am Tage von Lissa erlitten. 400 Mann waren mit dem „Rè d'Italia", 230 mit dem „Palestro" zugrunde gegangen, 130 bei der Belagerung Lissas, 44 sonst noch in der Seeschlacht verloren, die meisten Panzerschiffe schwer beschädigt; auf kaiserlicher Seite zählte man 2 Linienschiffs-Capitäne und 1 Fähnrich nebst 35 Mann todt, 15 Officiere und 123 Mann verwundet. „Kaiser" hatte allein 850 Schüsse abgefeuert, 80 Treffer erhalten, 24 Todte und 75 Verwundete.

Am Abende, kurz vor Sonnenuntergang, erreicht das kaiserliche Admiralschiff mit dem Sieger von Lissa, als das letzte vom Kampfplatze ziehend, den Hafen von Lissa. Ein donnerndes „Hurrah" der Besatzung und Bevölkerung begrüßt den Sieger. Die Insel ist entsetzt, die über die Achsel angesehenen österreichischen „pescatori" (Fischer) haben in offener Seeschlacht der übermächtigen Flotte Italiens trotzgeboten, sind ungeachtet ihrer Minderzahl und geringeren Stärke auf allen Punkten des Kampfes mit überlegener Kraft aufgetreten. Österreich war die Ehre des ersten Seesieges unter den neuen Verhältnissen zugefallen, und bald war der Name Tegetthoffs, seines Flaggencapitäns Sterneck, des Commodore Petz und der anderen Helden von Lissa in aller Munde. Österreich und Europa zollten ihnen Verehrung und Bewunderung. Dem großen Sieger wurde des Kaisers Huld und Gnade in reichem Maße zutheil. Er wurde Commandeur des Maria Theresien-Ordens und Vice-Admiral, sein Flaggencapitän Sterneck (später Admiral und Marine-Commandant) Theresien-Ritter. Im Sinne seines unvergessenen Freundes und Gönners, des Erzherzogs Ferdinand Max, welcher den Sieger von Lissa noch aus dem Lande seines Märtyrerthums, aus Mexiko, mit innigen Worten beglück-

wünscht hatte, entfaltete er erfolgreich unsere Kriegs-Marine, bis er zu früh seiner irdischen Ruhmesbahn und seinem geliebten Vaterlande entrückt wurde.

Wenn damals der Sieg unserer Flotte, begeisternd und tröstend in schwerer Zeit, alle Patrioten Österreichs aufrichtete, so sehen sie heute mit gerechtem Stolze die Flagge von Lissa ruhmreich wehen. Sie hat sich auch in China mächtig entfaltet; schwach an Zahl, haben Österreichs Seeleute dort von neuem gezeigt, dass sie Söhne der Sieger von Lissa sind.



Wie sich Mirko das Christkind denkt.

Eine Geschichte aus der alten Militär-Grenze.

Fern im Lande der braunen Liccaner stand seine Wiege. Er lag darin „Habt acht!" und sein erster Schrei alarmierte das Haus. „Gwerrr-raus" hörte Papa-Lieutenant von der Wiege seines grundärarischen Sprossen, und die ganze Zugsstation bestaunte ehrfurchtsvoll das Wunderkind. Er machte „rechts und links schaut" und brüllte „Marsch!", worauf das gesammte Zugsdorf den reglementmäßigen Rückzug antrat.

Mit einem Lebensjahre stand Mirko, der Lieutenantssohn, schon Habtacht und machte tadellos Kehrt euch, wenn man ihm die verhasste Spartanersuppe in der ärarischen Essschale präsentierte. Mit zwei Jahren präsentierte er das Gewehr und betete den ersten Paragraph des Dienstreglements auswendig; mit drei Jahren übte er solange Laufschritt, dass dem alten Tambour Sava Pavellić vor lauter Sturmstreichen das Trommel-

fell sprang und Papa-Lieutenant außer Athem kam. Mit vier Jahren stand er am Cordon und schnitt den armen Türken barbarische Gesichter über die Grenze hinüber; mit fünf Jahren aber marschierte Mirko Sertić, der kleine Liccanerheld, stramm und traurig nach dem gedämpften Schall der schwarzüberzogenen Trommel hinter dem Sarge des Vaters einher.

Umsonst hatte Mirko dem armen Papa noch einmal alle Gewehrgriffe am Schmerzenslager vorexerciert. Kein Commandowort kam mehr von den Lippen des weißhaarigen Lieutenants, dem der ersehnte zweite Stern erst dort droben im Himmelreich aufgehen sollte. Er ließ sich den braunen Grenzerrock aus dem Kasten holen, die Knöpfe blank putzen, legte den geliebten Paraderock an, setzte den Czako auf, ein frisches Eichensträußchen drauf, salutierte vor dem Bilde des obersten Kriegsherrn, sah den armen Mirko wehmüthig an und marschierte in die Ewigkeit hinein.

Da stand er nun, der kleine Mirko, im blanken, stillen Lieutenantspalast, und Tambour Sava neben ihm, und der alte Krieger schämte sich nicht, als eine heiße Thräne über seine braune Wange auf das verlassene Lieutenantskind herabfiel. Aber — Kopf in die Höhe, Sava Pavellić! Habtacht, Mirko — unser Herrgott verläßt einen braven Grenzer nicht! Wozu hätte auch der Sava seine starken Arme, wozu wüßte er den Weg nach Gospic, in die Stabsstation! Dorthin marschierte er mit seinem kleinen Mirko, und wenn der Kleine nicht mehr marschieren konnte, dann trug er ihn huckepack, bis sie an die Thüre des Herrn Oberst kamen und behutsam anklopften. Es war nicht Rapportstunde, aber es wurde ihnen aufgethan, und der Oberst verstand, was der Tambour wollte. Für den kleinen Mirko wird gesorgt. Bald steckt er im braunen Röcklein des Erziehungsknaben, und er kommt — so scheint es wahrhaftig — nicht mehr heraus aus diesem Waffenkleide, lange, lange nicht, bis auch ihm der blinkende Stern am Kragen und die Pforte des Vogelhauses aufgeht, bis er hinausflattern darf in die schöne, weite Welt.

Es war anno 1868. Im Cadetteninstitut zu E. herrscht tolle Freude. Das Christkind naht, und allen denen, welche guten Willens sind und brave Eltern in der Wienerstadt haben, winkt es zur Heimkehr. Da lächeln die pausbackigen Gesichter der Cadettenknirpse, da flüstern sie gar fleißig in allen Correpetitionsstunden und erzählen davon, was sie von dem Wiener Christkind erwarten. Und Mirko sitzt in seiner Ecke und sinnt. Er hat noch niemals hinausgeschaut über die ärarische Mauer des „Vogelhauses", und staunend hört er deshalb von den Wundern, die es

jenseits des Vogelhauses geben soll und von denen seine glücklichen Kameraden träumen. Für ihn gibt es kein Mutterwort, keinen Vatergruß; er ist der kleine, einsame Mirko aus dem Soldatenlande.

Aber staunend und mit ein klein wenig blassem Neid hört er doch, was diese Menschlein von der civilistischen Welt erzählen, in welcher die Christbäume wachsen und ein ganz besonderes Christkind mit vollen Händen seine goldenen und süßen Gaben streut. Von den himmlischen Heerscharen hat er schon gehört, und mit Respect hat er sie dort in der Institutskapelle betrachtet, denn der siegreiche Erzengel Michael commandiert sie und der St. Paulus mit dem Schwerte steht ihm als Feldmarschall-Lieutenant zur Seite. Die himmlischen Trompeter und Hornisten mit den Pausbacken und der kleine, starke Paukenist stimmen auch noch mit seinen ärarischen Himmelsidealen zusammen. Wenn dann noch St. Martin mit dem Dragonerhelm und St. Barbara, die erste Breschelegerin des Weltalls, als General-Inspectorin der Himmels-Artillerie in Action treten, kann es dem Christkind an einer schneidigen Armee nicht fehlen.

Und wenn es sich einmal wirklich von seinem leuchtenden Himmelszelt zu einem Abstieg selbst in die ärarischen Regionen entschließt, dann trägt es gewiss die schönste Uniform der Welt, das braune Grenzerkleid, und nimmt seinen armen Papa-Lieutenant mit, damit er doch einmal sehe, wie es seinem verlassenen kleinen Mirko geht.

Mit seinen Geschenken braucht sich das liebe Grenzer-Christkindlein nicht anzustrengen. Mirko ist bescheiden. Wozu hat es denn so viele Sterne dort oben, die in der Nacht golden oder silbern blinken, geradeso wie die Knöpfe der Liccaner und Ottočaner? Da braucht es nur auszusuchen, zwei goldene oder zwei silberne und damit herabzuschweben, Papa-Lieutenant wird sie ihm schon tragen. Und er wird dem Christkind den geradesten Weg ins ärarische Vogelhaus und auf den blanken Kragen des kleinen Mirko zeigen; dort hätten sie Platz genug und könnten herrlich glänzen, herrlicher wie am Himmelszelt, wo man sie vor lauter Überfluss an Sternengeflimmer gar nicht erkennt und schätzt.

Dem kleinen Mirko aber wären diese Sternlein köstliche Himmelsgabe. Wenn ihm am Kragen der blitzende Lieutenantsstern aufgegangen ist, dann ist es ja vorbei mit allem Seufzen und Sehnen! Dann sitzt er nicht mehr still und trüb in seiner Ecke und hört von tausend Urlaubswonnen, die ihm niemals blühen; dann wird auch er hinausflattern über die graue, ärarische Mauer, und Geld wird ihm in der Tasche klingen, einen Christbaum kann er sich selber kaufen, da ihm ja doch

niemand sein Bäumlein schaffen will — ja, dann ist er glücklich und frei . . .

So träumt Mirko, das Grenzerkind, vom Christkind, und seine dunklen Augen hellen sich auf, seine braunen Wangen färben sich, ohne Neid sieht er die Kameraden die Urlaubskoffer packen; er schleicht im Schlafsaale ans Fenster und blickt zum Himmel empor und zu den blitzenden, goldenen und silbernen Sternen. Zwei von ihnen sucht er sich aus, einen für jede Kragenseite — das sind seine Lieutenantssterne. Die muss ihm das Christkind und der alte Papa vom Himmel herabtragen — dann hat er's so gut, wie die Engelsregimenter dort droben, dann ist er selber im ärarischen Paradies!



Fünfzig Jahre Kaiser.

(Ein Gedenkblatt an den 2. December 1898.)

Fünfzig Jahre! Staunend, dankbar erkennen wir, welchen Inhalt, welche Bedeutung unser Allerhöchster Kriegsherr diesem halben Jahrhundert gegeben hat. Ein Trümmerfeld, der Schauplatz blutiger Kämpfe waren weite Gebiete der Monarchie, als Franz Josef I., ein Jüngling an Jahren, ein hochragender Mann an Muth und Kraft, die Zügel der Regierung ergriff. Begeistert blickte unser Heer, das seine Fahnen auf weiten Kampfesfeldern entfaltet hatte, zu diesem Herrscher empor, der am Tage von Santa Lucia, unter den Augen des Vaters Radetzky, dem drohenden Tode lächelnd ins Antlitz geblickt, mit dem schlichten Krieger Freude und Leid getheilt hatte.

Er ist den Soldaten Österreichs ein heldenmüthiger Führer, ein liebender Vater, er ist der Armee ein zweiter Schöpfer, ein Neubegründer geworden. Unter seinem Zeichen errang Habsburgs Heer den Lorbeer von Mortara und Novara; um ihn scharten sich in ernster Stunde vertrauend Österreichs Krieger; zu ihm blickten sie jubelnd empor, als sie in Schleswig und Dänemark, auf Italiens Feldern und in Bosniens Bergen neue

Siegesbahnen beschritten; zu ihm blickten sie hoffend empor, wenn sich die Sonne des Sieges umdüsterte und schwere Prüfungen das Vaterland heimsuchten.

Und keiner dieser Hoffnungen ist die Erfüllung versagt worden. Mächtig entfaltete der Kaiseraar seine Schwingen nach den Tagen des Unheils; herrlicher, gewaltiger erhob sich in neuer, rastlos fortschreitender Zeit der Bau des Heeres auf neuer Grundlage, erfüllt von dem Geiste glorreicher Feldherren zu Lande und zur See; Erzherzog Albrecht und Tegetthoff hielten hoch Österreich-Ungarns lorbeerreiches Banner und die ruhmgekrönte Flagge von Lissa. Ein neues, ein Millionenheer erwuchs aus dem alten; kräftige Töchter, die Landwehren, blühten neben der Mutterarmee empor, starke Stützen versprachen sie ihr zu sein in der Stunde der Entscheidung. Neues Leben erfüllte den mächtigen Körper der bewaffneten Macht, wie den Körper des Staates. Alles, was gut, was groß war an den Fortschritten und Errungenschaften der Zeit, strömte ihm zu, freudige Arbeit herrschte in allen Häusern, auf allen Stätten des Heeres, und Europa bewunderte die Früchte dieser Arbeit.

Wenn sie gedieh, wenn mit frischer, stets sich erneuernder Kraft alle Glieder der bewaffneten Macht dem großen Ziele zustrebten, dann danken sie es vor allem dem erhabenen Haupte; leuchtendes Vorbild war es allen; bewundernd erkannten sie in ihrem erlauchten Herrscher und Kriegsherrn das Ideal der Kriegertugend, das Musterbild nie rastenden, nie versagenden Schaffens, heroischer Selbstverleugnung, begeisterter Hingebung an die eherne Pflicht, an das Vaterland. In seinen Augen lasen sie Mahnung und Lohn. Sein Wort war ihnen die einzige Richtschnur ihres Denkens und Handelns. In seiner Hut wussten sie ihr Geschick, vor ihm wussten sie alle sich gleich als Empfänger seiner väterlichen Liebe. Er war und ist der Leitstern des Heeres, ihm weiht es Blut und Leben, nie zu erschütternden Gehorsam, nie wankende Treue.

Und an dem Tage, der fünfzig Jahre dieses segensreichen Herrscherwaltens abschließt, erneute die bewaffnete Macht Österreich-Ungarns in all ihren Gliedern, mit ganzer Seele den Schwur begeisterter Treue. Dem erhabenen Herrscher, ihrem allergnädigsten Kaiser, König und Herrn, weihte sie sich abermals für alle Zeiten; zum Himmel flehte sie, dass die Fülle seiner Gnade herabströme auf ihn und seinen ruhmreichen Thron, dass der reichste Segen des Allmächtigen ihm immerdar bewahrt bleibe zum Heile des Heeres, zum Heile des Vaterlandes!